Fragmente aus Italien.

Natur und Kunst.

Von

Karl Grün.

München, 1862.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Fragmente aus Italien.

Natur und Kunst.

Von

Karl Grün.

München, 1862.
C. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Meinem Vater

Herrn Johann Samuel Grün

zu Lüdenscheid.

Unsterblicher Alter!

Als ich in dem ungeheuren Labyrinthe von uralten Erinnerungen und allerjüngster Auflösung umherirrte, welches Rom heißt, erhielt ich über die Alpen die Hiobspost von Deiner gefährlichen Krankheit. Sie erschreckte mich um so tiefer, als Du Dich mit solchen „Lappalien", wie das Bett hüten, den Puls hinhalten, Medizin nehmen, niemals aufzuhalten pflegtest, und den frischen Geist im gesunden Körper rüstig bis an die Schwelle der Sechsundsiebenzig getragen hattest.

Welch' quälende Erwartung, mitten im Tumult der Beobachtungen und Eindrücke, bis die heißersehnte Brieftaube, die ich umgehend begehrt hatte, ihre weißen Fittiche in den Quattro Fontane niederließ! — Dann fuhr ich fröhlich nach Neapel, durch alle Briganti hindurch, und miethete mich dem Vesuv gegenüber ein. Angesichts dieser größten Pracht der Erde, schlachtete ich dem Aeskulap einen Hahn und gelobte feierlichst, ein Weihegeschenk im Tempel der Hygieia aufzuhängen. Betrachte Dir dieses Weihgeschenk, und sieh' zu, ob es Deiner und der Göttin der Gesundheit nicht ganz unwürdig ist!

Ich habe dieses Buch „Fragmente" genannt, erstens aus Stolz und zweitens aus Bescheidenheit. Aus Stolz, weil zwei der wichtigsten Bücher, die ich kenne, ebenfalls als „Fragmente", als Ideenbruchstücke auftraten, und weil ich glaubte, daß einer der größten Menschen und Denker, Gotthold Ephraim Lessing — er führte wie Du das Alte und das Neue Testament in seinem Namen — diesen Versuch vielleicht mit einem kleinen gnädigen Nicken betrachtet haben würde. Aus Bescheidenheit, weil wirklich nur Ansätze und Anläufe gemacht worden sind, zu deren Ausführung mir Zeit, Geduld und auch die Kraft fehlten.

Es ist wesentlich fragmentarisch, wenn in einem und demselben Buche National-Oekonomie, Geologie, ästhetisch Landschaftliches, Kunstphilosophie, Religionsphilosophie, Archäologie, Kunstgeschichte und Politik nach und neben einander auftreten. Italien könnte unter allen diesen Gesichtspunkten besonders behandelt werden, und wer sich der Mühe eben so vieler Monographieen unterziehen wollte — vorausgesetzt, so viel Wissen sei in Einem Manne denkbar — der würde eben so viele lehrreiche und dankenswerthe Bücher schreiben.

Leider geht das Fragmentarische bei mir noch weiter; es erstreckt sich bis in die einzelnen Essays hinein. Kapitel, die mir vorzüglich am Herzen liegen, wie z. B. „die Antike und die neue Welt", verdienten viel gründlicher, viel ausführlicher, folglich auch weitläuftiger behandelt zu werden. Ich muß sogar fürchten, daß die concise und prägnante Art der Behandlung, welche in möglichster Kürze Alles zu sagen strebt,

bei vielen minder robusten Seelen nicht geringen Anstoß erregen wird, weil sie mehr die Resultate meines Denkens und Forschens vor sich sehen, als den langwierigen und deßhalb immer versöhnenden Weg, auf dem ich zu ihnen gelangte. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich ein offenes und grades Gemüth beleidigte; solches liegt, und das verdanke ich namentlich Dir, nicht in meinem Wesen. Freilich die Wahrheit — und auch das kommt von Dir — muß gesagt werden, und hier bin ich anderer Ansicht als die christlichen Texte; ich meine: Wehe, daß Aergerniß gegeben werden muß; aber Heil dem, der nicht anders kann als Aergerniß geben! — Es ist ja unendlich leichter und bequemer, im „Mühlroßgange" der gegebenen Verhältnisse ein „angesehener Mann" werden, als die gegebenen Verhältnisse bei Schmalbier und Kartoffeln zu bekämpfen!

So nimm denn dieses Buch freundlichst auf, lies bisweilen mit der Dir eigenen Andacht das eine oder andere Kapitel, und wenn Dir andere meiner Schriften mehr zugesagt haben, so bedenke dieses: Vierzig Jahre habe ich vegetirt; aber sechs Monate habe ich gelebt. Es sind dies die sechs Monate, die ich in Italien zugebracht habe.

Vieles ist dort in mir zusammengestürzt, was längst gewackelt hatte; manche theoretische Kritik, im Studirzimmer ausgesonnen, ist dort durch lebendige Anschauung und Versenkung in die Geschichte gewaltig bestätigt worden. Aber Eines hat auch dort die Feuerprobe bestanden; denn Eines weht mächtig durch alle Reste und Erinnerungen jener herrlichen Alten: die Pietät für das Haupt der Familie, die unbegränzte Ehrerbietung gegen den Vater.

Wenn alle Religionen der Erde zusammenstürzen, ich mache mich anheischig, eine neue auf die fünf Worte zu gründen: „der Vater mit seinem Kind.“ Das ist das menschlich Unendliche. Du weißt, auch ich war in Arkadien geboren.

Ich habe das Glück oder das Unglück, wie Du willst, daß jedesmal, wenn ich der Welt das Resultat ruhiger Forschungen vorlege, unmittelbar darauf ein politisches Donnerwetter ausbricht. Sei also versichert, daß nicht lange nach dem Erscheinen dieses Buches die Puppen in ganz Europa zu tanzen anfangen. Die Reaction sollte mich eigentlich kaufen — wie der Schiffs-Kapitän die Sturmfinken ....

Wohin das Buch zu legen ist, jedesmal wenn Du Dein Kapitel gelesen hast? In jenen geizigen und selbstsüchtigen Schrank, aus dem niemals etwas wiederkehrte, was ich auch literarisch gesündigt haben mochte. Laß uns diesen Schrank ehren, damit künftig auch unsere Schränke geehrt werden ....

In kindlichster Liebe und Verehrung

Brüssel, Mitte März 1862. **K. G.**

Inhalt.

Der Werth der Lombardei.

Der Werth der Lombardei*).

In unsern Zeiten fragt nicht nur der Engländer: „Was ist der Mann werth?" sondern die hohe und niedere Politik taxirt auch ganze Länder und Völker, und berechnet ihren Tauschwerth auf Heller und Pfennig. Der schlaue Odysseus, der den Geldbeutel hinter der Tartsche verbirgt, hat den heroischen Achill so sehr verdrängt, daß selbst nach den glänzendsten Siegen der Griechen das eroberte Land noch bezahlt werden muß. Hat man nicht Venetien mit der köstlichen Lagunenstadt unter den Hammer bringen wollen? Hat man dem Papst nicht Geldersatz für den Verlust seiner „weltlichen Herrschaft", d. h. für ein Princip, angeboten? Würden die Ungarn nicht sofort ihren Antheil an der gesammten österreichischen Staatsschuld mit Freuden übernehmen, um zur nationalen Unabhängigkeit zu gelangen?

Victor Emanuel von Savoyen hat sein Stammland, die Wiege seines Hauses, an Frankreichs „Großmuth" vertrödelt und dem Kaiser von Oesterreich die Lombardei um 200 Mill. Fr. österreichischer Schuld abgekauft. Was hat er dafür bekommen — abgesehen von der Würde eines „Königs von Italien" und dem Titel des Re unico e perfetto galantuomo? — Was ist die Lombardei werth?

---

*) Mit Hülfe der „Revue des deux Mondes".

Nach dem interessanten Werke des Stefano Jacini: „La proprietà fondiaria e la popolazione agricole in Lombardia" (1857) beträgt der Werth des lombardischen Bodens 2424 Millionen Lire (der österreichische Lire = 0,86,$_6$ Fr. oder = 6,$_9$ Sgr.); die Hypothekenschuld, natürlich im Lande selbst geschuldet, 610 Mill. Lire; die Rente von Immobilien 133 Mill., nach Abzug der Steuer und Hypothekarzinsen 58 Mill., von denen 18 Mill. auf die 304,841 Häuser und 40 Mill. auf Ländereien kommen. Der lombardische Boden bringt jährlich auf einer Million cultivirter Hektaren für 450 Mill. Lire an Rohproduct hervor. Das Ergebniß der Seidenzucht ist in runder Summe 100 Mill. Lire, das des Käses (Parmesan) 80 Mill. Lire, fast doppelt soviel als der Ertrag von Weizen. An Wein werden erzeugt 1,500,000 Hektoliter, aber diese Cultur ist fast noch ganz in ihrer Kindheit, der Rebensaft wird nur oberflächlich bereitet und von Lese zu Lese weggetrunken. Der Reis (im Jahre 1522 von Theodor Trivulzi zu Verona zuerst angepflanzt) liefert einen Jahreswerth von 18 Mill. Lire.

Getreide zusammen ergibt eine Jahresernte von 6,562,579 Hektoliter (im Werth von 127,596,548 Lire), die sich folgendermaßen vertheilen:

Weizen	1,910,617	Hektoliter,
Roggen	403,906	"
Gerste	45,512	"
Hafer	283,897	"
Mais	3,109,622	"
Reis	480,720	"
Buchweizen, Hirse u. s. w.	328,305	"

Diese Production, die für alle Cerealien außer Weizen und Mais nur sehr spärliche Quantitäten aufweist — und der Weizenertrag selbst reicht, wie gesagt, nur bis zur Hälfte des Käsewerths — gewährt dennoch eine Volksnahrung für 13½ Monat, mit andern Worten, die Lombardei führt Getreide aus, was mit der Zeit in Europa und selbst in dem Musterlande Belgien unerhört wird. Dem sehr gebirgigen Piemont erwächst also an der Lombardei eine „Kornkammer", deren Schätze durch rationelle Wirthschaft noch unendlich zu vermehren sind. Selbst in der Ebene der Niederlombardei erntet man vom Weizen nur circa 16—17 Hektol. vom Hektare (4 magdeburgische Morgen), während England 24, Belgien 22, Sachsen 18—19, Frankreich dagegen nur 10—12 Hektoliter erntet.

In den letzten 20 Jahren haben die lombardischen Gemeinden 32 Mill. Fr. für Straßenbau ausgegeben; es sind gegenwärtig vorhanden 26,947,635 Meter Straße. Die Industrie ist freilich noch in der Kindheit, theilweise sogar dahin zurückgesunken. So fabrizirt das Land keine Seidenstoffe mehr, sondern führt lediglich die Rohseide aus. Im Veltlin, zu Bergamo und Brescia, ist eine junge Eisenindustrie entstanden, die jährlich 11 Mill. Kilogramm Gußeisen zum definitiven Werthe von 11 Mill. Lire liefert. Aber auf diesem Gebiete ist es nun Piemont, welches dem annexirten Ackerbaulande hülfreich entgegenkommt, indem es ihm zunächst den vortrefflichen Stapelplatz und Ausfuhrhafen Genua darbietet. Genua wird die Lombardei in den Weltverkehr einführen und dadurch ihre industriellen Kräfte wecken.

Die Lombardei hat bisher gehörig Steuern bezahlt, und zwar im Verhältniß zu ihrer Productivität ganz

außerordentlich hohe. Sie zahlte im Jahre 1854 29,205,764 Lire Grundsteuer oder 33 Procent ihres reinen Einkommens vom Boden, ein Drittel des gesammten Arbeitsertrags! Im Jahre 1855 zahlte das Eigenthum gar 36 Proc. des Einkommens! Die Gesammtsteuer betrug damals 80 Mill. Lire oder 68 Mill. Fr. Bei dieser Gelegenheit kann man lernen, wie wenig Zahlen an sich, ohne Hinzuziehung der Verhältnisse, bedeuten. Die Lombardei enthält 3 Mill. Einwohner, Belgien 4½ Mill.; danach müßte Belgien zahlen 102 Mill. Fr. Steuern, es zahlt aber circa 150 Mill., also 33 Proc. mehr als die Lombardei, welche sonach sehr leicht belastet erscheint. Aber Belgien hat 1000 Mill. Fr. Rohertrag vom Boden, die Lombardei nur 370 Mill. Fr., und die belgische Industrie entspricht dem dortigen Ackerbau, was die gesammte Rohproduction auf 2 Milliarden erhebt. Die Lombardei bringt es schwerlich auf das Viertel dieser Summe.

Es bleibt jetzt zu sehen, welchen Einfluß die blutig eroberte Freiheit auf die Hülfsquellen der Production ausüben wird; es bleibt besonders abzuwarten, ob auch die gesegnete Lombardei durch die unerbittliche Walkmühle des modernen Kapitalismus hindurch muß, der sich vom Sitze des „großmüthigen Alliirten" aus über die civilisirte Welt verbreitet hat.

Die Lombardei besitzt von uralter Zeit her ein kostbares Pfand der regelmäßigen Entwickelung und Selbstverwaltung, nämlich die Gemeindeverfassung. Im Jahre 1755 codificirt, 1816 und selbst 1857 bestätigt, gewährt der Convocato, d. h. Gemeindeversammlung, die breiteste Grundlage ächter Demokratie, und hoffentlich hat Victor Emanuel in seinem Ausfalle wider die „Municipien",

welche sich überlebt hätten, nicht den Convocato mit gemeint. Grundgesetzlich ist nämlich jeder Eigenthümer zum Eintritt in die Gemeindeversammlung berechtigt (in Ungarn haben bekanntlich auch die Weiber Sitz und Stimme), welche über Gemeindesteuer, öffentliche Ausgaben und Arbeiten endgültig beschließt, den Schullehrer, Arzt und die deputazione triennale oder das ausführende Schöffencollegium frei erwählt. Es bestehen im Lande 1587 Communen, von denen leider 522 nicht mehr die directe Regierung ausüben, sondern je 30 Räthe ernennen, welche Alles besorgen, — die ewige Abschwächung volksthümlicher Institutionen, welche im gesammten Germanenthum zur Zeit Karl's des Großen begann.

Wie wichtig und anwendbar der Convocato in der Lombardei ist und wieder werden könnte, geht aus einer Uebersicht über die Vertheilung des Grundeigenthums hervor. Fideicommisse sind selten; die Erbtheilung ist wesentlich auf das Princip der Gleichheit gegründet. Es gibt allerdings hocharistokratische Familien im Lande, wie Jedem aus der berufenen Sequestergeschichte erinnerlich ist; aber die 3000 adeligen Grundbesitzer haben doch nur ein Fünfzehntel des Bodens inne. Im obern gebirgigen Theile des Landes zahlen noch hin und wieder einige Güter Zehnten; vielfach herrscht noch der contratto di livello, eine Art ewiger Emphytheuse, mit Ausschluß jedoch aller persönlichen Abhängigkeit. Das Land umfaßte 1850 437,723 Besitzthümer auf 2,835,219 Seelen (Zählung vom 31. August 1854). Das ergibt einen Eigenthümer auf sieben Seelen und auf $6^1/_5$ Hektaren vorhandener Oberfläche, oder auf $3^1/_4$ Hektaren cultivirten Bodens. Gewiß ein vernünftiges Verhältniß, das keine trüben Aussichten eröffnet.

Die Zahl der Grundstücke steigt allerdings mit der Erbtheilung und der Bevölkerungszunahme. Aber die Bevölkerung überholt die Zersplitterung des Bodens, und ist an sich selbst außerordentlich schwach. Von 1818—1854 ist nämlich die Bevölkerung der Lombardei nur gewachsen um $0{,}_9$ Proc., während sie in Oesterreich und Rußland um 1 Proc., in Preußen um $1{,}_{46}$, in England um $1{,}_{11}$ Proc. stieg.

Das interessante Gebiet von den Alpen bis zum Po, von welchem hier die Rede ist, besteht aus drei wesentlich verschiedenen Boden- und Productionsgruppen, deren jeder sozusagen ein besonderer Menschenschlag entspricht. In der Poebene sind Dialekt wie Gesichtszüge ernst und schwerfällig; um Mailand und Como lebhaft, von Unternehmungsgeist zeugend, man will dort sogar die vielen Diphthongen auf die Celten zurückführen; in Bergamo und Brescia sanguinisch, heftig, dabei massiv. Einig sind alle drei Gruppen in ihrem Reichthum an Phantasie, der den gesunden Menschenverstand nicht ausschließt. Deutsches Blut von Theodorich's Zeiten her macht sich in der Poebene noch vielfach geltend durch weiße Haut und blondes Haar. Reisende Beobachter erklären die politische Solidität der Bolognesen aus demselben Racengrunde, so daß also unsere „katholischen“ Politiker gegen die eigene Stammestugend gewüthet hätten!

In der obern Berggruppe herrscht die größte Freiheit und der relativ größte Wohlstand. Grundgesetz der Güterwelt ist kleines Eigenthum und kleine Cultur, selbst ist der Mann und er steht auf dem Seinigen. Erträglich ist das Verhältniß noch in der mittlern Region, die Arbeit geht noch nicht betteln bei der Mezzeria oder dem Meierthum auf Halbpart, wenn auch mannigfach Boden- wie

Culturverbesserung an finanziellen Bedenken des Meiers scheitern muß. In der Poebene endlich dominirt großes Eigenthum, Großcultur, Pacht, Tagelöhnerei, folglich Einzelreichthum und Massenproletariat. Ein sehr geübter Beurtheiler agronomischer Zustände ruft angesichts dieses im Garten Europa's wuchernden Unkrauts schmerzerfüllt aus: „So bringt es denn ein seltsamer und betrübender Contrast mit sich, je fruchtbarer der Boden, um so ungünstiger ist die Lage derer, welche ihn bebauen, und in der Umgegend von Mailand, in den Bezirken mit dem einträglichsten Boden in Europa, in der Marcite, trifft man die elendesten Feldarbeiter der ganzen Lombardei an!“ Wir bemerken hier nur ganz beiläufig, daß dieser Contrast wohl „betrübend“, aber keineswegs „seltsam“, sondern außerordentlich natürlich ist, denn bald wird es keinem Menschen mehr ein Räthsel sein, warum bei durchgeführter Geld- und Lohnwirthschaft die größere Productivität der Arbeit einer stets geringern Antheilsquote vom Endresultate entspricht. Ganz im Einklange damit wachsen auch die Hypothekarschulden mit der Größe des Besitzes. In der ganzen Lombardei beträgt die Schuld, die auf dem Boden haftet, 24,$_{79}$ Proc. des Grundwerths, in der hochgelegenen Provinz Sondrio aber nur 1,$_{50}$ Proc.! Das steinreiche England mit enormer Großcultur, wie sie im Buche steht, hat eine Hypothekarschuld von 50 Proc. des Grundwerths; das relativ arme Frankreich schuldet nur 10 Proc. des Grundwerths. Zwischen Ostpreußen und der Rheinprovinz stellt sich derselbe leicht begreifliche Contrast heraus.

Auch der Viehstand ist höher, rentabler auf kleinerem Eigenthum als auf großem. Der Werth des Viehs in der Lombardei geht in folgender absteigender Linie von

der Alpenhöhe zur Poebene, von der Provinz Sondrio durch Como, Lodi, Pavia, Mailand, Bergamo, Brescia, Cremona, Mantua herab: in der erstgenannten Provinz trägt der cultivirte Hektare einen Viehwerth von 237 Lire; in den folgenden fällt er also: 196, 161, 157, 140, 138, 126, 110, 94. Schließlich ist auch die menschliche Bevölkerung am stärksten in den Gebieten mit Kleincultur, sei es im Eigenthum, sei es im freien Meierthum.

Die alte Rechtsidee der Germanen, Italiker und Slawen, daß Eigenthum sich nur auf Bewegliches erstrecken könne, das Festliegende aber nur seine Oberfläche zur einstweiligen Nutznießung darbieten könne, im Grunde aber stets das Allgemeine bleibe, welches der Gemeinde gehört, diese Rechtsidee hat noch ihre Geltung im obern Gebirgslande der Lombardei. In der Provinz Sondrio sind annoch von 480,000 Hektaren erst 23,500 im besondern Eigenthum; im übrigen vertheilen die Gemeinden das Land unter die einzelnen Familien, unter Vorbehalt des Rückfalls nach gewisser Zeit. Der Einzelne zahlt für diese Nutznießung einen gewissen Tribut an die Gemeinde. Auch gibt es in der Provinz Sondrio kein Ackerbauproletariat; die durch die Arbeit einer Generation wachsende Grundrente gehört Allen, d. h. der Gemeinde. Dort oben baut man jedoch nur die gewöhnlichen Getreidesorten.

In der mittlern Region, Hügel und Hochebene, wo kleine Grundstücke auf Halbpart an Meier verpachtet sind, tritt der Maulbeerbaum und die Seidenraupe auf. Die Beobachter klagen, daß dieses früher so erträgliche System leider bereits durch härtere Bedingungen am Ausarten und Verderben sei. Bis jetzt hat es in der weichsten und goldensten Sprache geheißen: L'ombra del gelso è l'ombra

d'oro — des Maulbeerbaums Schatten ist goldener Schatten.

In der Tiefebene des Po endlich kommt der Reis und das ausgetretene Wasser zum Mais und zum Weizen; das große Eigenthum bezieht das Gold, des Schattens ist wenig, auch ist er nicht mehr golden. Das Geldwesen herrscht, und der Arbeiter ist nur spärlich am Besitze betheiligt.

So lebt man in der Lombardei, welche 13 bedeutende Städte, 115 Flecken und 1981 Landgemeinden zählt. Die städtische Bevölkerung verhält sich zur ländlichen wie 6:10. Der „König von Italien" aber hat einen Edelstein in seine Krone geflochten, welcher blos noch der Politur bedarf. Oder vielmehr, um die Verantwortlichkeit des bewaffneten Präsidenten nicht zu schwer zu machen, es wird von der Einsicht der Italiener und der glücklichen Entwickelung der richtigen ökonomischen Praxis abhangen, ob das freie Land zugleich auch ein zufriedenes, täglich sich den Genuß eroberndes Land sein wird.

Von Genua nach Pisa.

Die Natur des Apennin.

Von Genua nach Pisa.

An Fräulein Cäcilie A . . . . . zu Leipzig.

Anfang März 1861.

Ich las in Herrn v. Lossow's „Handbuch zur Reise nach und in Italien": „Das Fußreisen in Italien ist jedem gründlich zu widerrathen." Als Commentar, wahrscheinlich zu dem Worte „jedem", findet sich im Anhange gedachten Werkes folgendes Formular in italienischer und deutscher Sprache: „Der Baron (oder Hr. v. N.), der Geheimrath Sr. Majestät (oder Königl. Hoheit) des Königs (oder des Großherzogs oder Herzogs) von . . . . . empfiehlt sich gehorsamst dem Herrn P. P. mit der Bitte, ihm in Begleitung seiner Familie (oder Freunde) die Besichtigung seiner Antikensammlung zu gestatten, und sagt demselben schon im voraus seinen ergebensten Dank dafür."

Dies erregte bei uns eine doppelte Gedankenreihe. Einmal, Hr. v. Lossow hat vier Auflagen bei J. Remak in Berlin erlebt; wie wäre es, wenn uns derselbe in der fünften die 4000 Barone, Herren v. N. und Geh. Räthe Sr. Majestät und Ihrer diversen Königl. Hoheiten mittheilte, so unser deutsches Vaterland bevölkern? Unser zweiter Gedanke war: wir gehen zu Fuß nach Pisa!

Ein Wort, ein Mann, bisweilen auch eine Frau. Wir consignirten unser Gepäck auf dem Bureau der Dili-

gence, die nach Florenz geht, ich hängte die Jagdtasche um, zahlte die Rechnung und schwang den Hut. Von Genua nach Pisa sind so etwas wie 36 gute Wegstunden; aber wir wollen doch sehen, ob man sich nicht, auf gute Reisehandbücher gestützt, durchfechten kann.

Es war 8 Uhr Morgens, als wir die geliebte Salita hinauf zur großen Post hinsteuerten. Die Via nuova brachte uns rechtshin zum Theater Carlo Felice, und von dort führte uns die Via Giulia langsam in's Freie. Die Bauernkarren, mit Mauleseln und geduldigen Müllerthieren bespannt, fuhren gerade zu Markte. Eine sanfte Bergwindung beförderte uns in das Dorf Quinto; unterwegs sahen wir die ersten Pfirsichbäumchen in rosiger Blüthe. Wie das dem Menschen und dem Wanderer Muth macht, wenn er auch die Natur so früh im Jahre arbeiten sieht! Man schreitet doppelt wohlgemuth fürbaß. In Nervi, einem unendlich langen Borgo, zwei Stunden von Genua, nähern wir uns dem Meere. Prächtige Rosenbüsche blühen im Freien, wir blicken durch neidische Gitter in herrliche Gärten, die nach dem Meere zu abfallen. Sauber ist das Dorf, man sieht und hört hämmern, hobeln, schaffen, kaum betteln. Da ist das Meer! o smaragdner Wellenschlag, gib mir den Takt und das Maß zu meiner Prosa, daß sie harmonisch einherschreite und den Freunden daheim wie ein würdiges Echo erscheine jener reizenden ligurischen Küste! Mit der metrischen Form ist es ohnehin für lange, lange Zeit vorbei; sie ward seit Platen und Lenau gar zu schimpflich compromittirt.

Jenseit Nervi pflückte ich ein Echium, eine Arnica montana, sah Tararacum in Masse, der Bellis perennis gar nicht zu gedenken. Die Rebe windet ihre Festons

noch dürr von Kastanie zu Kastanie. Cacteen und riesige Aloën, freilich auch noch ohne Blumen, säumen das Ufer des Meeres. Vor Recco standen sechs Fuß hohe Erbsen in weißer Blüthe; etwas weiterhin Bohnen, schmackhafte, vielverkannte Saubohnen. Schmetterlinge vagabundirten umher, von Blüthe zu Blüthe ihre Treulosigkeit treibend. Die Oelbäume haben längst begonnen, sie werden jetzt immer häufiger; es ist Erntezeit, man schlägt gerade die ovalen schwärzlichen Beeren ab; aber die Bäume sind hier noch staudenähnlich, wie verkrüppelt. Wir nehmen die Frucht in den Mund, der braunrothe Saft mundet zuerst wie Tinte, aber hintennach schmeckt man den Salat und speit aus.

Je dichter die Oelpflanzungen werden, desto mehr bestimmen sie den Ton der Landschaft; die Blätter der Elaia sind oben fahlgrün, auf der untern Seite silbergrau. Weht nun ein sanfter Wind durch die Pflanzungen, so erhält die Natur ein graugrünes, fahles Ansehn, eine wahre Aluminiumfärbung, die merkwürdig schön mit dem dunklen Meere contrastirt, welches bald ein tiefes Blau, bald ein Smaragdgrün zeigt. Ich klettere die Höhe hinauf, hole Blumen von den Felswänden herab, die mir unbekannt sind, deren Arten aber sicher zwei Monate vor unserm Norden voraus haben. — Wer wird das Reisebuch für ästhetische Vagabunden schreiben, welche die Menschenkinder und die Blumen und die Steine der Erde lieben, ein volles Herz und einen leichten Beutel haben? Man wird durch die Eisenbahnen jetzt billig nach Hesperien geschleudert, und wenn man dort ist, soll man Extrapost fahren!

Recco ist ein stadtähnlicher Ort, vier Stunden von Genua; die Straßen sind sauber gepflastert, auf ligurische

Manier, die Kirche steht auf freiem Platze. Als ächte Fußreisende treten wir in ein kleines Albergo ein, wo uns Freitagskost bescheert wird: Eier, Brod, Käse, Wein. Wir hatten die Wahl zwischen Montferrat und Sicilianer. Die Eier werden höchst einfach zubereitet: die Wirthin stellt einen Topf mit glühender Asche vor uns, auf welcher eine eiserne Pfanne sitzt. Die Eier consolidiren sich pflichtmäßig, und es steht nur bei uns, wie hart wir sie werden lassen wollen. Die Wirthin, welche ein reines Tischtuch aufgedeckt hatte, glaubte sich dafür schon etwas herausnehmen zu dürfen, und frug uns nach unserer Nationalität. Nach den landläufigen Begriffen ist man in Italien entweder Francese oder Inglese oder Russo. Ich sagte also der Frau, daß ich Prussiano sei, was sie in nicht geringes Erstaunen setzte, da nach ihrer Geographie die Prussiani noch weit hinter den Russi wohnen. Als ich aber hinzufügte, wir würden nächstens eine Nazione germanica werden, 40 Millionen hoch von Osten bis Westen, da gingen ihr die Schleusen des historischen Verständnisses auf und beifällig lächelnd sagte sie: Come noi. — Sehen Sie, liebe Cäcilie, ich sitze hier in Recco, und kein Mensch, Ihren Vater etwa ausgenommen, hat die geringste Vorstellung davon, wo dieses Recco liegen mag, trotz des vortrefflichen deutschen Schulunterrichts; aber dieses come noi versetzte mich in eine wahre Wuth, die ich an einer harten Käsrinde ausließ, und da ich im Zorn alle Sprachen der Welt vortrefflich spreche, so stieß ich hervor: Altro ci è! Lassen Sie sich das von Professor Wuttke erklären.

Frisch gekräftigt marschirten wir die steinige Steile nach Ruta empor, das hoch oben auf dem Vorgebirge zum andern Male ein Nachtlager anbot. Auch dieses verschmähten wir,

und aus vollendetem Uebermuth verließen wir sogar den nächsten Weg nach Rapallo und stiegen über Santa Margarita an's Meer hinunter. Sie wissen, welche Achtung ich vor Consuln habe, aber der Generalconsul N. zu Genua, der uns diese Extratour anrieth, soll es mir sicherlich büßen. In Santa Margarita werden Spitzen geklöppelt, und zum Wahrzeichen dieses glänzenden Elendes hat man den ganzen Weg, nein, die halbstündige Treppe hinab, mit Spitzen gepflastert; diese Spitzen sind obendrein massiv, von Stein, sind dicht nebeneinander gesteckt, auch nicht für einen Damenfuß, nicht für den einer Chinesin Zwischenraum! Und da fängt man an zu springen, weil doch die vermaledeite Treppe irgendein Ende nehmen muß. Aber immer schmerzlicher tritt man sich hinein, und die dummen Olivenbäume auf beiden Seiten sehen regungslos zu und bilden eine wahre Eingangshalle zum Inferno. Das hat Dante in seiner Hölle vergessen, sowie auch den Generalconsul N. hineinzuspediren, um ihn dort wenigstens eine halbe Ewigkeit mit geschundenen Füßen braten zu lassen. Ich aber werde mir von dem Podesta zu Santa Margarita ein Attest ausfertigen lassen, daß ich wirklich von Ruta nach Santa Margarita hinabgestiegen bin, und mit diesem Attest hoffe ich am jüngsten Tage meinem bösen Engel ein für alle mal Schweigen aufzuerlegen.

Ueberhaupt sah ich nie so entsetzlich viele Steine als auf der Apenninabdachung, und bei einer neuen Ausgabe von Malte Brun oder Stieler stimme ich für die Bezeichnung: Liguria petraea. Zu unserm Troste erschien das Meer wieder bei Santa Margarita und schwemmte unser Fußweh wie unsere verdorbene Stimmung weg — nach der spanischen Küste zu.

Bald merkte ich, daß wir obendrein einen stattlichen Umweg gemacht hatten, denn die Straße nach Rapallo zog sich entsetzlich um eine lange schmale Bucht herum. Es begegneten uns zum Ueberfluß sehr viele Frati Cappuccini und Weltgeistliche, von denen die ersteren immer laut und freundlich grüßten, die letzteren aber die Reverenz abzuwarten schienen. Am Ende des ersten Tages wußte ich genau, welcher Geist auf der Riviera di Levante herrscht: Heerden von Mönchen, Dächer von weithin schattenden Hüten, ein böotisches Landvolk, auffallend viele Verrückte — und das alles im irdischen Paradiese. Wie ist die Welt doch so wunderlich eingerichtet!

Die Locanda zu Rapallo — o hätte ich Hogarth's Griffel und Balzac's Feder! Wir treten bei einem Schilde ein, verlieren uns in einem langen Gange, der zugleich Küche und Saal ist, werden von dem Wirthe wieder auf die Straße gesetzt und zwei Häuser weiter eine stichdunkle Treppe hinaufgeführt. Oben öffnet sich eine Art Heuboden mit einem langen Tische und einem Fenster auf den Altan; von da werden wir in einen wüsten Schlafsaal mit zwei riesigen Betten geführt. S'accomodi! Machen Sie sich's bequem! Ungemachte Betten, kein Waschwasser, kaum ein Stuhl, fingerdicker Staub.

Ich stürze wieder in den Heuschuppen, befehle Wein, Brod, Abendessen. Der Padrone hält seinem Wein eine flüssige Lobrede, behauptet er sei von la Spezzia und habe seines Gleichen in der Welt nicht, drückt sich und erscheint nicht wieder. Zu Tische setzt sich ein junger freundlicher Ingenieur, bei der Nivellirung der ligurischen Eisenbahn beschäftigt, spricht reines Italienisch, klagt, man verstehe das Volk nicht und werde nicht von ihm verstanden,

jammert über die impertinenten Geldforderungen hier zu Lande — meine Silbergroschen in der Tasche bekamen Krämpfe — und schließt: Non sono Italiani, sono porci. An einen Tisch hinter uns pflanzt sich ein Commis-Voyageur, der Italienisch, Ligurisch und Französisch spricht; vor ihm brennt ein schmaler Oeldocht, vor uns auch. Wir fangen an zu raisonniren, er auch.

Endlich erscheint die Köchin, Magd, Aufwärterin, setzt dem einen etwas vor, der andere reclamirt. Sie versteht nichts, weder Italienisch noch Ligurisch, und ist dabei von ausgesuchter Häßlichkeit, mit einem Kropf versehen. Der eine nennt sie den „Thurm von Pisa", der andere „Meerschwein", ich nenne sie „Rafael's Madonna". Sie versteht nichts, wir lachen, sie trägt noch einmal auf — und verschwindet für immer.

Es war erst 8 Uhr, aber es fröstelte uns, die Spitzen von Santa Margarita zuckten in unsern Füßen, wir begaben uns zur Ruhe. Aber keine Thür schloß und kein Fenster; der Commis und der Ingenieur lachten noch eine Stunde lang über den „Thurm von Pisa" oder das „Meerschwein", und als ich eben entschlafen wollte, hub ein Kerl auf der Straße an so laut und so anhaltend zu schreien, daß ich glaubte, ganz Italien sei zusammengelaufen, um mir ein Ständchen zu bringen. Ich hörte den Kerl über das Pflaster wegtraben wie einen angeschossenen Büffel, weithin seine Stentorstimme tragend. Dann kam er wieder zurück und begann sein Concert von neuem unter meinem Fenster. Schlaflos stellte ich Berechnungen über die Lunge dieses Büffels an und beruhigte mich erst in dem Gedanken, dies sei wahrscheinlich der berühmte grido

di dolore, der „Schmerzensschrei Italiens“. Nur kann ich schwören, daß Mario in der italienischen Oper zu Paris schöner sang als dieses Nationalvieh.

Morgens um 6 Uhr am 2. März aufgestanden, uns reisefertig gemacht. Schuhe werden hier nicht geputzt, Kaffee trinkt man nicht in der Locanda. Gestiefelt und gespornt machen wir unserm Wirthe einen Morgenbesuch im andern Hause, wo derselbe behaglich seinen Kaffee trank, zahlen, was wir sollen, denken, was wir wollen, nach dem Axiom sittlichster Staatsweisheit, und messen das Pflaster des langen Rapallo, dessen 7000 Einwohner noch fast alle schlafen. Links entdecken wir: Caffè del Oriente. Ein Aufguß auf vorigjährigen Satz wärmte leiblich unser Inneres. Die Sonne war schon am Himmel, sie stahl sich eben zu unserer Linken über den Apennin. Es wird heiß werden. Ohne Murren wandern wir im frischesten Schatten der Berge und Oelbäume. Ein paar mal erblicke ich Bilder hinter den Oelbäumen an der Mauer des Weges; ich stürze darauf zu, mich vor Pallas Athene niederzuwerfen, der hohen Patronin des Oeles und der Weisheit. Ach, es sind nur Caricaturen von Marienbildern, und mein Ketzerthum verbietet mir, das Knie zu beugen.

Im großen Zickzack geht's bergauf, bergab, um eine weite, weite Doppelbucht des Meeres; das Gehen hat hier wirklich Selbstzweck, man kommt kaum von der Stelle. Wir laufen zwei gute Stunden und da liegt Rapallo freundlichst grüßend gegenüber! Aber welchen Lohn bietet hier das Wandern! Es ist unsäglich, wie schön das Meer

ist, wenn die unendliche Smaragdfläche am spitzen Uferfels ihren schneeweißen Schaum aufkräuselt. Der Kalkboden erzeugt die weißen Quellwasser, die zu Sturzbächen anschwellen und über dickste Kiesel und Sandblöcke zu unserer Linken herabsetzen. Oft ist ihr Weg vom hohen Gipfel herab mit mächtigen Cypressen, wie mit Wegweisern der Natur, bezeichnet; dann fallen sie in den Kanal unter der Landstraße her, von menschlicher Kunst eingefangen; aber auf der andern Seite geht's wieder in angeborener Freiheit hinab zum Meere, wo die üppigen Naturkinder einen frühen Tod finden. Wie oft erblickt man das Meer durch ein Bouquet von Pinien hindurch, grün wie das reinste Gold im Flusse. Es ist eine Tonleiter von Farben in dieser Welt, von der man keine Ahnung hat, die man keinem Maler glaubt, bis das Urgemälde vor uns liegt: Graues Gestein mit Bergwasser, silbergrüne Oelbäume, Piniengrün, Meergrün, das alles unter der azurnen Decke!

Kurz vor Chiavari fällt der Weg ab, steile Felswände nach oben wie nach unten stützen den Berg Gelber Thon wie Ockererde, tritt vor; der Oelbaum weicht zurück, ein Wald von immergrünen Eichen thut sich auf. Aber das ist nur der Rand des Thalkessels von Chiavari, zu dessen Tiefe wir jetzt auf wahrer Wendeltreppe hinabsteigen. Bald überwölben uns wieder die Oliventerrassen, die hier ähnlich gehalten werden wie die Rebe an Rhein und Mosel, nur daß die hiesigen Terrassen begrast sind. Dann lachen uns Orangen und Citronen aus den Gärten von Chiavari entgegen; der Raps steht in Blüthe, Erbsen und Bohnen nicht minder.

Am Meeresufer selbst liegt die Stadt Chiavari, von einem muntern und patriotischen Völkchen bewohnt,

das Sehnsuchtsziel der Beamten, denen die größeren Städte einstweilen versagt sind. Das saubere Marketteriepflaster beginnt wieder, die Hauptstraße führt durch eine doppelte Arkadenreihe; die Handwerker, Schuster, Schneider, Klempner sitzen unter den alten Rundbogen im Freien und athmen arbeitend die himmlische Luft. Es ist Markttag, Menschen und Vieh drängen sich. — Wir erreichen den großen Platz nach der See zu, die Vetturini überfallen uns meuchlerisch: „Nach Spezzia, nach Spezzia!“ Wir aber halten ihnen die eherne Stirn der têtes carrées entgegen und flüchten uns endlich in's Caffè di Napoli. Dahin kann der Mensch endlich gebracht werden!

Im Kaffeehause herrschte ein lautes, freies, fast überfreies Wesen. Die jungen Männer sprachen mit italienischer Heftigkeit, spielten Karte — Morgens zwischen elf und zwölf — schlugen auf den Tisch, erlaubten sich allerhand Dinge mit der Comtoirdame, welche die leibhaftige Tochter des Meerschweins von Rapallo zu sein schien; aber bei alledem sprach doch menschliche Intelligenz aus den Gesichtern, ein verwandtes Element, so daß auch mir Chiavari wie eine Oasis in der Menschenwüste der Riviera di Levante erschien. Vorher und nachher sah ich nur stupide Gesichter, Pazzi oder Verrückte, Frati oder Mönche, und hundertmal rief ich in meinem geliebten deutsch: „Etwas Zwangsunterricht, wenn's beliebt!“ „Und will ein Volk die Bildung nicht, so muß man es zur Bildung zwingen.“ Herr Mamiani, der Unterrichtsminister zu Turin, begegnet mir in diesen Gedanken; sein jüngster Gesetzvorschlag bedroht die fahrlässigen Eltern mit Entziehung der Gemeindeunterstützung und des Wahlrechtes. Wer keine Menschen aus seinen Kindern macht, verdient nicht Bürger zu sein, er bleibe „Anwohner!“

Es ist halb zwölf, drei Stunden sind gemacht, bleiben noch zwei nach Sestri in berühmter Lage. Von Chiavari wandern wir durch ein breites Thal am Meere, die Berge treten weit zurück. Wir streifen dicht am Strande hin, nach Krebsen, Muscheln und Conchylienresten spähend; aber das Meer hier hat weder Ebbe noch Fluth, ist klar wie der Quell, und an seinem Ufer findet man nichts als Steine.

Diese sind freilich bunt genug und es fiel uns gar bald auf, daß auch das Meer nationalitalienisch ist; dicht nebeneinander lagen nämlich grüne, weiße und rothe Steinchen, die sich offenbar zur Eröffnung des Parlamentes hier eingefunden hatten, wie weiland der Stör „zur Huldigung." Ich bringe Ihnen ein Muster dieses oceanischen Patriotismus mit. Il mare italianissimo! Zwischen der Straße und dem Strande zieht sich ein wahrer Höhenzug von Aloën hin; eine von ihnen habe ich gemessen, sie war 7 Fuß hoch.

Sestri, ein großes Fischerdorf, liegt zauberhaft auf einer spitzen Landzunge in's Meer hinein. Nach eingenommenem Mahle mußten wir wieder zurückgehen und auf der Höhe rechts vom Wege die Ruinen einer Kapelle auf der Halde erklettern. Cäcilie, das allein ist eine Reise werth! Unter uns liegt der kleine Golf, zwischen Himmelblau und Goldgrün schillernd; dann das längliche Sestri auf dem klarsten Horizonte wie ausgeschnitten — auch was eine Linie ist, lernt man in unserm Norden nicht —, in ein Vorgebirge auslaufend, den ein voller Pinienhügel krönt. Diese Pinien mit ihren abstehenden Aesten lassen wieder Luft durch, Luft, ohne die kein Mensch leben kann, ohne die jedes Gemälde erstickt. Links von Sestri die

saubern violetten Conturen des Apennin. Ueber alles das hinaus das Meer, das große, weite, dunkle Meer! Die Sonne brennt gehörig auf die nackten Felsen, die hinter uns in schroffer Zerrissenheit auf- und abstarren. Die Seele voll landschaftlichen Entzückens steigen wir wieder hinab, nicht ohne eine Pfuscherei im Album mit fortzutragen. Auch das Vorgebirge mit dem Pinienhügel wird besucht, es grenzt an einen Hügel, auf welchem ein — Campo santo versucht wird. Ein Campo santo zu Sestri, blos für die reisenden Engländer angelegt! Abends genossen wir aus unserm Fenster einen Sonnenuntergang. Wir blickten gerade auf den Golf, gegenüber auf die Küste von Nizza, wohin man in acht Stunden zu segeln vermag. Der Horizont erglühte in entzückendem Roth und Violet, das Meer brannte; das Gebirge auf's Klarste gezeichnet, war von unbeschreiblichem Duft umhaucht. Ich habe es nun gesehen, und werde es nimmermehr vergessen.

Nach dem Abendbrod machten wir uns eine minder poetische Beschäftigung, wir durchstöberten das Fremdenbuch, Zeitungen gibt es hier nicht. Da wimmelt es von flegelhaften Yankees, besonders aber von steifen, wichtig thuenden Engländern und Engländerinnen, welche beständig die Nothdurft der prosaischen Mittheilung empfinden; da schreiben Leute Französisch, die keine Idee von Orthographie haben; da figurirte ein Tedesco aus Wien, der „während des Mittagsessens von Genua nach Pisa geeilt“ war. Endlich stieß ich auf Giuseppe Mazzini, Tommaso Mazzini, Clotilda Mazzini, die sich einfach und natürlich eingeschrieben hatten, — ich will gern gestehen, daß mir Mazzini hier zum ersten mal genießbar erschien. Mein Kamerad — für Sie ist es ja kein Geheimniß, wer dieser

Kamerad ist — fragt mich, was er in das Buch schreiben soll; ich rathe ihm folgendes: „Von Genua nach Sestri eine Phantasie aus Geh=Dur gespielt.“ Darauf stiegen wir in's B-moll. Man steigt nämlich in Italien förmlich zu Bette, und eine Leiter wäre hier ein sehr nützliches Zimmermöbel.

Das Meer war ein klein wenig unruhig und wiegte uns mit grollenden Wiegenliedern ein. Schon halb im Schlummer hörte ich aus dem Gebrause der Wogen die fünfhundertjährige Melodie des ernsten Dante murmeln:

Intra Sestri e Chiavari s'adima
Una fiumana bella . . . .

Bis Sestri ist jedem Reisenden unbedingt die Fußtour anzurathen, und es läßt sich bequem in zwei Tagen von Genua herpilgern. Ich für meinen Theil möchte um keinen Preis auf die jetzt folgende wilde Bergpartie verzichten, zum mindesten nicht bis Mattarana hinauf. Hören Sie also unser Geschick weiter.

Am 3. März Morgens um 7 Uhr setzten sich vier Beine wieder in Bewegung. Die Rechnung im Hotel de l'Europe bei Signor Agostino Paggi versetzte unserm Vagabundengewissen etliche empfindliche Stiche; diese Stiche hatten jedoch die Wirkung des Sporns in die Weichen des Pferdes. Es war Sonntag auf Erden und am Himmel. Frisch trabten wir durch die Ebene. Was die blanken weißen Mauern auf den Bergkegeln bedeuten, brauchen wir nicht mehr zu fragen: sono i frati. Die Straße beginnt zu steigen, wir sollten sobald nicht wieder erfahren, was bergab heißt. Die Olivenwälder und die Rebenfestons

fliehen hinter uns zurück, dort unten liegen die Dörflein am Meere, von silbergrauem Schmelz umhüllt. Wir steigen und steigen. Kein Dorf mehr, höchstens ein armseliges Haus an einer Biegung des Wegs; keine Fensterscheiben mehr, sondern Holzläden, die meist geschlossen sind. Also entweder frische kalte Bergluft oder Pechfinsterniß! Kinder von vier bis sechs Jahren sitzen in der Hausthür. Sind euere Aeltern zur Kirche? Nein, zur Messe. — Wir kommen so hoch in der wilden Oede, daß uns der Apennin das Geheimniß seiner Formation verräth. Wir sehen steile spitze Rippen, schroffe Rückgrate, die plötzlich zu jähen Schluchten abfallen. Im nördlichen Europa besteht der Lias meist aus Thon, der breite Thäler mit langgestreckten Kalkhügeln gewährt, welche sich zu Hochflächen ausdehnen; im Süden herrscht die dicke Kalkmasse vor, die sich steil und plötzlich thürmt, in starkem Bruch abstürzt, enge und tiefe Thalschluchten bildend. Jenseit dieser barbarischen Zerklüftung erheben sich die höchsten Zacken, senkrecht abfallend, alles plötzlich, eckig; oben darauf ruht der glänzende Schnee. Nachdem wir dieses tolle Geschwemme lange genug von unten herauf angestaunt hatten, sind wir jetzt mitten darin, selbst wie vom Zufall hinaufgeschwemmt. Die Quellen entspringen schon nicht allzu weit von uns, denn die Bergbäche sind klein und rauschen an uns vorbei in die zerworfene Abdachung hinein, wo sie stürzen und schäumen. Die Bäume werden winziger und verkrüppelt, Ziegen mit Glocken am Halse weiden auf dem dünnen Boden zwischen Felsen. Kolossale Blöcke schimmern in allerhand Krystallen, Mica glänzt in der Sonne. Von Zeit zu Zeit wirft die smaragdene Fluth einen verstohlenen Blick um die Ecke, und die ferne Pinie winkt wie aus dem verlorenen Paradiese.

Bracco, Vendita di Vino, der dem Dreimännerwein nahe kommt. Furchtbare Streichhölzchen mit grünweiß-rothem Schwefel. Evviva l'Italia! Weiter hinauf, in immer dünnere Luftschichten. Vögel habe ich keine gehört, am Ende hätte ich auch die italienische Lerche nicht ganz verstanden. Das Geklüft wird immer eigensinniger, die Humusdecke immer dünner, wie Postpapier. Zuletzt schleicht nur noch die rosarothe Erica klumpenförmig zwischen Sand und Stein. Aber mächtiger und näher erglänzt der Schnee auf der untern Galerie, den wohl erst die Maisonne zur Raison bringen wird. Abwärts fließen die Wasser, abwärts gehen die Schluchten. Hier oben fehlte mir nichts mehr zur Vollendung der Scene, als ein mächtiger Lämmergeier, der auf das cavriuolo herabgeschossen wäre und mit dem ich einen Kampf auf Tod und Leben bestanden hätte. Ha, wie wir uns zerzaust und zerbissen haben würden, 4000 Fuß über dem Meere in der scharfen klaren Luft des Hochgebirgs!

Mattarana ist ein ärmliches Dorf auf der Bergscheide. Wir suchten nach einem Albergo, fanden aber nichts, bis uns zwei piemontesische — wollt' ich sagen italienische — Carabinieri, lies Gensdarmen, in eine jämmerliche Hütte brachten, frei bis unter die Dachsparren, wo auf natürlichstem Tischbret Salame, Brod, Käse, Nüsse und Birnen aufgetragen wurden. Nachdem ich die Diplomatie in Turin zu etwas nütze gefunden, erprobte ich jetzt zum ersten male in meinem Leben die Gensdarmerie. E sempre bene. — Auf unserm Tischbrete erschien auch ein „Gewächs, sieht aus wie Wein“, war aber purer Essig. Hier nun, in der Hütte von Baucis und Philemon, liebe Cäcilie, wollen wir unsere Gebirgsbegeisterung auf ihr

richtiges Maß zurückführen. Sie werden bald sehen, daß der ganze Apennin nur ein oberflächliches Gebröckel ist, das Wort oberflächlich in seiner strengsten Bedeutung genommen. Sie wissen oder Sie wissen nicht, daß die Geologen auf der dünnen Erdkruste — sie ist viel dünner als eine Apfelschale, mit dem Rasirmesser losgelöst, im Verhältniß zum Apfel — drei große Schichten unterscheiden, die sich wieder unter dem Vergrößerungsglase in Unterschichten abtheilen. Die unterste Schicht heißt die Paläozische und theilt sich in Silurische (Kalk, Schiefer, Grauwacke), Devonische (mit Fossilien), Kohlentragende und Permische (Keuper, Muschelkalk, bunter Sandstein) Straten. Von allen diesen Welten und Weltaltern hat Italien keine Spur. Nur die Insel Sardinien zählt ihre Ahnen bis zur grauesten Weltperiode hinauf. General Lamarmora, der zornige Jupiter von Genua, war dabei; er hat die Insel Sardinien geologisch enthüllt.

Nun nehmen Sie eine Karte von Europa und gehen Sie mit dem Finger nach: Silurisches und unterstes Gestein ist in Portugal; devonische Fossilien finden sich im Norden von Spanien; silurische und devonische Schichten liegen in Marokko, streifen am Atlas hin und erscheinen wieder in Konstantinopel, auf der Grenze zwischen Europa und Asien. Da haben Sie ein ungeheueres Meeresbecken abgesteckt, in welchem Sardinien sich als isolirte Insel erhob. Innerhalb dieses ältesten Kreises häufte sich dann viel später das Gestein zweiten und dritten Ranges auf, welches unter andern auch den Apennin bildete, um den sich Italien sammelte. Wie kommt Ihnen jetzt dieser Neuling unter den Erdgebilden vor, der augenblicklich so ungeheuern Lärm in der Welt macht?

Die zweite Erdschichte besteht von unten nach oben aus: Trias, der sich wieder in untern (mit Conchylien) und obern (mit Salz) abtheilt. Und abermals erklärt die neueste Wissenschaft, es sei nicht der geringste Beweis vorhanden, daß die untere Secundärschichte in Italien vertreten sei! Die obere Secundärschichte besteht aus Jura- und Kreidebildung. Die Juraschichte theilt sich wieder in Lias und Oolith; jetzt sind wir endlich in Italien angelangt. Die Kreide hat drei Schichten bis zur weißen Kreide. Um die Aufzählung zu vollenden, sagen wir, daß das Tertiärgebiet sich in unteres und oberes theilt; unten Eocen, Miocen, Pliocen, oben Pliostocen und gegenwärtiges Alluviallaud.

Wir stehen also hier auf Lias-Juraboden; von paläozoischen und selbst von Triasgebiet ist nichts zu entdecken; ja was noch ärger ist, die Kreide, die doch den nothwendigen Uebergang zum Tertiärboden machen sollte und die aus der Champagne so deutlich nach Südbelgien hineinreicht, sie ist in Oberitalien durchaus nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Die charakteristischen Fossilien fehlen. Bei Mailand und Vicenza ist noch Kreidebildung, dann hört sie auf bis nach Umbrien, waltet in den Sabiner- und Volskerbergen und streift bis Gaeta und Neapel. Auf dem Liasjura des obern Italiens liegen Sand- und Kalksteine, die ein Aequivalent der Kreide vorstellen, in Wahrheit aber zum Eocen des Tertiärgebietes gehören; wie denn das schöne Toscana aus Flysch oder tertiärer Alpenschichte besteht. Das beweisen deutlich die Nummuliten, die nur an der Gränze der Secundärperiode heimisch sind. Diese untere Tertiärschichte geht dann vom Mittelmeere nach Aegypten, Kleinasien und Persien bis zur nord-

westlichen Gränze des englischen Ostindiens. — Wie erscheint Ihnen jetzt dieser Jurakalk, der von der Erdgeschichte schier vergessen wurde, und der wie ein verlorener Posten dasteht, dem die Ablösung ausblieb? Selbst der liebe Gott kann nicht an alles zugleich denken: als er den Lias und untern Oolith hier aufhäufte, vergaß er, die Russen damit zu versorgen; dafür vergaß er bei der Kreide die Hälfte von Italien.

Weßhalb beweist die österreichische Publicistik nicht aus der Geognosie die Abhängigkeit Italiens von Deutschland. Denn wenn die allgemeine Abstimmung das Recht des souveränen Volkes ist, so könnte man an das absolute Naturrecht appelliren. In den Ostalpen lagert silurisches, devonisches und kohlentragendes Gestein, nur die „Saurierei" des permischen Geschichtes fehlt dort. In Südtirol liegt die Trias als Uebergang auf dem Aeltesten; die Alpen haben Granit und Gneis: was würde aus Italien, wenn diese solide Rücklehne verschwände? Italien hat ja gar keine spina dorsalis, keine Achse, um die es schwingt; der Apennin besteht aus vielen kleinen Achsen, die oft parallel laufen, wieder neu ansetzen, mit Ach und Krach versuchen, ein schmales Land zusammen zu halten. Der Vulkanismus oder die Revolution von unten hat obendrein die isolirte Juraschicht metamorphosirt; es ist ein ganz zerrüttetes und entartetes Land, dieses Italien . . . . .

Wohin gerathen wir, liebe Cäcilie? Lassen Sie uns das Tischbret von Mattarana verlassen und wieder hinaustreten in den so arg zerzausten Apennin. Oder war unsere herbe Kritik eine Vorahnung, eine anticipirte Rache an der langweiligen Tour, die fortan durch die ödeste Gegend

gemacht werden mußte? Es ging abwärts, aber ohne Fernsicht; durch triste Engen an elenden Dörfern vorbei, aus denen Schaaren von Bettelkindern auf uns zustürzten. Natur und Menschen stimmten zusammen. Keine Vegetation, kein Keimen; die Kastanienbäume noch so rappeldürr wie bei uns. Man wird müde vor Langeweile, oder vielmehr, man spürt die Müdigkeit von drei Tagemärschen, wenn uns kein Gegenstand mehr aus uns herauslockt. Und so kann ich Ihnen denn nicht verhehlen, liebe Cäcilie, wie es mir ein gar ungefälliges und unbequemes Gefühl wurde, daß ich, der bekannte Salonmensch, in diese so rohe Natur eingetreten war. Ja, ich sehnte mich nach den Quellen der Civilisation hin, und fand die Straße nach Borghetto unerträglich lang, wo ein Vetturin auf's Korn genommen werden sollte.

Ein Mann drängte sich auch sofort heran, der mir sein legno nach la Spezzia anbot. Wir zogen aber zuvor in's Café, wo wir uns nach dem Charakter des Fuhrmanns erkundigten. Eine prachtvolle weibliche Person, die Tochter des Hauses, wie aus dem Guercino herausgeschnitten, lobte den Mann, für den sie stehen könne. Nun wurden wir Handels einig, und während des Kaffeetrinkens fuhr das legno schon vor. Die Franzosen nennen das spöttisch un sapin: ein paar Bretter zusammengenagelt, ein Lederkorb darüber, vier Räder darunter. Aber das Pferd war kräftig und munter, lief Trab bis auf die Höhe vor la Spezzia und lieferte uns glücklich mit der Nacht ins Albergo nazionale, dem wir als Vagabunden den Vorzug vor allen Hotels gaben. Die Rache für Sestri fiel glänzend aus: wir aßen und tranken gut, schliefen sanft, tranken und aßen des andern Morgens wieder — und ich will Ihnen die Rechnung mitbringen.

4. März. Das Wetter hat sich verdüstert, der Himmel ist umzogen, der prachtvolle Golf steht in grauem Negligé da. Wir klettern auf die Höhe über der Stadt, wo der letzte alte Festungsthurm droht; die Aussicht ist weit, mit tausend Gegenständen angefüllt, wir sehen die Ufer des Hafens mit Landhäusern, Villen, Ortschaften eingelegt — es fehlt leider die Sonne, und die Sonne macht hier alles. Das Licht ist noch immer der Anfang des Kosmos.

Um den bedrohlichen Thurm herum sah ich zum ersten male Weinberge, was man bei uns Weinberge nennt: ein abhängiges Stück Land mit Reihen von Rebstöcken bepflanzt. Wahrscheinlich wächst hier jener Spezzier, dessen Lobrede wir zu Rapallo anhören mußten. Die Stöcke sind alle uralt, baumartig verknorrt; man hat die letzten Zweige abgeschnitten, aber es sind schon wieder Augen da, und diese Augen thränen. Cyanen blühen dazwischen. Euphorbien hier wie überall auf der Reise.

Denken Sie sich nun, liebe Cäcilie, meine Ueberraschung, als ich in ein Kaffeehaus von La Spezzia trat und erfuhr: „In Warschau sechs Todte, sechs Verwundete." Die interessante Depesche sagte weiter gar nichts, und das war mir gerade recht. Ich hütete mich wohl, meine Nachbarn oder den Wirth um Aufklärung zu bitten. Ich ließ das verschleierte Bild von Sais andachtsvoll ungelüftet; ich wußte, daß der vorwitzige Jüngling von einer elektrischen Batterie, so etwas wie 24 Elemente Bunsen niedergeschmettert worden war. Sie staunen, so hören Sie, weßhalb mir gerade dieses „sechs Todte und sechs Verwun-

dete" imponirte. Seit sechs Tagen hatte ich kein einziges jener Dinge gesehen, die man Zeitungen, Journale, Blätter, Gazzetten, Wischiwaschi nennt. O welche Lust, ein Vagabunde zu sein! Wieder in den Urstand der Natur zurückzukehren, wo man geheimnißvoll unwissend von dem Russen, dem Großtürken, dem Franzosen und dem Preußen redet, sich am abgelegenen Herde eine legendenhafte Politik ausbildet und alles, was uns zu Ohren kommt, per fas et nefas hinein rhapsodirt! Nur ein klein wenig zu gescheidt war ich noch in La Spezzia, ich witterte nämlich hinter dem warschauer Todtengeruch eine „Nationalität!"

La Spezzia und San Francisco in Californien haben die schönsten Häfen der Welt; San Francisco soll alle Handelsflotten der Völker beherbergen können; La Spezzia alle Kriegsflotten. Vielleicht wissen Sie, daß vor Jahren das sardinische Parlament den Beschluß faßte, die Marine von Genua nach La Spezzia zu verlegen. Bis jetzt ist jedoch von der Flotte noch nichts zu sehen. Die Bucht hat 20 italienische Miglien im Umkreise, was wohl auf 10 Wegstunden hinauskommt. An der Bucht von Spezzia kann man sich die Flötzbildung des Apennin am klarsten vergegenwärtigen: in der Tiefe krystallinischer Schiefer und Kieselconglomerat, keine Spur von Trias; darauf Lias-Jura. Die aufrechtstehenden Kalksandsteine (ital. arenaria oder macigno) wurden früher fälschlich für das älteste Glied der Kette gehalten, sind aber in Wahrheit das jüngste, der Uebergang zum Tertiärgebilde. In diesen Macigno hat sich das Meer eingedrängt und so lange davon weggeleckt, bis die heutige Bucht ausgehöhlt war. Der Aushöhlung widerstand nur der Marmor, der sich am Ost-

wie am Westende der Bucht aufthut. Porto Venere rechts, die Apuanischen Alpen links (Carrara und Massa), haben weltberühmten Marmor, der im Grunde nichts ist als Kalkstein von plutonischem Feuer hartgebacken.

Nach Capo Corvo zu, am östlichen Ausgang der Bucht, soll die Formation am Interessantesten sein. Wir mietheten uns daher einen Kahn, um nach Lerici hinüberzufahren, die Küste zu besichtigen und von dort die Magra zu erreichen. Der Kahn stach in See, zwei rüstige Ruderer führten ihn homerisch; la Spezzia trat zurück, das runde Ufer, von Bergen gekrönt, immer mehr hervor. Das Panorama erweiterte sich von Schlag zu Schlag, die Ruderer zeigten uns „Napoleonsfort" auf der Westseite, dann eine Küstenbatterie mit feuerspeienden Löchern. Bei jedem neuen Gegenstande blickte ich meinen Kameraden an, der immer einsilbiger Beifall nickte, zuletzt nur stumm das Kinn verzog. Wir fuhren längs der Ostküste hin, ich begann das Terrain zu sondiren, das Meer hatte nur seinen ruhigen Wiegengang. Schlote rauchten, die Ruderer erklärten, eine französische Gesellschaft gewinne hier Erze, auch etwas Silber —: als auf einmal, hilf Himmel, mein Kamerad! — Cäcilie, haben Sie Hegel studirt? — Ach nein! das leidet Ihr Vater nicht — aber ich kann mir nicht helfen, ich weiß es nicht anständiger zu sagen: der Verdauungsproceß in seinen umgekehrten Momenten! Und so hartnäckig, so gründlich verkehrt, wie wenn plutonische Erhebung, der gefesteten Sedimente nicht achtend, sich vorstürzt und in höchst revolutionärer Weise den Krater sucht. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen, um wie viel mehr die beiden homerischen Ruderer. Sie schlugen vor, uns in Santa Teresa abzusetzen, von wo wir den Weg über

den Berg nach der Magra nehmen könnten. Adieu Golf, Adieu Panorama! die Steine von Santa Teresa hatten kein Erbarmen, es war Santa Margarita in zweiter Auflage; Zacken von Arenarien, Aexte von Macigni, Kiesel wie aufrecht stehende Schuhnägel. Das dauerte eine gute halbe Stunde, bis wir wundgeschunden die Landstraße nach Sarzana erreichten und nun bequem auf das freundlich weite Thal der Magra lossteuerten.

Von der Brücke aus glauben wir den Schnee bis tief an den Bergen herab zu gewahren, und es will uns schon sympathetisch frösteln, als uns einfällt, daß hier der Marmor anfängt. Die Berge gehören zu den Apuanen, wir sind nicht weit von der ehemaligen sardinischen Gränze.

In Sarzana, freundlich wie Chiavari, wieder herrlich gedielt, ist es noch früh am Tage; wir erfahren, Massa sei in drei Stunden zu erreichen und machen uns auf den Weg. Massa ist ja „des Schweißes der Edelen werth“, dort winkt die kohlensaure Unsterblichkeit jedem großen Bestreben. Die Landstraße ist vortrefflich, das Thal zu Anfang bevölkert, Villen lachen von der Höhe herab; der Weinstock rankt sich von Pappel zu Pappel, er versucht es in Italien mit allen Bäumen. Bald wird der Landstrich sehr stille und endlich, in einem furchtbaren Dorfe, verläßt uns gar der getreue Telegraphendraht. Eine kleinere Chaussée, soeben mit zerhacktem Kalkstein über und über bestreut, verspricht uns ein Martyrium von fünf Miglien. Dieses eckige Streupulver muß in die Straßen hineingefahren werden, und dann bieten die italienischen Chausséen jene bretterharte weißliche Fläche dar, auf welcher die zähen Landesgaule beständig scharfen Trab, wo nicht Galopp laufen. Maulesel und Esel verschwinden.

Es dämmert schon, kein Massa. Ein rüstiger Contadino, den wir um die Entfernung befragen, schlägt uns vor, mit ihm durch den Wald zu gehen, um eine halbe Stunde zu strecken. Wir folgen dem Manne, andere Contadini gesellen sich zu uns. Wir sprechen von Politik, d. h. bei diesen Leuten von der Steuer: sie klagen, das Geld sei gar nicht mehr aufzubringen, der Staat nehme jetzt den vierten Theil alles Einkommens weg, während er sich früher mit dem Achtel begnügt habe. Was die directen Steuern nicht wegnähmen, das fräßen die indirecten: Salz erhöht von 2 : 3, Taback von 3 : 5. Es könne so nicht fortgehen. Frug ich sie, ob der Herzog wiederkommen solle, so lachten sie: Nein, das gehe nicht, von zwanzig Personen sage kaum eine Ja; aber der Kriegsspektatel müsse aufhören, die Auflage sich vermindern. Ich tröstete die Leute: wenn erst Neapel in Ordnung gebracht sei, so würde von dort her besser zugesteuert werden. Ja, meinten sie, weßhalb man denn Franz II. mit 100 Mill. Lire habe nach Rom ziehen lassen? Das Ideal dieser Menschenklasse steckt immer im Sacke eines Potentaten oder Mächtigen: so hat der alte Napoleon 8 Milliarden in seiner Schatulle gehabt, die der junge erbte. 1851 hieß es in der Côte d'or in Frankreich: wählt den Napoleon, Ihr zahlt in vier Jahren keine Steuer!

Meine neuen Freunde setzten uns jenseit der Marmorbrücke von M a s s a in einem Albergo ab; ich trank ein Glas Wein mit dem Hauptführer. Geld verweigerte er, nur für die Bimbi daheim ließ er sich etwas aufnöthigen. Nach dem Abendessen hatte ich wieder ein kleines Auditorium um mich versammelt, besonders glühte die Frau des Hauses von politischer Wißbegierde. Sie wollte absolut

von mir erfahren, was es mit dem Papste gebe? Ich erklärte: der Papst bleibe Bischof von Rom und oberster Bischof der Christenheit; ob etwa die anderen Bischöfe in Italien Provinzen verwalteten, ob sie wünschten, daß ihr Parroco zugleich Bürgermeister sei? Das lachten sie weg und besprachen sich dann in ihrem Jargon über das Gehörte. Die Frau war am radicalsten. Ich bemerkte sehr wohl, wie die trübselige ligurische Race hinter mir liege, wo die Luft von Frati verfinstert ist; man konnte in Massa athmen. Vom Ministerium zu Turin aber bitte ich mir den Mauritiusorden aus für diese Propaganda.

Carrara habe ich nicht gesehen, es liegt eine Stunde von Massa und besitzt den edelsten Marmor; es hat jetzt Zeit und Muße, den Herzog Franz V. für den scheußlichen Belagerungszustand „auszuhauen", mit dem dieser widerwärtige Prokustes das Städtchen so lange gemartert. Der Duca ist fort, etwas ist aber in Massa noch vom Duca sitzen geblieben: der sonst so verständige Wirth schrieb unseren Civilstand wohl eine Viertelstunde lang auf einen freien Bogen Papier nieder und copirte dann alles sorgfältig auf einen neuen Bogen. Ich qualificirte mich als Pittore d'Italia. — In der Nacht prachtvolles Gewitter, von der Apuana herab, das erste in Italien.

---

5. März. Kaum hatte uns der begleitende Wirth auf der schönen Landstraße vor dem Thore verlassen — ganz frische klare Morgenluft umwehte uns —, als ein pittoresker Bursche hinter uns hergerannt kam und uns

seinen Baroccio nach Lucca anbot. Ein Baroccio ist ein kleiner Char à banc, ein zweirädriges Gestell, auf welchem zwei bis drei Querbänke aufgehängt werden. Die Bäume des Fuhrwerkes gehen auf den Rücken des Pferdes, welches so mit großer Leichtigkeit die Last an ein paar Stricken zieht. Der Bursche ließ mit sich reden, und da es kein Vetturin war, wir vielmehr in freier Luft auf- und abgestoßen werden sollten, so stiegen wir auf. Der Baroccio rollte recht niedlich nach Pietra santa hin, und auf that sich die herrliche toscanische Ebene. Wir fuhren unter einer langen gemauerten Halle her, Thüren und Fenster waren geschlossen. Ch'è questo? — La dogana toscana, Signore. — Und dabei gab der Bursch seinem Pferde die Peitsche, daß es durch die Halle knallte und rasselte. Ich lachte laut auf, weßhalb? das fragen Sie Ihren Vater, mit dem ich früher Schutzzöllnerei und Protectionssünden in Compagnie getrieben. — Da liegt das gesegnete Land: eine Kastanienallee längs der Straße, die Weizenfelder gehäufelt, hoch wie anderswo der Sellerie, damit das Wasser gehörig ablaufe; die Rebe schlingt sich von Bäumchen zu Bäumchen durch die Fruchtfelder; weiterhin Raps in vollster gelber Blüthe; noch weiter stehendes Wasser, wie vom nahen Meere zurückgelassen. Links sauber gehaltene Rasenterrassen mit Oelbäumen, diesmal aber ganz andere, mit viel ehrwürdigeren Stämmen und Aesten als von Genua her; dahinter die Apuana, unten mit Marmor, hoch oben mit Schnee gesprenkelt. Auf allem dem die Morgensonne vom klaren Himmel herab: ein jahrhundertelanges Weh löst sich, eine Ewigkeit von Entbehrung ist vergolten! Und fröhlich hüpfen wir auf dem Baroccio in

die Höhe, wenn es über neue Steindecken geht, die zum festen Kalkdamm zu zermalmen sind.

Die weißen Marmorflecke, wie blanke Leintücher zwischen die Bäume gehängt, sind eins der liebenswürdigsten Räthsel der großen Natur. Es sind doch Flötzbildungen, trotz aller Sprödig- und Widerspenstigkeit. Als Leopold v. Buch die tiroler Alpen studirte, glaubte er zu bemerken, daß der Kalk, mit Feuerbildung, besonders mit Melaphyr in Berührung gebracht, körnig krystallisirt werde; die Magnesia, sagte er, sublimire sich und gehe in den Kalk hinein, der sich in Dolomit verwandele. Dann sei es mit der Stratification vorbei und es fielen Obelisken, Thürme, Ruinen ab, die das Ansehen von plutonischen Gebilden erlangten. So geschehe es durch chemisch-dynamische Wirkung, daß der Kalk zu Marmor, der Sand zu Quarz werde und daß sogar die Fossilien verschwänden.

Das sind auch andere Menschen hier, höher, stolzer; die Frauen bekommen Taille, es sieht ghibellinischer hier aus. Wie sollten sie übrigens nicht aufgeklärt sein in einem Lande, wo die Olive neben der Rübsaat gedeiht! Wir kommen an den Berg, ein kleiner Paß ist zu übersteigen. Der Bursche springt hinunter, ich ergreife die Zügel. Die Sonne scheint warm in unsern Baroccio, und von Windung zu Windung empor blicken wir auf immer weitere Meeresausschnitte zurück. Wir kommen nicht nach Viareggio, welches auf dem direkten Wege nach Pisa an der See liegt.

Jetzt geht es wieder in die Ebene; an jedem Hause prangt noch in rother Schrift: Vogliamo per il nostro Re Vittorio Emanuele! (Wir wollen zu unserm König

Victor Emanuel!) Dann folgt auch ein W Vittorio Emanuele il nostro Re! Evviva! Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß in diesem Zeichen votirt wurde.

Wir sind in Lucca, der Baroccio setzt uns ab. Wir vagabundiren ein wenig durch die Stadt, sehen die drollige Kirche San Michele aus aschgrauer Zeit mit dem Engel auf dem Dache, dann den Dom San Martino, ein Gemisch von verschiedenen Stilen, doch pompös genug, fragen uns zur Eisenbahn hin und fahren nach Pisa. Vom Zuge aus gesehen ist Lucca sehr freundlich und malerisch gelegen; es sieht ganz aus wie eine Residenz arbeitsloser Renten. Das Gebirge bildet die passende Einfassung des Bildes. Als wir uns die Aussicht betrachten, wölbt sich hinter mir ein unverschämter Mensch empor und spricht mir über die Schulter weg: „Une belle ville, Lucques!“ Stummes „Kan nit verstan“. Er setzt noch einmal an: „Eine schöne Stadt!“ Jetzt hatte ich es gerade genug. „Parlate Prussiano?“ sage ich. — „No, Signore.“ — Przmsl trmtk! — Der war besorgt und aufgehoben. Es geht doch nichts in der Welt über allseitige Bildung. Lernen Sie Sprachen, Cäcilie!

In Pisa landen wir nach einer halbstündigen Fahrt, gerade am Campanile, lies am schiefen Thurm. Auch das ist keine Lüge, der Thurm steht und steht schief, am äußersten Ende der Stadt. Die Pisaner rücken dem Fremdling ihre Merkwürdigkeit gleich vor die Nase.

In einem Cigarrenladen frage ich nach einer Adresse. Ein pisanischer Patriot im runden Hut und kurzen Wams steht dabei und sagt sehr zuthunlich: „Um Vergebung, der Herr ist ein Fremder.“ „Ja.“ Noch freundlicher, fast

schmeichelnd: „Ohne Indiscretion, aus welchem Lande?" — Che vi fa? „Was geht Sie das an?" — Auch der streckte alle Viere von sich. — Eine Lawine von Bettlern stürzt sich in den Straßen von Pisa, besonders am Kai des Lung-Arno, über den Eindringling her; wenn mich Einer anpackte, so hielt ich den Stock zwischen mich und meinen Nebenmenschen. In dieser Art schritten wir wie consolidirte dreiprocentige Engländer mitten durch sie hindurch.

So gelangten wir in's Albergo zu Pisa am Arno, und das war es, liebe Cäcilie, was ich gerade Ihnen zu erzählen hatte. Ich weiß es, Sie wenigstens sind mir gefolgt, Sie haben bisweilen mit mir gelacht, Sie haben sogar Geologie mit mir getrieben. In Ihre Hände befehle ich diese Gedenkblätter zweier Vagabunden.

Wanderungen um Pisa.

Wanderungen um Pisa.

Der Apennin, der hier so stolz vorüberzieht, besteht aus zwei Zügen: der eine ist die Fortsetzung der ligurischen Kette, welche ich so genau durchmustert und von Massa nach Lucca überstiegen habe; der andere Zug setzt bei Pisa an und begränzt aufwärts das rechte Ufer des Arno. Zwischen beiden Zügen bleibt das schöne Thal mit der Eisenbahn nach Lucca frei.

Noch in allen Ländern haben mich die Ausrufer, besonders in des Morgens mystischer Frühe, mit ihren Sirenentönen angeführt; grade so foppen mich auch die Berge von Land zu Land mit ihrer täuschenden Nähe. Wie der Dichter einst die holden Fliegen ehrte, die ihn aus der Trägheit Behagen zum wachen Schaffen aufkitzelten, so segnete ich seit mehreren Tagen die süße Musagetin, die vor meinem Fenster so zauberisch sein: Italia! flötet. Es muß ein junges Mädchen sein, elf oder zwölf Jahre alt, ein Mädchen, das irgend Etwas zu verkaufen hat, patriotische Blätter oder Lieder oder Cocarden; sie flötet so langsam und vernehmlich ihr I-tá-lia, mit dem Accent auf dem vollen A, daß es mir eine wahre Herzenswonne ist. Man soll jedoch seine Freuden nicht zergliedern, man soll seine Genüsse nicht analysiren; was thut's, wenn es

Illusionen sind! Aber eines Morgens war ich früh bei der Hand, die Prophetin sang wieder vorbei; ich reiße das Fenster auf und erhalte einen Schlag in den Nacken wie ein Stier, der sich in Beefsteaks verwandeln soll. Sie singt — immer noch fein, immer noch zierlich — Cenciaja statt Italia; cenciaja aber heißt auf Deutsch: — Lumpen! Um einer solchen Lumperei willen braucht man freilich nicht nach Italien zu reisen.

Nicht nur die Völker lernen nichts aus der Geschichte, auch die Individuen profitiren selten von ihren Erlebnissen. Wochenlang hatte mich in meiner Jugend zu Colmar im Elsaß eine singende Allemannin ergötzt, die im reinsten Ton: „Antilope" durch die Straßen sang. Es war wieder des Morgens früh, wo der Illusionsteufel mich am gewaltigsten packt. „Antilope", dachte ich bisweilen in kritischen Augenblicken, was Henker haben die Antilopen im Elsaß zu schaffen? Aber es war so süß, so gedankenlos reizend, wenn die Dirne ihr „Antilope" ausrief. Ich ließ das Ding gehen und vergaß es auch in des Tages Arbeit und Zerstreuung. Eines Morgens aber — so gehen alle Märchen von verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen aus — eines Morgens kam ich dem Zauber auf die Spur und die „Antilope" verwandelte sich in „Alti Lomp'"! Warum ließ ich mich zu Pisa von der „Antilope" nicht warnen?

Eines andern Tages lag ich zu London im Bette, ein Opfer des faulen Wassers und des harten Chichesterkäses, den man für Chester verspeist. In meiner Schwäche vernahm ich einen prophetischen Ton von der Straße herauf, eine mahnende Stimme, welche zur Buße und Besserung aufzufordern schien. Meine Eingeweide harmonirten

so völlig mit dem Vernommenen, daß ich mir den Burschen da drunten ausmalte. Es mußte einer jener wandernden Dissenterprediger sein, die das Volk auf Straßen und Plätzen um sich sammeln, ihm seine Sünden centnerschwer vorhalten und es wie Kastanien unter einem Wagenrade zu „zerknirschen" suchen. Ich hörte ganz deutlich, wie wenn der Prophet in meinem Zimmer gewesen wäre: Look up, Schaut auf! natürlich zum Himmel; — Emanuel! Herr, sei bei uns! — und dann eine lange feierliche Rede, stets im selben Tone gehalten, um die verstockten Gewissen endlich zu rühren. All is lost, Alles ist verloren! — Emanuel — Look up! — Es war schauerlich, besonders bei leidendem Unterleibe, wo der Mensch leicht gerührt wird. Ich wandte und drehte mich wie verzweifelnd im Bette herum. Endlich kommt ein Freund, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen. Ich erzähle ihm von meiner Herzenserweichung und beklage mich über den unzeitigen Bußprediger da drunten. Der Freund will vor Lachen platzen. Der Kerl da drunten! sagt er, der ruft Old cloath (alte Kleider), was ich für all's lost (alles ist verloren) genommen hatte. Emanuel hieß: No hats to sell? (Keine Hüte zu verkaufen?) Lock up, anstatt look up! (schließt auf, macht die Thüren auf!) Das ist, fuhr der Freund fort, der klassische Tröbeljude dieses Stadtviertels, der mit den Mägden und Bedienten sein Engrosgeschäft treibt.

Dafür lernt nun ein Mensch Sprachen und wühlt verschiedene Literaturen um, daß er in England das verlorne Paradies in einer alten Garderobe sucht, im Elsaß Naturgeschichte in der Rumpelkammer treibt und endlich eine Lumperei für die italienische Freiheit ansieht. Kann

man sich da noch über den gelehrten Streit der beiden berühmten Sinologen zu Paris, des Hrn. Stanislas Julien und des Hrn. Pothier wundern, welche ein und dasselbe chinesische Manuscript so verschieden auslegten? Während nämlich der Eine erklärte, die Rolle enthalte die rührendste Liebesgeschichte, die noch weit über Werther und Lotte hinausgehe, behauptete der Andere: es sei ein Tractat über die beste Porzellanfabrikation. Italia — Cenciaja! —

Im Anfange, wenn ich am Arno spazirte, schätzte ich die Entfernung bis zu den Bergen auf eine gute Stunde; weiter konnte es nicht sein, das hätte ich geschworen. Eines Mittags machte ich mich auf den Weg, in der Absicht, die Abendbeleuchtung von einem Bergvorsprunge zu genießen. Nach anderthalbstündigem Marsch erfuhr ich, daß es bis zum Fuße des Gebirges noch „drei Miglien" sei. Die Miglie oder richtiger der Miglio beträgt 3000 Schritt oder 6000 Fuß, oder eine halbe Stunde, wird aber im Volksgebrauch bald länger, bald kürzer. Natürlich kehrte ich sofort wieder um, hatte aber vom Arnodamm aus das entzückende Schauspiel eines Sonnenuntergangs: der nächste Apennin grau-grünlich in seiner scharfkantigen Zerrissenheit, das fernere Gebirge violett mit rothen Schneerosen auf den Kuppen, die Luft wunderbar klar und durchsichtig über die mächtige Ebene hin.

Noch einmal schwur ich, daß ich mich nie wieder anführen lasse, und ich glaube wirklich, wenn ich so alt werde wie Michel Angelo oder Peter Cornelius, so kann ich am Ende die Stundenzahl bemessen, die man bis zum Fuße jener verrätherischen Landschaftsgelände gebraucht.

Vom Berge abgestoßen, prallte ich jetzt mit meinen Ausflügen nach der andern Seite hin. Die Cascina di

rossore täuschte mich im entgegengesetzten Sinne, sie war in einer guten Stunde erreicht. Diese cascina (eigentlich Käse- und Milchhof) ist ein großherzogliches Jagdschloß mitten in einem ungeheuren Park, der wohl 6—8 Stunden im Umfange hat. Bis zum Meere ist's von dort eine Stunde Weges. Berühmt ist dieser Ort namentlich durch die einzige Kameelzucht im civilisirten Europa. Während der großen französischen Revolution versuchte die toskanische Regierung, das Schiff der orientalischen Wüste hier einzubürgern, und siehe, die Fortpflanzung gelang über alle Maßen. Die Kolonie zählt jetzt an 150 Individuen, halb Männchen, halb Weibchen; die ersteren sind fortwährend im Dienste, schleppen Holz, Futter, Reisig, Steine, und werden eingestallt; die letzteren leben frei im großen Park, wo sie gerade jetzt ihrem Wochenbett entgegensehen. Arg belästigt werden jene Träger freilich nicht; so sieht es imposant genug aus, wenn sie gravitätischen Schrittes aus dem Walde kommen, sich auf Commando erst auf die Vorderkniee, dann ganz auf den Bauch niederlegen, um entlastet zu werden. Die Weibchen konnte ich nicht finden, der Park ist gar zu ungeheuer, sie schienen sich tief hinein gebettet zu haben.

Jeder kennt die treffliche Lessing'sche Fabel von der Schöpfung des Kameels. Das Pferd beschwerte sich bei Jupiter über seine Gestalt, es verlangte längeren Hals, höhere Beine, angeschaffenen Sattel, und als Jupiter das verlangte Wesen aus dem Staube erstehen ließ, da schauderte das Pferd. Ich sah diese Fabel auf's Lebendigste illustrirt. Ein grüner Förster ritt bei dem Kameelhofe vorbei, auf den Wald zu; das Pferd wollte nicht weiter, riß beständig rückwärts, spitzte die Ohren, schnaubte

ängstlich. Ha paura, es hat Angst! rief der Förster, gab dem Thiere die Sporen, das jetzt in fieberhafter Aufregung, immer nach der andern Seite hingebogen, vorbei galoppirte. Die Linien des Thieres verkürzten sich durch seine Furcht; es war als jagte es wider den Wind, der es nach der andern Seite hintriebe. Fest wie die Pyramiden standen die Ungethüme der Wüste dabei. Lebhaft fiel mir die Engländerin im Campo santo ein, die mit der Portweinnase vor den Ketten von Pisa vorbeicaracolirte.

Es war eine recht hübsche Idee von dem Großherzoge, alle Kameele seines Landes in einen einzigen Park zu sperren, und es wäre dieses Beispiel wohl der Nachahmung anderswo werth. Man befreit die Gesellschaft so auf einen Schlag von allem, was stätig und brutal sich dem Fortschritt widersetzt. Und wenn nun die Kameele sich gar vermehren, so ist auch dafür gesorgt, daß diese Sorte der Nachwelt nicht verloren geht; auch die glücklichsten Nachkommen werden immer noch durch einen Spazirgang sich die Anschauung des höckerigen Monstrums verschaffen können, welches so lange und erfolgreich die Entwickelung zur Freiheit verhinderte. Eines Tages muß in jedem Staate auf allgemeine Kosten solch' eine Kolonie angelegt werden.

Wieder einmal erfuhr ich in der Cascina di rossore, welch' übertriebene Vorstellung man sich jenseit der Alpen von der italienischen „Revolution" macht, und wie sehr die Franzosen durch ihre Tollheiten von 1793—1796 dieses Wort in Verruf gebracht haben. Ein Diplomat, früher Gesandter in Italien, hatte mich auf die Kameelkolonie zu Pisa im Voraus aufmerksam gemacht, dann

aber seufzend hinzugefügt: „Leider werden Sie jetzt alles das zerstört finden; sicherlich hat die Revolution die großherzogliche Anlage nicht respectirt, schwerlich sind die Kameele noch vorhanden!“ Schon dachte ich mir die Kameele in Freiheit, am Arno herumtrampelnd, die Straßen unsicher machend, den Reisenden anfallend: La bourse ou la vie! Ach nein, die Kameele sind keine Raubthiere geworden, sie werden vor wie nach gehegt und gepflegt. Der ganze Unterschied zwischen Sonst und Jetzt ist der, daß die Cascina königlich geworden ist statt großherzoglich. Victor Emanuel ist bekanntlich ein großer Jäger vor dem Herrn und bei weitem nicht so bequem, wie der jetzige Syndicus von Graz. Als der „Fischietto“, der florentinische Kladderadatsch, jüngst den Großherzog im Bürgermeisterrocke mit Thalerknöpfen, im Dreimaster und der Allongeperücke abzeichnete, lachte ganz Toskana.

Endlich bin ich auch an und in den Apennin gekommen. Das hat aber Mühe gekostet. Ich nahm einen frischen sonnigen Sonntagmorgen dazu. Was die Entfernung so übermäßig groß macht, ist die Richtung der Straßen, die oft sehr lange parallel mit dem Gebirge laufen, dann wieder einmal senkrecht darauf hinsteuern, um wieder parallel zu werden. Man glaubt die stolzen Berge mit den Fäusten zu greifen, und läuft in dieser Nähe wie ein verzweifelnder Tantalus hin. Zwei und eine halbe Stunde angestrengten Marsches brachten mich in ein ansehnliches, sauberes, wohlhabendes Borgo (Dorf), Carci mit Namen. Ich kehrte bei einem Apotheker ein, die hier zu Lande alles sind und alles vertreten. Der

meinige z. B. war ein ächter Universalmensch: Apotheker, Kaffeewirth, Restaurant, Botaniker und Chemiker. Nach eingenommener Erfrischung im prächtig blühenden Garten, kramte ich meine gepflückten Blumen aus, er holte sein Herbarium herbei, schleppte Folianten und dichotomische Tabellen zu, und wir bestimmten meine Exemplare. Es war am 24. März, Palmsonntag, und es blühten wild: Laurus tinus (zu Genua hatte ich ihn freilich schon Ende Februar in Gärten gesehen), das gelbweiße Sedum narcissum, die Perlblüthe des Narcissus campestris (schon am Vergehen), die Anemona arenaria, der Carduus centaureus, Ranunculi in Masse, Euphorbien von viel größerer Art als bei uns, Orchideen, Compositen ungezählt.

Dann führte mich der Universalmensch einen steilsten Berg hinan, zeigte mir die erste große Aussicht in's Thal, bewaffnete mich mit einem Fernrohr, machte mir den Plan für meine Gebirgswanderung und verließ mich, um das Mittagsmahl anzuordnen. Welche Steine die Wege im Apennin enthalten, erfuhr ich jetzt zum dritten oder vierten Male. Die Kalkgebirge sind sämmtlich der Weg zur Hölle, man kann seinen Fuß nicht aufsetzen, ohne auf Ecken und Spitzen zu treten. Die Sonne brannte unverschämt. Glücklicherweise erhob sich die Bergluft, je höher ich hinankletterte. Bald gewann ich lohnende Aussicht. Mir grade gegenüber erhob sich in gleicher Höhe die „Verruca" (Warze), ein viereckiges mittelalterliches Fort, der Schutz und Schirm Pisa's, der erst bewältigt sein mußte, ehe der Feind weiter in der Ebene vorrückte. Zwischen hier und dort zieht sich das industrielle Thal mit Wassergefäll und Mühlen hinauf, in Oelwäldern versteckt, die auch wieder in den Nebenschluchten grün-grau emporsteigen, bis

hoch oben ein Bauernhaus die Markscheide der Cultur absteckt und der kahle unwirthliche Stein allein weiter ragt. Wie das schattirt ist, mit weißen Lichtpunkten der Häuser gesprenkelt, und dabei so groß, so weit!

Ueber furchtbares Steingeröll, zwischen zwei Gränzmauern von Großbesitz, gelangte ich zum Plateau eines Kirchleins von moderner eleganter Form, dessen Hof zur bequemen Sehwarte dient. Die Landschaft wurde eifrigst im Kopfe componirt — es wohnen dort schon hunderte neben und durcheinander — dann ward der letzte Bergwall in Angriff genommen. Empor gings auf ungeschlachter Treppe, die man erst kürzlich begonnen hatte, und die in der Mitte abbrach. Wilde Lehmhügel mit Baumgestrüpp starrten mir entgegen. Endlich langte ich oben zwischen dichten Pinien an, und hatte eine Aussicht sonder Gleichen. Rechts lag Pisa: Dom, Baptisterium, Campanile, so nah, so klein, und doch so mächtig; gelb trat der Marmor aus der grünen Flur hervor. Der Arno wand sich schlangengleich unter mir her, durch die Stadt, nach dem Meere zu. Links erblickte ich den Leuchtthurm von Livorno, sah ein Schiff aus dem Hafen herausdampfen, in das blaue Meer hinein, auf welchem das Fernrohr nur noch einzelne lichte Pünktchen entdeckte. Die Berge der Riviera di Levante faßten das große Bild ein.

Noch einmal strenge ich das Fernrohr seewärts an und glaube die Insel Elba mit Porto-Ferrajo zu sehen; dahinter liegt eine Masse, die wohl Corsika sein muß. Noch ein Bischen weiter südlich, und ich muß gewahren, wie Garibaldi den Pflug führt und als Cincinnatus die Helden des 19. Jahrhunderts beschämt. — Wie schmeckte auf diese Tour das Mahl des Apothekers von Carci, wie

mundete sein treffliches Beefsteak mit getrockneten Oliven! Und sein Wein, sein ächter Nostrale, Heimathswein, wie floß er die durstige Gurgel hinab!

Nach Tische zog der Universalmensch sich an und führte mich botanisirend nach Agnana, einem Lustschloß des exilirten Herzogs von Modena. Unterwegs stießen wir auf vulkanische Felsbildungen, deren Risse einen sehr schmackhaften Säuerling entlassen. Der Brunnen ist die allgemeine Apotheke der sämmtlichen Landleute umher, die das Wasser wider Gicht und Rheumatismus vertrauensvoll anwenden.

Palast und Garten des Herzogs von Modena stehen verwaist und vernachlässigt da, sind aber immer noch schön genug, um die Phantasie eines Exilirten zu quälen. Jener brutal-fromme Herr von Gottes Gnaden hat Leute genug in's Elend gebannt, Flüchtlinge genug in die weite trostlose Ferne geschickt; er mag auch einmal erfahren, wie das „fremde Salz" schmeckt. Ja, er leidet das jus talionis in weit höherem Maße als andere Exilirte, sintemal diese keine Schlösser und Gärten und Wasserfälle besaßen, wie sie Agnana bietet. Als wir in dem Garten lustwandelten, frug ich meinen Apotheker: „Wenn der Herzog jetzt käme!" „„Ich wollt' es ihm nicht rathen, antwortete jener, die Toskaner würden für die Modenesen einstehen!""

Wir schieden auf der Höhe von Agnana, unter hohen, breitästigen Oelbäumen. In einer halben Stunde erreichte ich die Wasserleitung und nun stellten wir einen Wettlauf an, die Nymphe des Apennin und ich, wer am Ersten zu Pisa wäre.

Alles Trinkwasser diesseit des Apennin muß von den Bergen herbeigeholt werden; der Alluvialboden birgt keine

Quellen. Das begann zu Genua und geht von Stadt zu Stadt so fort bis nach Rom, der größten Wasserstadt der Welt. Wie man das kalte Naß glücklich in die Tiefe befördert, das haben die Neuen von den Alten gelernt, die das Nützliche mit dem Monumentalen zu verbinden wußten. Die Aquäducte laufen majestätisch auf Rundbogen vom Fuß des Gebirges herab, der Pisaner ist grade eine deutsche Meile lang! Unsere von der Barbarei des bewaffneten Friedens gefüllte Phantasie sieht in solcher Construction anfänglich nur Festungswerke.

Auch eine Spritzfahrt nach Livorno gehört zu den Wanderungen am etrurischen Ufer. Das kleine toskanische Eisenbahnnetz streckt einen Absenker von Pisa an's Meer, welches in einer kleinen halben Stunde erreicht wird. Länger als einen Tag kann man sich in dem modernen Livorno nicht wohl umhertreiben; Livorno ist blos Hafenstadt, ein Conflurus aller Nationen, mit vieler Rohheit der Bevölkerung und gar bösen Elementen der Ochlokratie, welche 1849 einmal in Gährung waren. Mit Angst und Schrecken erzählen die Bewohner noch jetzt von dem Greuel, dessen sogar der energische Demagoge Guerrazzi damals nicht Meister werden konnte. Gesehen ist die Stadt bald; wer Venedig nicht kennt, staunt die Brücken und Kais nach dem Meere zu an, um sich mit Hülfe der Einbildungskraft ein Bild von der einzigen Lagunenstadt zu machen. Auch hat die Eitelkeit der Livornesen nicht verfehlt, diesen in neuerer Zeit erweiterten Stadttheil „Klein-Venedig“ zu nennen. Es ist grade wie mit den verschiedenen „Schweizen“, die man in ganz Deutschland antrifft,

von der sächsischen Schweiz an bis tief herunter zur unbedeutendsten Hügelmasse im Flachlande.

Der Hafen ist stets voller Leben, aber auch voller Impertinenz; man muß sich in Gleichgültigkeit wappnen, um all den ungestümen Forderungen, Anerbietungen und Anbettelungen zu entgehen. Die officiellen Hafengebäude liegen auf einer Insel, von dichten Mauern umzogen. Man begibt sich auf einem wahren Charonsnachen ein zwanzig Schritt weit hinüber; der Fährmann schweigt, die wandernde Seele schweigt, das Wasser schweigt, der Obol hängt vom guten Willen ab. Drinnen wandelt man hallenden Schrittes über gepflasterte Höfe, massive Treppen hinauf, und gelangt zu einer Galerie, nach dem Meere zu offen, einen herrlichen Ausblick auf den Hafen gewährend. Ein Dampfer, der von Neapel kommt, fährt so eben am äußersten Molo herein, er trägt noch neapolitanische Farben, daneben freilich die italienischen. An einem Sonntag-Morgen früh bestieg ich den massiven Thurm, der zur rechten Hand die Ecke bildet, und erblickte mit Wonne das große blaue Element, die erwachende Fluth im Morgennegligé. Ein wallender Nebelschleier zog sich allmälig von den Gliedern der Galatea, immer größere Massen entblößend. Bald enthüllte sich die Riviera di Levante, nach Rom zu schwingend, dann die Riviera di Ponente, nach Nizza zu. Ich kenne keinen Zauber, der sich mit diesem Meereszauber vergleichen ließe; was wird das erst in Neapel sein!

Zu Livorno hat man einen kolossalen Spaziergang vor dem Thore angelegt, der auch il passeggio heißt, und der hier zum Corso dient, d. h. zu der in italienischen Städten üblichen täglichen Auffahrt von Allem, was Wagen

hat. Zu einer bestimmten Stunde, nämlich um 4 Uhr, fährt man zur Porta del Mare hinaus; wer nicht fahren kann, geht wie überall zu Fuße; die Fahrenden selbst verlassen oft ihren Sitz und lustwandeln mit den niedern Göttern in den breiten geplätteten Anlagen, die bis zu einer Mauer über die See vorgehen. Wohl eine Stunde weit erstreckt sich dieser passeggio, rechts das Meer mit seinen Schiffen, mit der Jugend am Ufer, welche Spielnachen schwimmen läßt oder Fische fängt; links die Berge mit Häusern und Villen bis zur Spitze des Gebirges hinauf. Eine Stunde von der Stadt steht ein Borgo mit vielen Villen und einem langen Palaste, der nichts weiter ist als ein auf Actien gebautes Badehaus, in welchem Erfrischungen verabreicht werden. Zum Baden selbst ist es leider noch etwas früh im Jahre, nicht wegen der Temperatur des Wassers, welche sich im Ganzen ziemlich gleich bleibt, sondern wegen der Beschaffenheit der Luft, welche trotz der Sonnenwärme im innersten Wesen noch rauh, märzlich ist. Wir sind eben im Frühlinge, und in unserm Norden haben wir keine Frühlinge mehr; ich meine stets, sie einmal in früher Jugend erlebt zu haben, jetzt aber springen wir beständig vom Winter in den Sommer hinein.

Wenn man so von Livorno am Meeresufer nach dem herrlichen Badepalaste schlendert, so fühlt sich das Auge beständig an die Berglinien gefesselt; diese sanften Linien schwingen so unmerklich und doch so positiv bis zur Meeresfläche hinab, daß man glaubt, die Wellen auf einer griechischen Statue zu sehen. Bei uns ist alles abrupt, eckig, wild, r o m a n t i s c h; auch die Natur ist im Süden ein fortwährender Uebergang, ein Ineinanderschmelzen, und

die flachen Dächer mit ihren scharfen Rissen wider den Horizont gehören so wesentlich dazu, daß man sich absolut keinen steigenden Giebel denken kann, daß uns eine mittelalterliche Burg zum Lachen bringen würde.

Das allerseltsamste und großartigste Schauspiel aber bieten Sonntags die Menschen zu Livorno dar. Morgens in der Via Ferdinanda, die man alberner Weise in Via Vittorio Emanuele umgetauft hat, Nachmittags auf dem Passeggio am Meere, wie in dem Park der Condotti, bei der Wasserleitung im obern Theile der Stadt. Es ist etwas Fabelhaftes um diesen weiblichen Menschenschlag; nie, auch in Italien nicht, sah ich so etwas. Die Fabel der Amazonen, welche in der Plastik eine so große Rolle spielen, stammt ganz unbedingt aus Livorno. Die Weiber und Mädchen des eigentlichen unteren Volkes sind fast lauter Riesinnen, wohlgebildete, imposante Riesinnen. Die Crinoline, welche jetzt von den obern Ständen auf die untern herabfällt und hier hängen bleibt, dieser widerwärtige Windkorb, in dem sich sogar gescheidte Frauen fangen ließen, hier ist er an seine wahre Adresse gelangt. Zu diesen Taillen paßt die Crinoline, das Riesenhafte nach unten ausbauschend; über ihr erhebt sich die Amazonenbüste, auf der Büste der kleine Kopf mit dem seidenen Tuch, das vom Scheitel an nach hinten in einer Spitze herabhängt. Es ist bald einfarbig, bald bunt, und läßt vorn die schönsten und ausdrucksvollsten Gesichter frei, die ich noch auf antiken Vasen gesehen. Die Pisanerinnen wie die Livorneserinnen sind Abkömmlinge der alten Etrurier, man sieht das deutlich hier wie dort, besonders an der Nasenbildung. Aber die Pisanerinnen sind schmächtig, dünn und klein gegen die Amazonen von Livorno; diese sind vom Meere

gezeugt und gesäugt, von der Seeluft groß gefächelt und tragen ihre Greisennase einen Fuß höher in der oceanischen Luft.

Zu Zwanzigen, zu Hunderten wallen und rauschen diese Gestalten des Sonntags einher; dieser Gang ist ihre Lust, ihre Erholung, ihr gegenseitiges Schauspiel. Eine Weile lang hält man sie für eine Art außer der menschlichen Gattung, für alleinlebende Weiber, zu stolz sich zu Männern zu gesellen, in freier Selbstgenüge die Existenz durchmessend, bis man hin und wieder die Amazone am Arme eines wilddreinschauenden Matrosen entdeckt, der sie zu Maccaroni und Wein in eine Trattoria führt und der Herr zu sein scheint über diesen Wunderbau von Büste auf dem hohen Thurm der Crinoline. Dem Seefahrer gehört nach wie vor die Welt mit allen ihren Schätzen. Er ergreift im Vorüberflug die Nymphen der Galatea hoch auf dem Weltmeer; er ist der wahre Tritone, der mit Gewalt die Schöne umarmt, daß die kleinen Amorinen laut aufkichern aus der blauen Fluth . . .

Aus Florenz.

Fiesole und die Certosa. — Das toskanische Stroh.

Fiesole und die Certosa.

Eines Morgens früh vor sechs Uhr machte ich mich auf, die Höhe von Fiesole zu ersteigen, welche dem wunderseligen Mönche Giovanni Fosini seinen Namen gegeben. Wer hätte ihn jemals anders genannt als Fiesole oder Fra Angelico, Engelsbruder! Bei diesem Maler wird man so recht inne, daß es noch weit weniger auf den Inhalt der Kunst, als auf das Verhältniß des Künstlers zu diesem Inhalte ankommt. Was die Form betrifft, so kann man nicht sagen, daß Fiesole durch die Composition besticht wie Benozzo Gozzoli, daß er ein Zeichner ist wie Masaccio, daß er das Colorit versteht wie Filippo Lippi. Auch in der Form ist er nur wieder er selbst, ein ziemlich beschränktes Wesen mit herzlich geringen Mitteln. Seine Zeit entschuldigt ihn gar nicht, denn er ist vier Jahre nach Rafael (1387) geboren, und hat den Götterjüngling um 35 Jahre überdauert (1455); er kam nach Rom, wo er starb, und sah die ewigen Denkmäler der Vollendung im Vatikan. Seltsam, von Fiesole verlangt man kaum, daß er vom erreichten Ideal lerne, daß er sich ausbilde.

Masaccio war ihm voraufgegangen; Filippo Lippi war todt, ehe er geboren wurde; Filippino Lippi glänzte bereits, als er in die Welt trat; Masolino war um ein Jahrzehnt

älter. Er konnte von Perugino ausgehen, so gut wie Rafael, oder von Domenico Ghirlandajo, wie Michel Angelo. Er ist völlig gleichzeitig mit Andrea del Sarto und Benvenuto Garofalo. Aber man löst ihn stillschweigend aus der Zeit und dem Reigen der Entwicklung heraus, um ihn an und für sich selbst zu betrachten, der Ungläubigste schwärmt mit ihm für den Liebreiz des Göttlichen, und erblickt mit ihm in der Weltidee nur die zarte Empfindung. Er ist eine Natur wie Angelus Silesius oder Saint-Martin oder Zinzendorf; aber ich will gestehen, er stört mich nicht wie Jene. Jene nämlich bedienten sich des geistigsten aller Instrumente, des Wortes, und es thut sich sofort ein innerer Widerspruch auf, wenn das Wort zu zuckerhafter Gefühlsseligkeit vernutzt wird; es ist als ob man mit dem blanken Schlachtschwerte Lilien abschneiden wollte. Die Malerei ist musikalischer, darf schon eher mit Stimmungen spielen, sich zum unartikulirten Seufzer der Creatur hergeben. Ja will man dem ewig Sanften gegenüber es bis zur Gerechtigkeit treiben, so muß man sagen, Fiesole hat Palette und Pinsel gegriffen, als er zur Harfe greifen wollte.

Das Innigste des Fra Angelico sind jene kleinen fast miniaturhaften Altarbilder auf Holz, wie sie San Lorenzo zu Florenz in der Sakristei birgt: „Christi Geburt", die „Krönung Mariä", „Madonna in der Glorie". Das ist der Glaube, der selbst zeichnet und malt, und um dieses Glaubens willen soll dem wunderseligen Mönche viel verziehen sein. — Das Zarteste sind die Wandgemälde im Kloster von San Marco zu Florenz: die „Annunziata", worauf der Prachtengel sich vor der selig empfangenden Jungfrau flügelschlagend verbeugt; dann die „Incoronazione"

auf einer Zellenwand. Das ist das kindliche Gemüth selbst, welches hier seinen Ausdruck in der Farbe sucht und findet, und die Zauber der Schönheit im traumhaften Schauen erfliegt. — Das Niedlichste sind die kleinen episch erzählenden Bilder in der Academia delle belle arti zu Florenz: das „Leben Christi", das „jüngste Gericht", lauter typische Geschichte in gefühlten Bildern. — Das Großartigste ist die „Kreuzigung" im Kapitelsaale von San Marco, die ganze Breitenwand füllend. Auch hier ist die Färbung rein intuitiv, ganz subjektiv, auf eigenes Risico unternommen: der blutrothe Himmel umhüllt das schrecklichste der Schrecken — ein gräuliches Wagniß. Aber die Composition erhebt sich mit der Größe des Gegenstandes, die Mariengruppe ist vortrefflich gedacht und gezeichnet; eine der männlichen Figuren unter dem Kreuz scheint der plastischen Natürlichkeit des Masaccio entlehnt zu sein. — Das Vollkommenste befindet sich in der Laurentiuskapelle des Vatikan. Die Composition dieser drei Wandgruppen könnte von dem Zauberer Giotto oder von Domenichino sein. Die heilige Cäcilia in San Luigi dei Francesi zu Rom ist nicht vollendeter gedacht als die Almosenvertheilung des Fra Angelico. Die Rührung des Blinden und besonders die Frau mit ihren Kindern gehören zu dem Besten, was ich in Italien gesehen. Die Mutter ist entzückt, der Knabe hat sein Theil erwischt, das neugierige Mädchen möchte es gern sehen. Wie einfach, reizend wahr! Die Predigt auf der Wand gegenüber beschämt alle spiritualistischen wie realistischen Götzendiener der guten alten gläubigen Zeit; so malt man die Neugier und Andacht eines Auditoriums! Das reißt uns nicht in zwei Stücke, in Anerkennung des Talents und in ketzerhafte Krittelei, wie die Overbeck'schen Bilder; und das ist colorirt

trotz der Leys'schen Farbenpasten. Ich irre mich sehr, oder diese Laurentiuskapelle wird nicht genug heimgesucht und studirt.

Eines Morgens früh vor sechs also verließ ich Florenz durch die Porta San Gallo, um dem Andenken Fiesole's einen Besuch abzustatten. Vor dem Thore steht ein Triumphbogen zu Ehren des Großherzogs Franz III., breit und imposant in der Allongeperücke. Dann schlug ich mich rechts zum Hügel hin und durchmaß leichten Schrittes und Sinnes die schattige Villenstraße, welche zum Fuße des eigentlichen Berges hinaufführt. Da stehen die Namen der glücklichen Besitzer alle so hübsch am Thore angeschrieben, da liest man: Villa Terrazza, Villa Fossombroni, Villa Dante, Villa Catalani, Villa Cocchio, Villa Pazzi. Steil am Berge ragt ein altes Kloster mit mächtigen Bogenhallen, jetzt Privatbesitz. Es ist 7 Uhr, der Morgen so wunderklar, die Aussicht — florentinisch. Die weite weite Ebene ist ganz mit Häusern, Villen und Ortschaften gesprenkelt, die wie Lichtpunkte aus dem allgegenwärtigen Grün hervorblicken. Es ist die bewohnteste Campagne der Erde, aber ohne jeglichen Manchester-Anstrich. Vor mir liegt Firenze la bella mit der stolzen Domkuppel; das Arnobette, an etlichen Stellen ausgetrocknet, erscheint hier, verschwindet dort und zeigt sich wieder; hinter Florenz erhebt sich das schöne Lustschloß il Poggio; in der Tiefe zieht die Eisenbahn nach Prato und Pistoja, der Rahmen ist begränzt durch den Zug der Apenninen. Liebliches, anmuthiges Toskanerland!

Die Klosterkapelle bietet etliche unbekannte Florentiner dritten Ranges; ich steige auf die Landstraße zurück und erreiche die Höhe von Fiesole. Zunächst thürmt sich mir

der massige Dom mit massigem Campanile entgegen. Er hat die Basilikenform, mächtige Seitenmauern; dicke Granitsäulen theilen das Innere in drei Schiffe, der schräg aufsteigende Dachstuhl liegt blos. Aber der Dom von Fiesole theilt sich noch auf andere Weise in drei Theile: die Säulenvorhalle reicht bis zur Mitte, hier steht ein Hauptaltar zwischen Pfeilern und Ambonen; dann geht man ein Weniges hinab zur Krypte, von niedrigem schwerem Kreuzgewölbe überdacht, oder auf zwei Seitentreppen hinauf zu einer wahren Emporkirche, die ihre eigenen Altäre, Kirchenstühle und Fresken bis in die Lunetten hat. Diese Fresken sind theilweise beschädigt, auch schwerlich je von besonderm Werthe gewesen. Auf einem Pfeiler der untern Mitte gewahrt man einen Bischof oder sonstiges Kirchenlicht, im Geschmacke Fiesole's; auf dem gegenüberstehenden Pfeiler einen heil. Sebastian im Stile der Giotto'schen Schule. Der Dom ist öde wie der Ort selbst.

Links vom Dome führt eine steile Straße zum Kloster der Kapuziner hinauf. Aus engen Hausthüren wird der Fremde angerufen und mit dringender Bitte zum Eintreten genöthigt. Es sind Strohflechterinnen, welche uns zeigen wollen, wie eine Tresse gewunden, wie die verschiedenen Tressen an einander genäht werden. Meist wird ein Hut dabei erstanden.

Die Klosterkirche enthält einen Ghirlandajo über dem Hauptaltar. Im Kloster selbst zeigt man keine Bilder mehr; seit dem Orden die Aufhebung droht, haben die Mönche unter der Hand verkauft oder sie verbergen ihren Besitz. Der Besucher könnte ja ein Spion der Regierung sein! Die schmutzigen Herren Kapuziner, die ohnedem nicht

besonders reizend sind, waren jetzt auch noch grob geworden; ein unendlich dicker watschelnder Frate, den ich um Merkwürdigkeiten anging, stieß mich vor ein Fenster des Kreuzganges und — verschwand. Ich genoß die Aussicht mutterseelenallein, sie war darum nicht häßlicher.

Florenz mit seinem ganzen Gebiet lag wieder vor mir in grünster und sonnigster Einfassung, eingelegt mit zahllosen Häusern, Villen, Dörfern und Städtchen. Unten zwischen Olivenwäldern entdeckt man die graue Villa des Lorenzo von Medici. Von hier aus gesehen erscheint Pistoja als eine Fortsetzung von Florenz. Endlich erbarmt sich meiner ein alter Bruder — er war 46 Jahre in demselben Kloster gewesen —, führt mich umher, auch in das anstoßende Wäldchen, von dessen Gränzmauer man in die Wildniß der Straße nach Bologna blickt, und hinten weit im saftigsten Grün das Schloß Pratolino gewahrt, das Trianon der Bianca Capello. Unter uns sind Reste einer Cyclopenmauer.

— Warum ist der Wein seit Jahren so schlecht in dem schönen Italien? frage ich den alten keuchenden Frate.

— Perche il mondo è tanto guasto e che il Signore s'è sdegnato, weil die Welt so verdorben ist und der Herr zornig ward.

— Schade nur, erwiederte ich trocken, daß wir wenigen Frommen das saure Zeug mittrinken müssen.

— Ma ecco, sagte der graue Schmutzige, la saviezza del Signore! Aber das ist die Weisheit des Herrn! Dabei stachen seine Augen so stark als ein sterbender Blick stechen kann.

— In sieben Jahren, fuhr der Frate fort, haben

wir Mönche keinen puren Wein getrunken; wir müssen unser kleines Lesequantum unter Wasser setzen.

— Wo trinkt man denn in Fiesole reinen Wein? frug ich durstig.

— Auf dem Markte am Dome vorbei, links, sale e tabacchi steht über der Thür.

— So, sage ich, ist der pur?

— E veramente *sincero*, vino *sincero!* er ist wahrhaftig lauter, ein lauterer Wein, antwortete er mit leisem Schnalzen der Zunge.

— Ma ecco la saviezza del Signore! sagte ich lächelnd und wandte den Rücken und ging davon.

In sale e tabacchi erklärte ich einer unendlich langen Frau, man habe mich vom Kloster hergesandt und mir gesagt, hier trinke man vino sincero. Die Frau amüsirte sich königlich. Dicht bei dem vino sincero steht ein Pachthof im öden Ruinenfelde; die Ruinen gehören einem verschütteten römischen Amphitheater an. Etliche Stufen zur Arena hinab sind vom Schutte stückweise befreit worden; man zeigt auch sechs Bestienzellen neben einander. Diese Herrlichkeit müßte ausgegraben werden. Die Cyclopenmauern sind in der Nähe.

Die wunderherrliche Certosa oder Karthause liegt auf der entgegengesetzten Seite von Florenz, eine Stunde vor Porta Romana. Auf einem lichtumflossenen Hügel erhebt sich das Kloster wie ein Fort; der schöne große Garten dehnt sich aber bis unten in's Thal aus. Schon wollen wir den anmuthigeren Weg durch den Garten nehmen, als ein wassergießender Dickwanst die Sünde und den

Sündenfall witterte und uns entgegenbrüllte, es dürften keine Frauen durch den Garten. Wegen eines Weiberrockes mußten wir also auf steinigstem Tugendpfade um das Heiligthum herumklettern. Vor dem Klosterthore eröffnet sich eine schöne Aussicht in's Hügelland, auf einen kleinen Fluß, der unten vorüberzieht; liebliche Weingelände die Höhen entlang. Eine Landschaft wie gemalt, wie ein Hintergrund des Perugino.

Ein weißer Mönch mit ordinärem Gesicht öffnet die Pforte, und führt uns eine hohe Treppe hinauf zum Niveau der Kirche. Die Perspektive auf der Treppe bildet ein prächtiges Farbenbild von Empoli: „Christus mit den Jüngern". Ein schöner viereckiger Hof, mit einem Portikus eingerahmt, nimmt uns auf, gegenüber liegt die Kirche, Marmorbilder in den Nischen, die ganze Façade reich mit Marmor decorirt. Eine venetianische Kirche. Der Bau ist von Haus aus gothisch, hat Kreuzgewölbe, viele tiefe Kapellen. Ein Theil nur ist angebaut in Form eines Corridors mit Kuppeln. Selten sah ich größere Harmonie zwischen dem Baustil, den hölzernen Mobilien und Zierrathen und den Bildern. In der Hauptkirche herrscht Poccetti, in einer Seitenkapelle hängt ein schöner „Johannes" von Pietro Benvenuti, dem Freskenmaler in San Lorenzo, einem außerordentlichen Zeichner, der auch vortrefflicher Colorist ist, hier aber durch übelgewählten Hintergrund viel verdorben hat. Seine Fresken haben unendlich besseren Ton als seine Oelbilder. Ferner sah ich einen meisterhaften Cigoli (Florentiner): „S. Francesco in der Landschaft", dann einen Bronzino; besonders aber interessirte mich ein Giotto: „Maria über dem Kreuze", an welchem Christus hängt. Der Gekreuzigte ist schon recht milde

aufgefaßt und mit vieler Zartheit ausgeführt. Cimabue's „Madonna mit dem Bambino" führt uns an die Gränzen der Kunst, dahin wo nur noch historisches Interesse übrig bleibt.

In einer unterirdischen Begräbnißkapelle befindet sich ein Monument Orgagna's. Gothische Bögen springen unten aus der Wand und halten die oberen, in denen das liegende Bild des Stifters der Kirche angebracht ist.

Auf dem Fußboden erheben sich Flachreliefs Meister Donatello's, lebensgroße Figuren der Begrabenen, klassisch modellirt. Einen rechten Winkel mit dieser Kapelle bildet eine zweite, eben so eisig kalt, mit einer weiteren Grabfigur Donatello's in prächtigen Gewandfalten.

So wirkten sie wieder einmal zusammen, die großen Toskaner, sich selber ein Denkmal schmückend: Orgagna, der Bildner und Maler; Cimabue, der Täufer der Farbenkunst, der im härenen Gewande Heuschrecken aß und wilden Honig; Giotto, der Messias; Donatello, der feierliche Grabbaumeister; Cigoli, Empoli und der spätgeborne Pietro Benvenuti. Und daß diesen Herrlichen die Verklärung nicht fehle, prangen oben im kleinen Kreuzgange Fenstergemälde nach Rafael's Zeichnungen. Die Jahrzahl 1560 ist eingebrannt, die gelbe und die weiße Farbe herrschen vor.

Um den Garten herum zieht sich ein stolzer Kreuzgang, monumental wie Alles in der Karthause.

Jetzt führt uns der weiße Frate in's Refectorium. Es war Samstag und der große Tisch war schon für den folgenden Tag gedeckt; denn nach der hiesigen Observanz essen die Karthäuser alle Sonntag einmal zusammen. Die ganze übrige Zeit weilen sie ein Jeder in seinem Häuschen, wo sie beten, oder in ihrem Gärtchen, wo sie arbeiten.

Und das hat nun der mystische Unverstand aus Ora et labora gemacht!

Schließlich treten wir in den Besuchsaal des Klosters, wo hohe geistliche Herren einquartiert werden. Daran stößt ein Schlafcabinet, welches Zeuge der Träume des sechsten und siebenten Pius gewesen. Im Saale selbst hangen werthvolle Bilder, ein sicherer Tizian, ein wahrscheinlicher Pordenone, ein Velasquez. Die Büste Pius VII. zeigt denn doch ein anderes Bild und einen anderen Charakter als das Antlitz des neunten Pius. Die Saalfenster gehen auf das liebliche Hügelland, auf das schmeichelnde Flüßchen und auf unsern verlassenen Weiberrock. Die ganze Längenseite des Klosters ist von dem zuerst gesehenen Garten begränzt.

Auch der weiße Frate der Certosa behauptet wie der braune zu Fiesole, sie äßen stets mager, der Wein hange leider von der Lese ab. Als ich dem Weißen 50 Centesimi bot, nahm er fast meine Hand mit.

Die Männer Gottes in Toskana besitzen ein Drittel von allem Grund und Boden; dieser Antheil ward ihnen stillschweigend und selbstredend dafür angewiesen, daß sie die Jugend unterweisen und das reifere Alter erbauen sollten. Es gibt kein Eigenthum ohne entsprechende Verpflichtung, jede Cession ist ein Contract, und jeder Contract ist synallagmatisch, gegenseitig verbindend. Die Männer Gottes lassen das toskanische Volk in der Unwissenheit und sind dem reiferen Alter ein Aergerniß, sie stehen im schneidenden Gegensatze zu dem Axiom unserer Zeit: jedes Gut ist ein Resultat der Arbeit, was der Sozialist Paulus noch viel plumper dahin ausdrückte: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!“

Das Drittel von Toskana muß also von den Männern Gottes genommen werden, damit die Kleinen wirklich unterwiesen, die Großen wirklich erbaut werden. Die Confiscation ist hier Gerechtigkeit. Es gibt keine ewige Veräußerung, die Erde ist nicht dieses noch jenes Menschen, sondern des Menschen.

Hysterische Weiber und solche, die es werden wollen, mögen hintennach von Raub und Plünderung reden. Die Geschichte wird sagen: Es ward dem Raube und der Plünderung ein Ziel gesteckt.

Das toskanische Stroh.

Eine Vorlesung für Frauen.

Entschuldigen Sie, meine Damen, daß ich grade Sie gewählt habe, um von Stroh zu reden. Leider wird der Verfolg sogar ergeben, daß in diesem Stroh auch nicht das geringste Körnchen enthalten ist, daß wir also völlig leeres Stroh mit einander dreschen. Und trotz alledem hoffe ich Ihnen zuletzt das Geständniß abzulocken, daß die ganze Sache keineswegs von Stroh war.

Sie alle oder doch viele von Ihnen haben mit dem italienischen Nationalhelden Garibaldi von Marsala bis Capua hinaufgeschwärmt und sich an den Großthaten seines unüberwindlichen Häufleins erbaut. Entweder kenne ich das weibliche Herz sehr schlecht, oder ich darf vermuthen, daß Sie mitten in Ihrer Bewunderung bisweilen gedacht haben: „Können wir Frauen denn gar nichts thun für's Vaterland? Sind wir schlechterdings auf das Haus und die Familie beschränkt? Gibt es kein Freicorps, in das wir eintreten könnten, auf Gefahr und Sieg auszuziehen, das Leben zu wagen und die Unsterblichkeit zu gewinnen? Sollten wir vom Geschick dazu verurtheilt sein, nur der Männer Großthaten gedruckt und illustrirt anzustaunen?“

Ihre Frage ist berechtigt und Ihre Zweifel sind zu lösen. Ja, es gibt eine weibliche Armee, einen weiblichen Heldenmuth, Lorbeern und Tod auf dem Schlachtfelde für Weiber. Denken Sie nicht, ich spreche von den fabelhaften Amazonen, oder vom böhmischen Mägdekriege, oder von den Frauen auf den Barrikaden zu Paris. Nein, es handelt sich von höchst wirklichen, höchst gegenwärtigen Frauen, von solchen, deren Campagne noch immer fortdauert, die noch täglich siegen müssen, um die Freiheit und das Leben zu verdienen.

Unsere Frauenarmee steht in Toskana, die ersten Werbebureaux wurden aufgethan in Signa, Brozzi, Petriolo, Campi, Prato. Von allen diesen Namen haben Sie höchstens den letzten gehört und behalten; vielleicht waren Sie selbst in Prato, auf Ihrer Hochzeitsreise oder mit Ihrem Papa, in Prato, drei Stunden von Florenz, wo das beste Brod von ganz Etrurien gebacken wird. Im Jahre 1818, drei Jahre nach der heißen Männerschlacht bei Waterloo, zählte die Frauenarmee schon 40,000 Köpfe, folglich 80,000 Hände. Mit solchem Heere rückte Garibaldi schließlich in der Stadt Neapel ein. Als die Trommel noch tüchtig in Carmignano, Empoli, Fucecchio, Castelfranco gewirbelt hatte, belief sich das Heer auf 60,000, zuletzt auf 80,000 — nicht Mann, sondern Frau.

Die Löhnung schwankte damals zwischen 2 und 3 Paoli, 9—13½ Sgr., oder 32—48 Kreuzer rhein. Im Elitecorps oder der Garde stieg sie bis zu 18 Sgr., oder 1 Fl. 4 Kr. täglich. Dafür mußte aber ritterlich gefochten, d. h. geflochten werden. Was denn „geflochten"? Nun, ich sagte es ja gleich zu Anfang, — Stroh.

Sie alle kennen die italienischen Strohhüte, die flo-

rentinischen Sommerhüte. Sie haben die Riesenarbeit bemerkt, die in den unzähligen Tressen eines Hutes erster Qualität steckt: das war es, weßwegen man uns auf der Steile von Fiesole in's Haus hereinrief. Im Jahre 1822 ward an Arbeitslohn für einen feinen Hut 4—500 Frcs. gezahlt, d. h. eine Gardistin der toskanischen Armee mußte 180—220 Tage vom Morgen bis zum Abend thätig sein, um ein derartiges Kunstwerk zu vollenden. Und wenn eine von Ihnen je einen solchen Hut gekauft hat, so wird sie in Erfahrung gebracht haben, daß sie ihn nicht für 4—500 Fr. erhielt, sondern noch eine hübsche Summe darauf legen mußte. Dieses Daraufgelegte nennt man den „Profit" des — Werbeoffiziers.

Das älteste bekannt gewordene Meisterstück datirt vom Jahre 1813, fällt also mit der andern Männerschlacht bei Leipzig zusammen. Es bestand in einem cappello fioretto oder Blumenhut, der 40 Flechten oder Stränge zählte. Auf dem Tagesbefehl mußte namhaft gemacht werden Teresa Masini (nicht Mazzini) aus Brozzi.

Die Wunderwerke jener toskanischen Legionen gingen schon sehr früh in starken Quantitäten nach Leipzig zur Messe, von wo sie sich über die ganze gebildete Welt ausbreiteten, nicht am wenigsten nach England. Die englischen Frauen fanden die Geflechte reizend, und die englischen Männer fanden sie noch reizender; die Frauen wurden davon verführt und die Männer „verführten" sie bis weit über's Meer, bis nach Newyork. Ja, die „verführenden" englischen Männer wurden der toskanischen Armee bald unendlich gefährlicher als ihre verführten Frauen, indem sie also dachten: „Was brauchen wir die fertigen Geflechte aus Italien kommen zu lassen? Die ganze Hexerei besteht

ja doch nur aus Stroh! Lassen wir uns das Stroh herüberschiffen, und packen wir die besten Soldatinnen oben drauf! Diese können dann bei uns arbeiten, nach unserer Laune, nach dem Bedürfniß des Marktes. Und so „debauchirten“ die englischen Männer die toskanischen Heldinnen; die Desertion riß im Lager ein, der Stillstand in der heimischen Production. Das war im Jahre 1827.

Glücklicherweise hatten sich die klugen englischen Männer diesmal geirrt. Das toskanische Stroh blieb zwar toskanisches Stroh, es verwelkte auch nicht besonders auf der Seefahrt. Die Arbeiterinnen hätten wohl in England flechten können, wie sie es daheim gethan. Aber es herrschte dort zu viel Nebel und Kohlendunst, die Luft war nicht mehr so durchsichtig wie am Abhange des Apennin. Fort war der tiefblaue, unergründliche Himmel, fort das braunviolette Gebirg. Die Toskanerinnen wurden wie die Stoppel auf herbstlicher Flur; losgetrennt vom künstlerischen Boden der Heimath, schritten sie nicht fort in der Kunst, sie gingen zurück. Das war noch ein anderes Heimweh als das schweizerische.

Daheim aber ersann man ganz neue unerhörte Dinge, ganz neue Blumen, ganz andere, viel kunstvollere Flechten, ganz neue Verbindungen der Flechten: Flechten von 11 Fäden, die netzförmig aneinander genäht wurden (punta a filza). Ein Mann mischte sich ein, wie Achilleus unter die Königstöchter, wie Herkules unter die Kunkelhaltenden, er hieß Luigi Ginuta von Prato, und erfand die gewirkten Flechten. Anderswo flocht man al giorno oder a rilievo, durchsichtig oder in erhabener Arbeit. Zu Fiesole auf der klassischen Höhe mischte man Seide und Pferdehaar in's Stroh. Dieses Oertchen bezog von 1840—1847 jährlich

im Durchschnitt für geflochtenes Stroh ein Einkommen von 150,000 Francs, oder 40,000 Thlr.

In Prato zeichnete sich die Manufaktur von Wyse und Söhne aus, die allein 15,000 Arbeiterinnen in Stadt und Umgegend beschäftigte. Die Binsen von Panama erhoben sich zum trotzigen Kampfe wider die Halme von Etrurien; lange schwankte der Sieg unentschieden hin und her, bis eine edle Jungfrau, Carlotta Fancelli, die feindlichen Batterien erstürmte und siegreich ihre Flechte von fünf Fäden dort aufpflanzte, die der Binse von Panama ganz gleich kam.

Bilden Sie sich nicht ein, es handle sich bei alledem stets nur von Hüten für Männer, Frauen und Kinder. Das toskanische Freicorps fertigt aus Stroh ungefähr was es will: Schuhe, Stiefel, Pantoffeln, Barette, Beutel aller Art, Cigarrentaschen, Blumen und welche Blumen! es fehlt ihnen nichts als der Geruch.

Mit der steigenden Geschicklichkeit und Schwierigkeit der Arbeit nistete sich nicht nur ein immer größerer Unterschied in den Lohnsätzen ein, so daß die Eine 9 Sgr. oder 32 Kreuzer davontrug, wenn die Andere 1 Thlr. 6 Sgr. oder 2 Fl. 8 Kr. erhielt — das wäre nicht nur erträglich, sondern auch billig, da jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, oder wie Saint-Simon sagte: „Jeder Fähigkeit nach ihren Werken“; sondern es meldeten sich auch mit der Zeit so viele Freiwillige bei den Regimentern an, daß die Obersten überhaupt mit dem Lohnsatz herabgingen. Leider hat es die Arbeit oder das weibliche Heldenthum noch nicht weiter als bis zum Begriff einer „Waare“ gebracht: ist wenig davon auf dem Markt, so zahlt man viel; wird viel angeboten, so gibt man wenig.

Bis gegen das Jahr 1850 schwankte der Tagelohn zwischen 2 und 8 Paoli: mittlerer Durchschnitt 5 Paoli oder 22½ Sgr. Selbst zwischen 2 und 4 Paoli ist der Durchschnitt noch 3 Paoli oder 13½ Sgr. Aber von 1850 an fällt der Durchschnitt auf eine Lira, noch nicht 7 Sgr. oder 23 Kr. rhein. 1840 zahlte man noch 20 Crazien oder 2½ Paoli, etwa 11 Sgr. oder 40 Kr.; jetzt aber 6—7 Crazien, nicht einen halben Frank!

Die Meisterstücke nehmen bei sinkendem Lohn durchaus nicht an Vorzüglichkeit ab — das setzt Sie vielleicht in Erstaunen — im Gegentheil, für unglaublich niedrige Löhne wird in der Regel das Unglaubliche an Kunst geleistet. Geben Sie Acht! Im Jahre 1836 war unter Leitung der Nannese Nannucci ein Hut aus Roggenstroh angefertigt worden, bestehend aus 125 Flechten, den der Wiener Hof für 1400 Lire ankaufte, d. h. für 315 Thlr. berl. Cour. 1857 fertigte man eine Cappotta oder geschlossenen Hut, gleichfalls aus Roggenstroh, aus 200 Flechten bestehend, jede länger als ein halbes florentinisches Klafter. Der toskanische Hof zahlte dafür 1000 Lire oder 225 Thlr. berl. Cour. War das Stroh billiger geworden, um 90 Thlr. billiger?! Nein, die Arbeit war im Lohne herabgesetzt, der Profit wird sich wohl gleich geblieben sein. Maschinen waren keine dazwischen getreten.

Der Bixio des letztgenannten Marsalazuges hieß Erminia Luperi, sie hatte geflochten; der Sirtori hieß Gesualda Puccini von Santa Croce, sie hatte genäht, als Chef des Generalstabes „combinirt“. Was dünkt Ihnen, meine Damen, von diesen obscuren Helden im Unterrock, und war es nicht Zeit, dem anmaßenden Volke der Männer einmal die Großthaten Ihres Geschlechtes

unter die Augen zu halten? Wenn der Krieger für's Vaterland unter den größten Entbehrungen stündlich dem Tode entgegengeht, so hat er an jedem Wochenblättchen seine Ilias, an jedem Buchdrucker seinen Homer. Aber wer spricht von jenen erhabenen Frauen und Mädchen, deren ganzes Leben Ein Opfer, Eine Entsagung ist, und die wie das Perlthier das schönste Produkt mit langsamem Tode erzeugen!

Wie heißen die übrigen Helden? Tukery, Cosenz, La Masa, Rüstow, Türr, Medici. An die Seite stellen wir ihnen kühn die Schwestern Cristina und Ermellina Faldi, die aus Weizenstroh 202 Tressen zu einem einzigen Hute flochten, die unübertreffliche Marianna Coppiani aus Prato, die wackere Laura Ciardi aus San Giusto, die tapferen Schwestern Argentina und Sora Bellieri von Sant Angiolo a Legnaia, welche die Militärmedaille, d. h. den Preis im Flechten des Weizenstrohs davontrugen. So viel Grazie für 6—7 Crazien!

Zum Schlusse, meine Damen, will ich Ihnen noch ein weiteres Geheimniß verrathen; behalten Sie es aber für sich, denn es ist gefährlich in unserer Zeit, von solchen Dingen zu reden. Ich will Ihnen sagen, wie die Männer es machen, daß die Welt ob solcher Einsicht in's weibliche Märtyrerthum nicht allzutief aufseufzt, wie man Sie aus der bittern Betrachtung der Danaïdenarbeit plötzlich in die Freude der Elysäischen Felder hinüberführt. Dafür lassen die Männer die Statistik sorgen, und diese Ueberläuferin redet also:

In der Strohflechterei steckt ein ungeheures Kapital, und dieses Kapital wird noch immer ungeheurer. Man betrachte nur die Stufenleiter der Ausfuhr! In den

Jahren 1837—41 betrug die toskanische Ausfuhr von Stroh und Geflechten im jährl. Durchschnitt 9,647,569 Fr. In den fünf Jahren von 1851—55 belief sich die Gesammtsumme auf 74,885,389 Fr., was für jedes einzelne Jahr im Durchschnitt 14,977,078 Fr. ergibt, also eine Steigerung von 96 auf 149, oder von 55 Procent. Im Jahre 1855 allein führte das Land aus an Tressen für 7,158,060 Fr., an Hüten für 15,682,559 Fr., an sonstigen Arbeiten für 163,700 Fr., in Summa für 23,004,319 Francs.

Rechnet man dazu noch 30,000 Fr. für Rohstroh, so kommen wir für das Jahr 1855 fast auf das Doppelte des Durchschnittes der Jahre 1851—55, was für diese Jahre selbst wieder einen enormen „Fortschritt" nachweist, während der „Fortschritt" gegen die Periode 1837—41 fast 250 Proc. oder das Zweiundeinhalbfache beträgt.

An fremden Waaren führt Toskana etwa jährlich ein für 12,271,553 Fr., so daß 11 Millionen Fr. an baarem Gelde mehr in's Land kamen, was man eine sehr vorzügliche, sehr vortheilhafte „Handelsbilanz" zu nennen pflegt. In Bezug auf die Kopfbedeckung allein stellt sich die Berechnung so — denn die Statistiker berechnen alles, bis auf den Kuß, den ihnen eine Frau gibt —: für ausgeführtes toskanisches Strohwerk kommt in's Land herein: 15,137,000 Fr., dagegen geht für fremde Hüte hinaus: 2,454,000 Fr., was einen baaren jährlichen Ueberschuß von 12,683,000 Fr. ergibt. Welcher „Ueberschuß", welcher Vortheil, welcher „Fortschritt", nicht wahr? Und all dieser Reichthum und Segen kommt in's Land für Stroh, für leeres Stroh! Das „Nationalvermögen" wächst in's Unglaubliche! —

Ein Italiener bemühte sich einmal, einem Ausländer die Vorzüge seiner Sprache vorzudemonstriren, und im richtigen Instincte nahm er die mannigfaltigen italienischen Ableitungssilben zu Hülfe, die so allerliebst den Wortstamm schattiren. „Sehen Sie, sprach er mit lobenswürdigem Eifer, da ist das einfache Wort povero, arm; daraus machen Sie poverino, poveretto, poveraccio, poverone, u. s. w. Che richezza, welcher Reichthum!

So ungefähr entsteht auch der toskanische „National-reichthum" aus lauter Einzelarmuth. Und thäte es noch blos der toskanische! . . . . .

Aus Rom.

Die bildende Kunst und die Geschichte. — Eine Sonntagswanderung über die Sieben Hügel. — Die Antike und die neue Welt. — Eine Villegiatur im Albanergebirge. — Ein Tag in Tibur.

Die bildende Kunst und die Geschichte.

Büste und Porträt.

Rom.

Alle Kunst ist im Grunde historische Kunst, sie bewahrt eine Erinnerung und sie will eine Erinnerung bewahren. So denken wir uns Jupiter, so Juno, so Minerva, so Apollo, Venus, Bacchus: so bewahren wir sie im Tempel für die nachfolgenden Geschlechter. So rauschte durch Händel's Gemüth die Nothwendigkeit der Erscheinung Christi und diese Erscheinung selbst: so wird es im „Messias“ bewahrt. Das Porträt ist eitel Geschichtsbildnerei, große öffentliche, oder kleine private Geschichte. Was eine mächtige Hauptstadt im Namen eines Reiches in den Hallen ihrer Museen zu besitzen wünscht, die Erinnerung an die großen Männer, das liebt sich der Bürger in seinen bescheidenen Gemächern, die Bilder der Seinigen. Die Statue, die Büste und das Porträt sind eigentlich die ganze bildende Kunst in ihren wesentlichsten Momenten.

Die Idealstatue mit ihren idealen Conturen ist das Porträt einer Idee, einer allgemeinen Anschauung; die realistische Vorstellung gibt die Bildsäule eines wirklichen handelnden

und denkenden Menschen; die Büste ist der wirkliche Mensch auf seinen kürzesten Ausdruck, auf den Kopf reduzirt; das Porträt ist die Illusion der Statue und der Büste, mit dem seelischen Ausdruck als Zugabe. Was noch darüber hinausgeht, die Gruppe, das Relief und die sog. Historienmalerei, das sind eigentlich nur quantitative Erweiterungen, nicht etwas qualitativ Neues. Man gruppirt zwei, drei, vier Statuen, bringt sie in Beziehung auf einander, läßt ihr Dasein in einen gemeinsamen Akt ausmünden, und anstatt der Plastik der Personen erhält man die Plastik des Ereignisses. Man malt zwei, drei, vier, zehn, zwanzig, hundert Personen, wie sie in einem feierlichen Augenblicke mit einander zusammentreffen, ihre Wichtigkeit an einander haben, nennt diese Zusammenstellung die Composition, und hat anstatt der Einzelporträts das Porträt des Ereignisses. Wie sich das Privatporträt zum öffentlichen und allgemeinen verhält, so verhält sich das Genrebild zur Historienmalerei. Ich sehe hier nur die Landschaft, die einer besondern Erklärung bedürfte, und die Landschaft geht mit einem Fuße aus der bildenden Kunst heraus, dieser Fuß aber ist nach dem Tone, nach der Stimmung, nach der Harmonie — der Musik hin gerichtet.

In der Sculptur war und blieb die Einzelfigur so sehr Hauptsache, daß die Gruppe, insofern sie zur unmittelbaren Einheit des Bildes zusammenschießt, schon den nahenden Verfall ankündigt. Die Gruppen der Giebelfelder, die Aegineten und Niobiden sind etwas ganz Anderes: hier ist die Beziehung auf einander, auch schon räumlich, unendlich loser; die Figuren könnten auch getrennt stehen, sie würden dennoch verstanden werden. Ein Leben, Ein krönender Moment dieses Lebens, in welchem sich die

ganze Existenz zusammenfaßt, muß dem Künstler wie dem Beschauer genügen, und sie haben in der That daran ihre volle Genüge. Die Eine Persönlichkeit, in der ganzen Breite ihres Daseins, in allen commentirenden Linien ausgedrückt, war Bedürfniß und Gränze der Kunst. Zwei mögen sich noch zur Totalität ergänzen und zusammen den Menschen oder den Gottmenschen darstellen: entweder ist dann der Eine mehr Attribut des Andern, dient zu seiner völligen Ausprägung, wie der kleine Bacchus den Silen ergänzt, Ampelus den Bacchus, Amor die Venus; oder die Zwei bilden erst zusammen Einen, wie sich der Fechter in zwei Fechter theilt, da doch Niemand mit sich selbst fechten kann, wie der Faun und die Nymphe zusammen das poetische Waldleben sind, wie der Gallier nicht hinlänglich verzweifelt, wenn er nicht zuerst sein Weib ersticht. Aber drei und mehr Figuren werden schon deßhalb bedenklich, weil in der Idee die Gleichwichtigkeit der Einzelnen leidet, und weil in der Form Verrenkungen und Verschiebungen nothwendig werden, um die Mehreren gleichzeitig zur vollen Anschauung zu bringen. So gibt der Laokoon, eine der vollendetsten Arbeiten, die uns von der Antike geblieben sind, zu gerechten Bedenken Anlaß; der Genuß dieses edlen Meisterwerkes wird durch kritische Prüfung und Ausstellung schon in etwa verkümmert. Nun aber stelle man sich vor den Farnesischen Stier zu Neapel! Ist es möglich, von irgend einem Punkte aus das Ganze zu überschauen? Wer dominirt, wer soll dominiren? Und ist nicht diese Frage selbst ein Verbrechen wider den Geist der Plastik? Denn in der Plastik dominirt Alles; Perspektive und Clair-obscur in der Plastik sind, als wenn man einen Salat musikalisch componiren wollte.

Ich will von der Photographie nicht mehr Gutes sagen, als diese hausbackene Mnemotechnie verdient; aber über den Farnesischen Stier gibt die Photographie ihr gültiges Urtheil ab: jeder Photograph muß ihn von ein paar Seiten aufnehmen, weil ihm überhaupt gar nicht beizukommen ist. Im Farnesischen Stier ist die bildende Kunst in Baukunst übergegangen, die Gruppe wird Gebäude. Gebäude aber ist das, was man von allen Seiten betrachtend umwandelt, nicht um seine einzelnen Schönheiten liebend zu sammeln, sondern um es überhaupt erst zu verstehen.

Die Plastik ist wesentlich dramatischer Monolog oder Dialog; um auch episch zu werden, blieb ihr nur noch ein Mittel übrig: sie mußte die runde Fülle der Gestalten aufgeben, und sich mit der Heraushebung derselben aus flachem Grunde befriedigen. Das Hintereinander der Figuren fiel jetzt gänzlich weg, das Nebeneinander der Begebenheit trat dafür ein. Das Relief ist die Epik der Bildhauerei. Es ist in kleinerem Maßstabe gearbeitet, damit das Auge keinen allzugroßen Raum zu umfassen und zu beherrschen habe, damit es nicht zu sehr in der Höhe und in der Breite beschäftigt werde. Und innerhalb dieser weisen Beschränkung und Selbstbegränzung hat denn die antike Kunst allerdings das erreicht, was sie in der Gruppe nur zu ihrem bittersten Schaden versuchen konnte; gerne will ich gestehen, daß meine herrlichsten Genüsse jene geistreichen Reliefs waren, wie sie nur Italien noch birgt, und wie sie unter den Neueren zuerst und einzig Thorwaldsen begriffen und nachgeschaffen hat.

Ich erwähne, im Vatikan: „die Geburt des Erichthonius“, die „tanzende Frau“, die „schlafende Ariadne“,

wie sie eben von Theseus verlassen wird, den „Waffentanz“ und die „Geburt des Bacchus aus dem Schenkel des Zeus“, wozu Merkur Linnenzeug herbeischleppt. In der Villa Borghese: die beiden bacchischen Scenen, Merkur wie er die Geschicke Hektor's und Achill's vor Jupiter (mit dem Adler) und Juno (mit dem Pfau) abwägt. In der Villa Albani: das tiefgefühlte, klassische Bild des „Orpheus und der Eurydice“, wie sie von Merkur, dem Seelenleiter, getrennt werden. Im Lateran: die „Ernährung des kleinen Zeus mit der Milch der Ziege Amalthea“, der Adler links auf dem Horste füttert sich selber groß; das Sarkophagrelief mit dem Tode der Niobiden. Welch ein Sterben und welche Angst des Sterbens, von der Mutter mit zwei Kindern bis zum Pädagogen mit einem! Wie sich die Pferde bäumen neben den Sterbenden, unter den Angstvollen! Welche Linien, welche Wagnisse, welche Ausführung! Daneben steht ein anderer Sarkophag mit dem Orest, der den Dolch wider Aegisth und seine Mutter Clytemnestra gezogen hat, und dem die Eumenide die Schlange an's Ohr hält. Wie kühn der Leichnam des Aegisth dahingestreckt ist, wie imposant Clytemnestra! Nur der Todesschmerz der Niobiden geht darüber hinaus. Im Kapitol begrüßt uns gleich auf der Treppe das herrliche Relief vom Triumphbogen des Marc Aurel: Roma reicht dem einziehenden Triumphator eine Weltkugel mit der Victoria (welche jetzt fehlt); im Innern wartet unser die „Befreiung der Andromeda durch Perseus“ und ein „schlafender Endymion“.

Die antike Malerei wenigstens hat Michel Angelo vollständig charakterisirt, wenn er Relief und Farbenbild in den allerengsten Zusammenhang bringt, und das Ge-

mälde darnach beurtheilen will, wie sehr es dem Relief entspreche. Ist es schon eine Lächerlichkeit der christlichen Arroganz, den Alten das weiche Gefühl und die Seelenhaftigkeit in Geberde und Ausdruck abzusprechen, da sie uns doch die Penelope, die Ariadne, die Niobe und den Laokoon hinterlassen haben, so wird die Lächerlichkeit vollends zur Albernheit angesichts des „Orpheus und der Eurydice" in der Villa Albani. Alles was je ein Christ oder ein Barbar des Nordens von erschütterndem Sentiment verspürt hat, liegt in dem Ausdruck dieser beiden reizenden Gestalten vor ihrem letzten Lebewohl. Das milde aber entscheidende Dazwischentreten des Todtenführers Merkur bringt das Gefühl der Trennung zur höchsten Spannung. Was die marmorverderbenden Nazarener zu Rom, die den Katholizismus auf's Magazin verarbeiten, niemals auch nur von Weitem fertig gebracht haben, Thränen in den Augen Christi, der Maria, der Magdalena zu modelliren, das hat jener Alte in höchster Potenz geleistet; nur sind die Thränen der Eurydice mehr innerlich, weil sie selbst ganz Thräne, weiche, aufgelöste Wehmuth ist. Indem aber das Aeußere würdig gehalten ist, und der Schmerz blos durchscheint, ohne häßliche Falten, Grimassen auf der Oberfläche abzuspiegeln, feiert eben die Kunst ihren höchsten Triumph, weil sie ganz Kunst, d. h. Siegerin, Herrin bleibt.

Das Relief ist so zwar, vermöge seiner technischen Voraussetzungen, Sculptur, Bildhauerarbeit; aber es deutet die Malerei an, und diese selbst kann im besten Sinne nur ein Relief mit Perspektiven sein. Die Modellirung des festen Materials wird durch Licht und Schatten ersetzt, wie die Temperabilder uns dies oft so täuschend darthun.

Nähe und Ferne aber, die im Relief oft kindlich und kindisch symbolisirt sind, werden jetzt für das Auge zur Wahrheit. Ein neues Leben verbreitet die Farbe über das Ganze, und auch diese Farbe ist nur das Wiederaufnehmen eines Versuchs, den die Plastik vor ihrer Vollendung gemacht, dann aber klugerweise fallen gelassen hatte. Vermöge der Farbe tritt die Seele ganz in die Augen, und vom Standpunkte des schönen Scheines ist die Nachschöpfung eine vollendetere, täuschendere geworden. Das Alles wußten die Alten, ihre Fresken beweisen es, und diese schließen sich eng an das Relief an, wie man in den Columbarien oder Urnenstätten mit gerührter Ueberraschung erfährt.

Die berühmte „Aldobrandinische Hochzeit" in der Bibliothek des Vatikan fängt grade da an zu malen, wo die geistreichsten Reliefs aufhören. Diese Hochzeit des Bacchus mit der Kora ist eine ganze Offenbarung der Antike und des Wesens der Kunst. Wo haben die Modernen mehr Empfindung gezeigt? Kora, von Venus zum großen Schritte vorbereitet, hat ihres Gleichen nicht in der modernsten Gefühligkeit. Des Bacchus Ungeduld, wie er vom niedern Sitz sich auflehnend der Entscheidung harrt, ist ganz unübertrefflich. Links opfern die Grazien, rechts die Musen; zwischen den Grazien und dem Bette schüttet eine weibliche Figur Wohlgerüche auf eine Pfanne, die Luft selber zum Mysterium vorbereitend. Was hat Rafael selbst Edleres empfunden als die Gestalt jener äußersten Muse? — An der Schmalseite desselben Saales prangt eine gemalte Mirrha von einer Schwunghaftigkeit, wie sie kein christlicher Maler je überboten hat.

Doch ich schweife völlig ab, und bitte um Entschul-

bigung. Ich wollte ja nur von Statue, Büste und Porträt reden, wie sie zur Geschichte gehören und zum Studium der Geschichte ganz unentbehrlich sind. Auch dieses vortrefflichen Hülfsmittels wird man in Italien so recht inne, und helle Streiflichter ergießen sich vom Antikensaale und der Gemäldegalerie über ganze Perioden der Geschichte, erklärend, verbessernd, stets das Urtheil sichernd.

Wie oft habe ich im Vatikan, im Kapitol, im Lateran, in der Villa Borghese römische Geschichte mit mir selber repetirt, wie oft mir gestanden, daß ich jetzt erst Verständniß in die Begebenheiten, Schlüssel in die Thüren des Geheimnisses brachte! Unerbittlich sind Bildhauer und Maler gegen ihre Helden, selbst wenn diese die Chronik noch so schlau gefälscht hatten; wo das eine Bild nicht ausreicht, da tritt ergänzend ein anderes Bild derselben Persönlichkeit hinzu. Auch die Apotheose, die lügenhaften Attribute und Embleme helfen zu nichts; der Charakter liegt im Kopfe, und der ächte Künstler gibt diesen Kopf stets in seiner Wesenheit, unbekümmert um die aufgesetzte Parademiene, um die Theatermaske, durch welche sich Hunderte und Tausende der Zeitgenossen blenden und bethören lassen mochten.

Der Sophokles im Lateran ist nicht nur eins der vollkommensten Kunstwerke, die je aus einer Werkstatt hervorgegangen; sondern er bewahrt uns auch einen der vollkommensten Menschen, so je auf dieser Erde geweilt. Diese gezügelte Manneskraft, dieser milde Schwung der Glieder, dieses Ebenmaß in Drapirung und Muskulatur, diese ruhig schreitende Größe, diese schreitende Ruhe, ja diese gehören dem Dichter des Oedipus König und des Oedipus auf Kolonos an. Wir haben nur sieben der siebenmal sieben Tragödien des Göttlichen gerettet, aber zu

unserm Troste haben wir ihn ganz, den edlen Baum, von dem die goldenen Früchte gefallen sind. Aber gleicht ihm nicht der Redner Aeschines zu Neapel, und haben nicht oberflächliche Beschauer den Einen für eine Replica des Andern gehalten? So betrachtet doch genau das selbstzufriedene Rhetorengesicht, die sorglose Suada des Paraderedners, betrachtet den Faltenwurf, mit dem der Schauspieler „Alles macht!“ Perikles war berühmt wegen seiner Peribole, und Sophokles wußte den Mantel nach dem Gesetze der Schönheit zu tragen. Aber wo steht geschrieben, daß Perikles den athenischen Staat „mit dem Faltenwurf“ regiert, oder daß Sophokles seine Dramen aus den Falten seines Gewandes herausgeschüttelt habe?

Will man einen andern, noch typischeren Gegensatz zu Sophokles sehen, so wende man sich zum Euripides des Vatikan; nicht die wahre und tiefe Empfindung spricht aus diesen Zügen, sondern die Hypersentimentalität; nicht der würdevolle Ernst, sondern der moderne fast grimassirende Charakterkopf. Da begreift es sich schier, daß der überlaunige Aristophanes einen solchen Mann Astronomie mit dem Steiß studiren ließ. Und im Gegensatze zu Aeschines betrachte man den streng concentrirten, würdigen Demosthenes, der nur redete, weil und wann er etwas zu sagen hatte, den ernsten ergriffenen Staatsmann, wogegen Jener als brillanter Kammerredner erscheint. Man vergleiche den Demosthenes wieder mit Cicero, dem gutgeformten Advokatengesicht, in dessen großen und leeren Gesichtszügen Platz für die alte, mittlere und neue Akademie ist, ein Pantheon von eklektischen Weisheiten. Ist nicht der Sokrates ein wahrer Satyr; seht Ihr nicht im Alcibiades die geniale jeunesse dorée; kommt der archaistische

Anakreon nicht völlig auf Béranger hinaus; ist der herrliche Plato im Bronzencabinet zu Neapel nicht die Verkörperung der poetischen Philosophie, die sich ihre begriffene Welt aus Morgenduft und Sonnenklarheit webt? Das Haupt ist gesenkt, in mildes tiefes Nachdenken versunken; das lange Haar ist auf dem Kopfe gestrählt, mit einer Binde zusammengehalten; die Locken quellen unter der Binde des Gedankens zur apollinischen Freiheit hervor.

Der indische Zug des Bacchus ist uns auf wunderschönen Reliefs bewahrt worden; aber den Alexanderzug nach Indien malt man sich selbst aus vor dem Alexanderkopf zu Florenz, und namentlich vor dem des Kapitols zu Rom. Das ist der junge Adler, der mit seitwärts gesenktem Kopfe die Strahlen der Sonne prüft, in die er hineinfliegen wird; und so mußte der Sohn des Jupiter Ammon aussehen, der Neffe des Zeus von Olympia und von Otricoli.

Augustus ist in zahlreichen Statuen und Büsten vorhanden, im Vatikan viermal hinter einander: im Museo Chiaramonte als kleiner Junge, im Saal der Büsten mit einem Aehrenkranz, dann als alter Mann, in der Rotonda mit verschleiertem Haupte. Er steht im Kapitol und in der Galerie der Büsten der Villa Borghese; er steht zu Neapel im Bronzencabinet zweimal, einmal als Herme, das andere Mal als Kolossalstatue; er steht zu Florenz in der Vorhalle der Uffizien, u. s. w. Am Untrüglichsten, daher auch am Verrätherischesten, ist der kleine Junge in Chiaramonte, der sich Zug für Zug zu dem ordinären, aber gründlich schlauen Bourgeoisgesicht in Villa Borghese und zu dem alten fertigen Halunken in den Uffizien zu Florenz entwickelt hat. Nirgends ist da eine Spur von

Heroismus und Würde, von hinreißendem Gedankenfluge, der eine Republik in's Imperatorenthum hineinwirbelte, um mit einer compacten Masse große Dinge auszuführen. Es ist alles egoistische Pfiffigkeit, ordinäre Hab- und Herrschsucht, platte Gewissenlosigkeit, überlegtes Histrionenthum — ein verfrühter Medizäer! Und da nur edle Eigenschaften die Züge des Mannes adeln, dessen beste Schönheit in der Würde besteht, so ist August's Antlitz unschön; ja hinter seinem ewigen verschlagenen Zuwarten lauert etwas Animalisches. „O Gott, aus diesen Zügen spricht der gaunernde Fuchs!“ könnte Maria Stuart sagen.

Eben so verrätherisch, aber freilich noch viel entsetzlicher als der kleine Augustus in Chiaramonte ist der kleine Tiberius unter den Bronzen zu Neapel: die mißtrauischen Ohren stehen ihm horchend vom Kopfe ab, der Mund ist maliziös zusammengekniffen, die großen Augen vollenden das Thier, die Katze! Ja Tiberius gehört zum genus felinum, zu der feigen, rachsüchtigen, blutdürstigen Art. Und nun geht in die Galerie Borghese, wo er im großen Eingangssaale als Jupiter auf dem Throne sitzt, der mißtrauische bornirte Lump:

„Von unten majestätisch anzuschauen,
Doch oben hin die Bestie macht mir Grauen.“

Von hier an beginnen die abscheulichen Naturspiele in den Familien der römischen Imperatoren, daß der Sohn den Vater oder die Mutter, bisweilen beide, völlig verläugnet, und den Gesetzen der Erbfolge grade so in's Gesicht spuckt, wie die Prätorianer es bei der Wahl eines neuen Soldherrn zu thun pflegten. Da ist sofort Caligula, der Sohn des Germanicus und der ältern Agrippina,

ein roher, gemeiner, pöbelhafter Bursche, ein Schlingel, dem alles Markante abgeht, dem eine Krone in die wüsten Hände fällt, welche er besudelt und im Kothe rollt.

Die thronende Statue des Claudius im Lateran, der Claudius im Vatikan wie der des Kapitols zeigen im vollkommensten Einverständnisse den alten schwachen schlaffen weiberfreundlichen Mann, einen weiland Senator, dessen Gesicht nach unten hin abfällt, dessen Ohren weit abstehen, ohne etwas zu vernehmen, und der am Bekanntesten geworden ist durch seine zwei berüchtigten Frauen, den Minotaurus Messalina und die jüngere Agrippina, Nero's Mutter!

Der Saal der Büsten im Vatikan enthält ein feistes Komödiantengesicht, das unter einem Lorbeerkranze hervorquillt. In der Villa Borghese wird dieses Gesicht noch charakteristischer, und zwar durch gesteigerte Abnahme der Charakterbestimmung. Dieser Mensch hat fast gar kein Gesicht, die Lineamente sind dürftig, oberflächlich, auf einen Fleischklumpen mit Doppelkinn eingeritzt. Das ist ein sinnlicher Scheinmensch. Zu Neapel sitzt dieses Gesicht auf einem Pferderest und wird gar dumm. Dieser Fleischkopf, welcher höchstens Platz für ein Gesicht hätte, dieser molluskenartige Brei gehört dem letzten Kaiser des Augusteischen Hauses, dem Nero. Er erinnert lebhaft an die Abschwächung der Napoleonischen Gesichter, denen gleichfalls der Inhalt fehlt, während sie die ganz äußere Form selbstquälerisch mit sich herumschleppen.

Der Seneca in Neapel dagegen, den jener Wütherich umbrachte, ist ein famoser Charakterkopf, der einen tief bewegten Mann zeigt, auf dessen Lippen der Kummer um die Menschheit schwebt.

Galba ist ein Parvenu von Marschall, der auf Magnan hinauskommt. Otho, colossal im Hofe des Conservatorenpalastes, ist nichtig wie sein Schicksal. Vitellius ist ein strammer Epaulettenheld, der auch den Alkoven cultivirte.

Vespasian eröffnet einen neuen Reigen: er erscheint lächelnd fett, aber doch scharf geschnitten, unternehmend, gründend, mehr cäsarisch als imperatorisch. Sein Sohn Titus hat majestätisches Fleisch, die Physiognomie arbeitet sich jedoch aus der Masse der Muskulatur hervor, und lagert dann bequem auf weichem Polster. Die Anlage zum Nero ist glücklich überwunden, der Sieger dominirt gefällig. Titus hat auch etwas von dem handwerksmäßigen Militär, eine fliegende Aehnlichkeit mit Galba; und ich bin gewiß, daß er wie ein satter Marschall durch seinen Triumphbogen gefahren ist. Aber in seiner Stirn gingen denn doch höhere Gedanken um als Prunk und Ovation, und um seinen Mund spielt menschliche Güte.

Domitian steht als Colossalkopf im Kapitol und kommt sonst mehrfach vor; er hat Platz genug für seines Vaters Vespasian's Züge, aber der Platz ist leer. Er ist ein Abbozzo der Flavier, bei dem das Martialische bestialisch, der Krieg zum Fechterspiele wurde. Ehre hatte er keine, Fliegenfangen war seine Staatsweisheit. Er verdiente grade von der Domitia ermordet zu werden.

Der alte milde Nerva thront prächtig im Vatikan. Dem Künstler macht er mehr Ehre als seinem Vater; denn selten sah man die einfache Güte so majestätisch den Thron behaupten.

Trajan, der Beste und Größte genannt, von dem jüngern Plinius über's Maß hinausgetrieben, hat ein

verständig zugespitztes Gesicht, eine gute scharfe Nase, ein paar Augen wie die Murillo'sche Madonna, — er stammt ja auch aus Spanien; leider verschwindet die Stirn unter dem herabgekrausten Haare. Auch Hadrian war ein Barbar, ein Spanier, er ist noch plumper und vierschrötiger als Trajan; man müßte ihn gemalt haben, denn der Ausdruck geht in die Augen. Ich wette, er hat groß, verschwommen, mystisch, übersichtig dreingesehen, wie ein Mensch, der auf den Plutarch schwört. Er war ein Kunstschwärmer, ließ sich in Athen und in Alexandria ästhetisch hofiren und mystifiziren, hing sich an's Orientalische, wie die Antinousbilder allenthalben beweisen; denn selbst das Süßeste und Schmelzendste, was je im körnigen Gestein gearbeitet ward, die Brust des Antinous im Lateran, wird von einer ägyptischen Physiognomie überragt. Auch das Mausoleum des Hadrian an der Tiber ist ägyptisch massenhaft gedacht.

Antoninus Pius, der Adoptivsohn Hadrian's, die schlichte, humane, wohlwollende Gesichtsbildung, verräth das goldene Zeitalter unter den Imperatoren. Der edle Marc Aurel, hoch zu Roß auf dem Kapitol, mit der milden Besorglichkeit im herrschenden Antlitz, ist die Krone und Spitze der guten Zeit. Ein wehmüthiger Zorn ergreift mich, wenn ich bedenke, daß dieses Kunstwerk nur dadurch vor dem christlichen Vandalismus gerettet blieb, daß man den Marc Aurel Jahrhunderte lang für den Constantin hielt. Und es tröstet mich nur der heitere Gedanke, wie diese Fanatiker bornirt genug sein konnten, das menschlich Anmuthendste mit dem Schlechtesten und Niederträchtigsten zu verwechseln. Leider vergriff sich der Philosoph auf dem Throne, indem er die jüngere Faustina heirathete und mit

ihr das Scheusal Commodus zeugte. Dieser rohe Schuft, an dem ein Gladiator verdorben war, der in der Arena mit Bestien kämpfte, sitzt treffender Weise im Vatikan im „Saal der Thiere“, hoch zu Roß, den Jagdspieß in der Hand. Es ist unsäglich, welche Gemeinheit auf diesem Gesichte lagert, bis wohin die Grundlinien des Marc Aurel'schen Kopfes — denn diese sind vorhanden — caricirt wurden, wie hier durch eine Verzeichnung der grausamen Natur aus dem selbstbeherrschenden Selbstherrscher ein Metzgerknecht geworden! Der Bilder des Commodus gibt es nur wenige; als die Bestie verendet war, zerschlug das Volk Alles, was an sie erinnern konnte.

Jetzt geht es mit Inhalt wie mit Form auf die Neige, die Kaiser werden immer hündischer, immer gemeiner, bis zum Ideal der Verworfenheit, dem Heliogabal, dieser „männlichen Tribade“; und auch die Renaissance des Hadrian gab sich bis auf den letzten Heller aus. Politik wie Kunst arbeiteten auf jenen schauderhaften Bankerott hin, bei dem das Christenthum das Syndicat antrat und das Geschäft der Weltherrschaft unterschlug. Zu verwundern ist es nur, daß noch im Anfang des dritten Jahrhunderts eine Büste entstehen konnte wie die des Caracalla im Saale der Büsten des Vatikan; denn dieser wüste Lumpenhund ist in der That so scharf und markig ausgeprägt, es liegt so unendlich viel Ausdruck in dieser Physiognomie, daß man nicht weiß, soll man der Kunst zürnen oder sie bedauern.

Bei den Bildern der Antoninen pocht mit einem Male ein fremdes Element, Einlaß fordernd, an die Thüre des Marmorsaales, nämlich die Farbe. Seit die Romantik der Barbaren in das römische Reich eingebrochen war,

nahte das Ende der schönen Form, die in reiner Selbstgenüge eine Idealwelt gebildet und das Denkwürdige in Bronze und Marmor aufbewahrt hatte. Der verhimmelnde Drang des Nazarenerthums entsprach der barbarischen Romantik, und aus jahrhundertelanger Götterdämmerung tagte endlich ein neuer Kosmos hervor, der Kosmos der Farben. Die Malerei arbeitete im Dienste des christlichen Rom, wie die Sculptur einst die antike Welt verherrlicht hatte.

Noch jetzt gibt es Gesichter, die sich mehr zur plastischen Darstellung eignen, als zur malerischen, während freilich vor den meisten Figuren der Marmor zurückbebt. Göthe sowohl als Schiller haben ein antikes Gepräge, wie Rietschel bewiesen hat. Lessing ist ein durchaus plastischer Kopf. Tieck und seine Schule wollen schlechterdings gemalt sein. Ja, es gibt Köpfe, die in der Farbe nicht nach Verdienst herauskommen, so z. B. der Gedankenschädel Macchiavelli's. Schon im Hofe der Uffizien ist er sprechender als auf der Leinwand des Sebastian del Piombo, in der Galerie Doria-Pamfili zu Rom; aber wie ward ich überrascht, als ich ihn im Cabinet der toskanischen Sculptur zu Florenz erblickte. Wie diese Nase kühn in die Welt hinausragt, wie diese Augen scharf sein müssen, obgleich keine Pupille da ist! Welche dicke selbstgewisse Unterlippe! Den denkenden Menschen überhaupt möchte ich vor wie nach dem Bildhauer reserviren, während das Weibliche und weiblich Empfindende sich unter den Schutz der Palette flüchten mag.

Mit der Porträtmalerei wird aber nicht nur dem gedanklichen Elemente der Köpfe Eintrag gethan, sondern es bricht auch ein wahres ästhetisches Unglück herein.

Niemals haben sich die Anfertiger von Büsten so hartnäckig und massenhaft vom Gebiete der Kunst entfernt, um Handwerker zu werden, wie dies unsere Porträtmaler thun. Wie viele Bilder gibt es, die im besten Falle mehr sind als colorirte Photographieen? Wie hätte auch sonst je die Photographie der Kunst bange machen können? Die bessern Porträtmaler geben wie der Photograph das Bild einer zufälligen Persönlichkeit in einem zufälligen Momente. Sagt einem Künstler von heute: „das Porträt ist eine Einzelfigur, in den Begriff der Gattung erhoben" — ob er Euch nur versteht! Das ist „Philosophie", wird Jener bemerken, und „Philosophie" ist den bequemen Leuten Alles, was vom Kern und Wesen der Dinge handelt. Sie sind blos „Maler", blos „Künstler", sie geben wieder was sie gesehen, mehr soll man von ihnen nicht verlangen! Könnten sie eben nur *sehen*, hätten sie sehen gelernt! Die Einzelfigur in den Aether der Gattung erheben, heißt nichts Anderes, als sie *richtig* ansehen und das Gesehene mit den Mitteln der Kunst wiedergeben. Ein Porträt malen, heißt eine ganze menschliche Existenz mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darstellen, so zwar, daß in dem einzigen gegriffenen Momente jenes alles liegt und sich vor dem Blicke des Beschauers unfehlbar herausschält.

Oder heißt das „sehen", die Gegenstände auf den passiven Spiegel des Auges fallen lassen, ohne daß die Gehirnnerven zugleich mit dem Sehnerv arbeiten und so erst ein menschliches Sehen hervorbringen? So stellt doch ein Becken klaren Wassers mitten in Euer Zimmer, und laßt Euch dort „porträtiren!" Man denke sich einen Hausherrn, der den Fremden in dieses Zimmer führte, seine ganze Familie um das Becken herumpostirte und dann

gravitätisch spräche: „Sehen Sie hier, mein Herr, Urahne, Großmutter, Mutter und Kind, treu nach der Natur gemalt!“ — Die Augen sehr vieler Maler sind nur solche Wasserbecken. Wie man das auf den ersten Blick erkennt, eine Habichtsnase ist keine Kartoffelnase, die blauen Augen der Cousine sind nicht grün, und des Onkels zufriedenes Börsengesicht ist zum Sprechen ähnlich!

So haben Rubens, Van Dyck und Rembrandt, Rafael und Tizian nicht gemalt; sie stiegen in's Innere der Erscheinung, zum Centrum der Seele hinab; sie malten nicht Masken, sie offenbarten den Menschen sich selbst und Andern; sie stellten ihn dar als ein Universum, als eine Facette der Menschheit. Es ist nicht das Colorit, was die Van Dyck und Tizian groß macht, wie die Schüler aller Orten sagen. Das Colorit war ihnen nur Mittel, freilich großartiges, zweckentsprechendes Mittel. Aus der bunten Nacht ihrer Farben erhebt sich erst das Licht der Persönlichkeit; die Farben sind nur die Muschel, aus welcher Venus aufsteigt: Venus aber ist der springende Punkt des geistigen Lebens. Tizian, sagen die Schüler, ist ein Materialist, Rafael ein Idealist. Ein seltsamer Materialist, fürwahr, dessen ganze Materie nur dazu vorhanden ist, um vor dem Unmateriellsten aller Dinge, vor der Bedeutung, zu verschwinden! Rafael ein Idealist, er, der die materielle Farbe über die ganze Gewandung der Porträtirten ausgießt, der die bunten Falten ausmodellirt wie ein Bildhauer, während der „Materialist“ Tizian uns nie etwas zeigt als Gesicht und Hände, d. h. Seele und Thatkraft! Dieses Vergeistigen der Persönlichkeit ist bei Tizian so durchgängig Regel, daß ich die „Bella Donna“ in der Galerie Sciarra zu Rom dem Palma Vecchio zuschreiben möchte.

Nicht in der Darstellung seiner Porträts ist Rafael idealistisch, sondern in seiner Arbeit, in der Methode der Auffassung und Ausführung, in seiner eigenen Naturanlage; und Tizian ist in derselben Methode und Anlage nicht materialistisch — ein Klumpen Dreck malt nicht — sondern realistisch. Rafael arbeitet sich mit allen Fühlfäden des Kopfes und Herzens in seinen Gegenstand hinein, nimmt dort Platz und schafft das Darzustellende von Innen heraus — neu. Er wird selbst der Gegenstand, der dann als idealer, verklärter, typischer erscheint. Rafael's Schaffen ist daher ein ewiges Hinopfern seiner selbst, jedes Bild ist ein Stück von ihm: er wäre schon deßhalb sterblich gewesen, consumirten auch die Nerven keinen Saft, und wäre der Mensch nicht auch zugleich eine pneumatische Maschine, die sich verbraucht. Rafael ist wie Schiller, der uns in einer Reihe von Götterbildern stets sich selbst gegeben hat, bis er sich ausgegeben hatte. Und deßhalb wird Schiller so inbrünstig von seiner Nation geliebt, weil jeder Genuß eines Drama's zugleich Dank an den Dramatiker ist. Aus demselben Grunde schwärmt die Welt für Rafael, den sie in kurzer ewiger Jugend das Höchste leisten sieht, was seit der Griechen Zeiten einem Sterblichen zu leisten verliehen war.

Sich selbst geben, heißt aber bei Rafael und Schiller nicht, daß sie ihre eigenen Gedanken, Gefühle, Flausen der Welt präsentirt hätten, „subjektiv" gewesen seien, wie der schiefe Ausdruck lautet. Schiller war so wenig subjektiv, daß er in jedem seiner Werke sein Ich hinschlachtete, seine Lieblingshelden abthat und die ewige Gerechtigkeit krönte. Rafael hat sich in gleicher Weise durch seine drei großen Entwicklungsstufen hinaufgerungen, nie sich selber, stets

das Ideal suchend, von dem „Abendmahl“ im ägyptischen Museo zu Florenz bis zur „Transfiguration“ in der Vatikanischen Galerie und zu den Loggienbildern im Geiste Michel Angelo's, worin der zarte platonische Jüngling metaphysische Gedanken ausdrückt. Idealistisch sind beide, Schiller wie Rafael, weil sie von der Idee ausgingen und diese in die schöne Erscheinung hineinbildeten.

Tizian wie Göthe gehen dagegen von der schönen Erscheinung aus, lange unbekümmert um den Gedankeninhalt, den Andere zu Jener Verwunderung aus den Kunstwerken herauslasen. Tizian wie Göthe sahen sich den Kerl an, der sie frappirte, dann ließen sie ihn laufen; aber plötzlich stand er da, wie er leibte und lebte — dachte und empfand. Es ist als ob Göthe und Tizian ohne Mühe und Qual zur Welt gebracht hätten, als ob ihr Auge so geschliffen gewesen wäre, daß es ohne Correctur und Nachdenken das Bedeutsame von selbst abspiegelte. Daher erreichten auch beide so hohe Jahre; leben war für sie schaffen, sie malten und dichteten sich gewissermaßen alt; sie rieben sich keineswegs dabei auf, sie wären gestorben, hätte man sie der Augen und der Hände beraubt. „Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen.“ Die schöne Welt mit ihren bedeutenden Erscheinungen drang auf sie ein, getreulich bewahrten sie Farben wie Conturen, und wenn die Reflexe sie beunruhigten, wenn es ihnen zu eng im Schlosse wurde, — „da hat er ein Gedicht draus gemacht“, wie die alte Frau Rath sagte; „da hat er eine Wand voll gemalt“, hätte man in der Lagunenstadt sagen können.

Die Personen, die dem Rafael gesessen haben, können ihre Götter segnen oder verfluchen, je nachdem die Enthüllung ihres Wesens ihnen zur Ehre oder zur Schmach

gereicht. Treu bewahrt sind sie immer, die harmlosen wie die verhängnißvollen: Angiolo Doni und Maddalena Doni, das Urbild der ersten Madonnen, zu Florenz; der Ritter Tibaldo zu Neapel; der „Violinspieler" in der Galerie Sciarra; der schielende Tommaso Fedra Inghirami, der Cardinal Dovizi da Bibbiena, Leo X., mit den beiden Cardinälen Giulio de' Medici und Luigi de' Rossi, der Papst Julius II., sämmtlich zu Florenz; endlich die Fornarina, im Palaste Barberini zu Rom. Der „Violinspieler" führt mit Recht keinen Namen, er ist der Künstler im Allgemeinen, jeder Künstler, der das Ideal reproduzirt und dessen Leiblichkeit im Sturme der Nerven schwindet; er ist insofern auch Rafael selbst. Leo X. ist die aufgedunsene Fleischlichkeit des weltlichsten aller Pontifices, der der Welt Milliarden von Sünden zudecretirte, blos damit die Ablaßgelder St. Peters Dom aufbauten; der fette ägyptische Hierophant, dem Martin Luther sehr kurios vorkommen mußte, daß er aus der Religion gar eine ernste Angelegenheit machen wollte! Und der schlaue, großäugige Julius Medici, Vetter des Papstes, birgt er nicht schon den Papst Clemens VII., der Karl V. verrieth, nachdem ihm dieser zur Tiara verholfen hatte? Wie gutmüthig klug, wie sorgenvoll politisch blickt der alte Julius II. aus weißem Haare hervor, dieses Widerspiel des deutschen Maximilian, der gern noch Papst gewesen wäre, wie der Papst gleichzeitig den Feldherrn und Herrscher spielte! Die Fornarina endlich ist ein wahrhaft dämonisches Porträt, so dämonisch wie sein Gegenstand; selten ward etwas gemalt wie der über der Brust liegende Arm, selten ward ein Auge schattirt wie das dieser schönen verderblichen Wasserfrau: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehn!"

Vor diese Fornarina stelle man das Bild des jungen Rafael aus der Galerie Borghese! Hier hat er sich selbst dargestellt mit braunem Feuer in den seelenvollen Augen, mit zartfleischigen Lippen, die dem Genuß entgegenquellen. Armer Junge, sagt man sich, du wirst dich verzehren, während du die Welt erleuchtest! Und so ist auch das herrliche Porträt im Cabinet der Bildnisse zu Florenz blaß und krank, ein sanft colorirter Geist. Die Fornarina aber strotzt in voller römischer Gesundheit.

Wenn der Cav. Tibaldo zu Neapel von Rafael's Hand ist, so schreibe ich ihm auch das schöne Doppelporträt: „Bartolo und Baldo" in der Galerie Doria-Pamfili in Rom zu; auf beiden Bildern herrscht dieselbe dunklere Colorirung, die nach Venedig hinweist. Der „Cesar Borgia" im Palast Borghese wird dem Rafael ab-, und dem etwas späteren Florentiner Bronzino zugeschrieben; man behauptet sogar, der Dargestellte sei gar nicht Cesar Borgia. Mehr cynische Frechheit und bodenlosere Weltverachtung hatte schwerlich der Bastard Alexander's VI. Bronzino war übrigens auch ein Meister; vortrefflich ist seine Bianca Capello; im Lüstre der Rüstungen erreicht er den Giorgione von Venedig.

Der anonyme „Savonarola" in Borghese ist gleichfalls ein Cabinetstück für Geschichte. Der radikale Mönch hat die Nase von Dante: kühner Einblick in die Welt, Kühnheit des Charakters; aber von der Nase abwärts ragt das Gesicht zu jüdisch vor und verräth den Nazarener. Wie viel freier, herrschender ist der junge Dante in der Kapelle des Bargello zu Florenz, von Meister Giotto den spätesten Geschlechtern bewahrt! Ueber die Identität des schönen Ritters Christoph Columbus von

Parmeggianino, im „Saale der Meisterwerke“ zu Neapel möchte ich Aufklärung haben.

Tizian ist nicht minder wie Rafael eine Gottesgeißel für seine Kunden gewesen; doch kann man von ihm sagen, daß er sie mehr mit Skorpionen gezüchtigt. Ein Entsetzen ergreift uns vor dem Bilde des Papstes Paul's III. aus dem Hause Farnese, das uns von Florenz bis nach Neapel verfolgt: dieser kranke, aschgraue, großartig decrepite Kopf muß einem entsetzlichen Manne gehört haben, einem abgesottenen, gründlich heruntergekommenen Verbrecher wider Geist und Natur, einem Pontifex Maximus, der mit Recht auf Caracalla und Heliogabal gefolgt ist. Richtig, dieses gräßliche Meisterwerk stellt den Mann dar, der seine Schwester Julia für den Cardinalshut an Alexander Borgia verkuppelte und Cesar Borgia's Weib zufrieden stellte; der die Güter der Armen und der Kirche verschleuderte; den Mann seiner Tochter und seiner Schwester, den Mörder seiner Mutter, seiner Schwester und seines Schwiegersohnes; den Verfolger und Verbrenner der Waldenser, der endlich von Adel und Volk in Stücke gerissen wurde.

Ein zweites historisches Bild Tizian's ist Karl V., zu Florenz. Das ist kein Adler-, sondern ein Geierblick; der Mund ist ein Maul, und dieses Maul ist zur Vorsicht wild umbartet. Die linke Hand ruht am Schwertknauf, die Rechte liegt auf: nur was am lügenvollen Diplomatentisch nicht fertig zu bringen ist, das muß das Schwert erledigen. Die ganze Figur ist häßlich, schmutzig, der Prototyp einer nichtswürdigen Race.

Tizian's Philipp II. verfolgt uns ebenfalls von Florenz bis nach Neapel. Weßhalb haben ihn die belgischen Maler nicht besser studirt? „Sire, Sie sind selber

eine Ceremonie!" sagt des Venetianers Pinsel zu diesem gekrönten Pinsel. Lauter Grandezza, ohne einen Lichtblick von Grazie; steif wie die Architektur des Escurial; in Gala, Parade machend vor sich selber: das ist der König von Spanien und Herr beider Indien. Es ist der historische dumme Junge, dem das Recht der Geburt verstattet, in die Speichen des Geschichtsrades zu fallen, der fanatische Simpel, der im Namen einer „Religion der Liebe" die Erde verwüstet. Sein todter Blick verräth keine Kenntniß, keinerlei Wissen von den menschlichen Dingen, er kennt nur seinen Katechismus und seinen Beichtvater, und mit diesen erbärmlichen Faktoren will er die Welt umkehren, der Sonne gebieten im Westen aufzugehen. Die herunterhängende Unterlippe ist das gläubige Stieren, das bête Erwarten des Heils aus dem leeren Luftraum, etwa wie es hinein regnet. Die enge Stirn ist Trotz, Hartnäckigkeit, Stumpfsinn, sollte auch die Welt darüber aus den Fugen gehen. Philipp II. war ein Räthsel, das sich die Geschichte selbst aufgab; Tizian hat dieses Räthsel als Rebus gemalt.

Ein viertes Porträt Tizian's hängt zu Neapel und bedeutet den Erasmus von Rotterdam. Diese großen, quelligen, freundlich stechenden Augen gehören einem Manne, der begriffen hat, aber keine Ueberzeugung haben will; der seine geistige Ueberlegenheit zwar verräth, jedoch über den Muth der Meinung lächelt. Dieses wohlgenährte Fleisch ist eines Skeptikers; denn der entschlossene Willen wird mager, die Tribulation des consequenten Gedankens hagert ab. Um diesen Mund spielt ein indifferentes Wohlwollen, das gern Jedermanns Freund bleiben möchte, obgleich ihm an Niemand viel gelegen ist. Betrachtet den

Erasmus von Rotterdam genau, den Geistreichen, Tief=gelehrten, den eleganten Humoristen, und ihr habt den Jupiter aller Universitätsprofessoren gesehen. —

Ich war über die Alpen gegangen, um Geschichte zu studiren, zeitgenössische Geschichte. Die Kunst riß mich immer tiefer in ihr Labyrinth, und grade als ich mich für meinen Zweck verloren glaubte, wurde mir die Kunst selbst zur Geschichte, zum Wegweiser auf den Kreuz= und Querzügen der Völker. Ich habe nur ein paar Andeu=tungen gegeben, Vieles nur leise berührt; aber ich habe zu meiner innigsten Genugthuung erfahren, daß es gar nichts in der Welt gibt, das nicht Element oder Moment in dem brausenden, tobenden, blutigen Entwicklungstumult wäre, welcher schlechthin die Geschichte genannt wird.

Eine Sonntagswanderung über die Sieben Hügel.

Ich ging einmal in Rom mit einem deutschen Künstler eine steile Straße hinab auf das Forum zu, und frug ganz beiläufig: „Sind wir hier noch auf dem Esquilin?“ Der Musensohn lachte den Neuling aus und bemerkte lachend: „Lassen Sie mich doch mit den sieben Hügeln in Ruh'! Als ich vor Jahren her kam, stellte ich mir auch wunder viel von der gebirgigen Stadt vor, bis ich durch die Erfahrung lernte, daß es sich von sieben Maulwurfshaufen handelte.“

Wie es mit den antiquarischen Kenntnissen dieses Künstlers ausgesehen hatte, ehe er die Ewige Stadt betrat, kann ich nur vermuthen; ich vermuthe aber, daß er sich Rom als auf dem Siebengebirge bei Bonn lagernd gedacht hatte. Da mußte er denn freilich sehr enttäuscht sein, denn die sieben Hügel verhalten sich zum Siebengebirge etwa wie die Tiber zum Rhein.

An einem Sonntagmorgen früh — die Museen sind alle geschlossen, schöne Kirchenmusik ist nirgendwo angekündigt — fährt es mir durch den Kopf, auf die sieben Hügel zu wandern und zwar nach der Uhr. Etliche dieser Hügel hatte ich zudem noch nicht betreten, auch gewisser Kirchthüren halber auf den Sonntag vertagt.

Auf dem Viminal wohne ich, der also ist Numero Eins. Ich steige zu den Vierbrunnen empor, auf den Quirinal, gehe bei Papstens vorüber, blicke nach dem Flügel des Bourbonen, sehe die Pferdebändiger, den Palast der Nobelgarde, den Garten Colonna, den Palast Rospigliosi, trete in San Silvestro ein, die Landschaften von Polidore da Caravaggio und die Fresken von Domenichino zu betrachten, und gelange die Treppe hinab zum Corso. Das war Numero Zwei.

Die Kirche San Marco, ein Theil des riesigen Venetianischen Palastes, hatte ich noch nicht betreten; ich that es also heute. Es ist eine sehr alte Kirche aus dem 4. Jahrhundert, deren byzantinische Decke auf antiken Säulen ruht. Die Sakristei links neben dem Hochaltar hat auf der Vorderwand ein Marienbild aus der Venetianischen Schule. Auf der andern Seite spendet der Papst Markus den Segen vom Bischofsstuhle herab. Es ist charmant, wie man am Sitze des Papstes so ungenirt durch die Kirchen läuft, es mag Gottesdienst sein oder nicht. Ist ein Vorhang aufzuziehen, so wartet man höchstens bis der Sakristan vom Knieen während der Wandlung aufgestanden ist. In den protestantischen Kirchen Berlins kommt es vor, daß der Küster Leute aus der Predigt hinausweist, „die nicht zur Gemeinde gehören.“ Die Gläubigen Berlins sind Eigenthümer ihres Glaubens, die Römer leben im tolerantesten Communismus.

Den Kapitolinischen Hügel hinauf — das macht Numero Drei — aber nicht auf der Treppe Karl's V. mit den ägyptischen Sphinxlöwen, sondern auf der Treppe des Aurelianischen Sonnentempels, zur Kirche Araceli. „Altar des Himmels“ heißt der Tempel des Gekreuzigten,

wo weiland der Tempel des Kapitolinischen Jupiters sich erhob. Jener ruht auf Diesem; die Säulen der Christenheit sind theils glatt, theils cannelirt, bestehen aus Marmor und aus Granit, wie man sie grade vorfand. Das Innere gewährt einen etwas öden, verkommenen Anblick. Rechts in der Kapelle sind Fresken von Pinturicchio, dem Peruginer, die auch schon wieder nach Heidenthum schmecken. Wenn man jetzt plötzlich dem Jupiter einen Farren opferte! dachte ich halblaut. Nun gut, so würde ich diesem Opfer andächtig beiwohnen und den Zeus Xenios, den Schutzgott der Fremden, anrufen. „Ein Einz'ger wird am Kreuz verehrt", wo Jupiter, der Herr des Aethers, einst donnerte, und am Tarpejischen Felsen steht das Haus des Königs von Preußen! „Und aber nach fünfhundert Jahren will ich desselbigen Weges fahren."

Jetzt zum Forum hinab, an all den wohlbekannten Alterthümern vorbei, rechts zum Palatinus — Numero Vier. In den farnesischen Gärten scheinen Ruinen gesät worden zu sein, die mächtig aufgegangen sind. In der entsetzlichen Façade der Kaiserpaläste, nach dem Circus Maximus zu, war ich schon früher ein paar Stunden umhergeklettert *).

Jetzt auf den Aventinus — Numero Fünf. Es geht steinig und steil empor, die Sonne drückt bereits.

*) Auf dem Palatinus steht eine einzige Kirche, die Basilika S. Anastasia, vom Jahre 300; neuere Nachgrabungen haben dort Trümmerreste von der Mauer des Romulus (?) und fünf schöne Säle aus den Zeiten des Antoninus Pius und des Hadrian zu Tage gefördert. Nach den Consulatszeichen am Rande der Ziegelsteine wären die Säle nach einem Einsturz des Circus Maximus gebaut worden.

Ein einziger Wagen fährt neben mir, lange halte ich Schritt mit ihm. Endlich gelange ich zur Höhe, zwischen lange öde Mauern, die ein wenig Schatten gewähren. Rechts am Wege erhebt sich unscheinbar genug Santa Sabina, die Zierde des Aventin. Diesem ehrwürdigen Bau hat man halb und halb den Charakter des 5. Jahrhunderts gelassen. Der offene Dachstuhl senkt sich schräg auf die Seitenwände hinab, 24 schlanke Säulen tragen stattlich ihre Rundbögen. Der Altar links von der Tribuna birgt das köstliche Bild von Sassoferrato: die Mutter Gottes mit dem Kleinen; rechts eine Heilige, wahrscheinlich Sabina, links ein Heiliger. Die Madonna ist ernst lieblich, das Kind menschlich wahr. Sabina in ihrem Mantel, der bis über den Kopf geht, ist prächtig modellirt. Engelchen gucken allerliebst aus den Rosenwölkchen, wie immer beim Sassoferrato. Rings um das Madonnenbild sind in Hufeisenform kleine charmante Bildchen eingerahmt, die Mysterien des katholischen Glaubens enthaltend: Geburt, Beschneidung, Wunder, Tod, Himmelfahrt Christi, Mariä Krönung 2c. Das ist so sauber, so fleißig, daß man fast an die innige Treue des Fiescle glaubt. Und doch mißtraue ich dem Sassoferrato wie jedem Jesuiten. Wenn einmal ein Jesuit Atheismus predigt, so werde ich die dickste Religiosität dahinter wittern.

Geht man aus der Kirche zum Kloster, so gewahrt man eine hölzerne Seitenthür der Basilika mit trefflichen Holzreliefs aus dem 12. Jahrhundert. Der Klostergang ruht auf kleinen Säulen, je einer einzelnen und zwei variirenden, welche die Bögen halten. Im Garten steht ein Orangenbaum, den der heil. Dominikus vor 600 Jahren gepflanzt haben soll. Der untere Stamm ist altersdick,

oben sind neue Aeste ausgeschlagen, etwa wie im Ordenswesen seit dem Staatsstreich. Von der Gartenmauer aus hat man eine herrliche Aussicht auf Rom, rechts ist der Ponte rotto.

Grade jenseit des Gartens erhebt sich die Kirche des heil. Aloysius, von viel mächtigeren Dimensionen als Santa Sabina, aber weit weniger interessant. Auf der Höhe des Aventin steht auch noch Santa Prisca aus dem Ende des 3. Jahrhunderts, aber zweimal verpfuscht. Hier wagten sich also die Christen zuerst aus den Katakomben hervor.

Ich steuere abwärts, auf Monte Celio zu — die Bäder des Caracalla bleiben rechts liegen — zur Villa Mattei empor, nach Santa Maria della Navicella. Vor der Kirche liegt ein marmornes Schiff — navicella — auf trocknem Boden. Rafael entwarf den Plan zur Erneuerung dieser Kirche — er war also auch Architekt, wie es außerdem noch der Schildkrötenbrunnen in Rom beweist; daß er Bildhauer war, bezeugt seine Jonasstatue in Santa Maria del Popolo — und Michel Angelo baute den Portikus. An den inneren Wänden hangen Bilder, die dem Guercino und dem Domenichino zugeschrieben werden, auch eine angebliche Zeichnung des Giulio Romano.

Dicht dabei steht San Stefano Rotundo, ein antikes Rundgebäude, dessen äußere Säulen eingemauert wurden. Das Innere gleicht dem Pantheon und ruht auf 56 antiken Säulen. Ich bin immer versucht zu sagen: der heil. Phidias, der heil. Polyclet, der heil. Cleomenes, der heil. Lysippus, oder der heil. Parthenon, das heil. Pantheon ꝛc. Numero Sechs.

Nun führt der Weg vom Cölius hinab zur Via Labicana; am Fuße liegt das Juwel aller alten Kirchen,

die wohlconservirte San Clemente. San Clemente liegt in der Tiefe; man sieht abermals, wie viel höher Rom geworden ist seit der Constantinischen Zeit. Vier in's Quadrat gestellte Säulen bilden den Eingang zur Vorhalle. Die Tribune bildet noch Eins mit dem Hauptaltar; die beiden Ambonen von Marmor mit Emaillenmosaik sind in das Allerheiligste mit eingeschlossen, das von marmorner Einfassung geschirmt wird. Die eine der Ambonen hat einfache Kanzelform, die andere enthält ein marmornes Lesepult zum Auflegen der kanonischen Bücher. Zwei hintere Thüren führen zu dem marmornen Bischofssitze, der unter Mosaik aus dem 11. Jahrhundert an der concaven Wand steht. In einer Seitenkapelle prangen Fresken von Masaccio; der Boden ist mit opus alexandrinum ausgelegt.

Durch Weinberge, an Villenmauern vorüber, zum Esquilin hinauf — Numero Sieben! Richtig, da erhebt sich, verunehrt vom Zopfe des 18. Jahrhunderts, Santa Maria Maggiore, fast noch schöner gelegen als die Peterskirche. Ich kenne die inneren Mosaiken aus dem 12. Jahrhundert, ich kenne die Mosaiken aus dem 13. in der äußeren Loggia; ich kenne die vier Säulen aus orientalischem Jaspis in der Kapelle Borghese. Ich weiß, daß hierher das erste peruanische Gold floß, daß das californische Gold sich einen ganz andern Weg gesucht hat, und daß jetzt nur noch französische, belgische und bayerische Pfennige hertröpfeln.

Dann eilte ich an dem Obelisken hinter dem Chore vorbei, ließ Villa Negroni rechts liegen und erreichte den Viminal, meines Kreislaufes Ausgang. Gegen acht Uhr war ich ausgegangen, gegen zwei war ich zurück, war

auf den Sieben Hügeln gewesen und hatte sieben Kirchen besucht. Ohne die heilige Zahl Sieben geht es in dieser bösen Sieben nicht ab.

Das älteste Rom bestand aus dem Kapitolinus, dem Palatinus und dem Cölius. Die eigentlichen Römer wohnten auf dem Palatin, wo die bronzene Wölfin des Kapitols gefunden ward, die Säugamme der menschlichen Raubthiere; wo die Kaiserpaläste prangten, die uns noch in ihren Ruinen entsetzen. Auf dem Kapitolinus hausten die Sabiner und Latiner. Auf dem Cölius lebten die Etrusker, die düsteren Aegypter des Abendlandes. Das war Urrom, die vier andern Hügel sind erst später hinzugezogen worden. Der Palatinus hat eine einzige Kirche aufzuweisen, aber gar kein Kloster; dort wohnten die ächten Römer. Seit fünfzehnhundert Jahren haben sie Komödie gespielt; aber schon höre ich ein betäubendes Geschrei: à bas les masques!

Die Antike und die neue Welt.

An . . . . .

Rom.

Ich habe keine Geheimnisse vor Dir, nicht einmal die geheimsten der Geheimnisse, die des Gedankens. So will ich Dir denn eine Schwäche, einen Mangel, eine Lücke bekennen, die so rund heraus noch Keiner bekannt hat. Rund heraus, ich verstehe nicht, was das Nazarenerthum in der Welt gesollt hat, noch wie es zu seiner allbeherrschenden Stellung während der halben Dauer der Geschichte bestimmt sein konnte.

Der sterbliche Mensch muß sich Alles gefallen lassen, was über ihn hereinbricht, und oft läßt ihm das Hereinbrechende gar keine Zeit sich zu erklären, ob er es sich gefallen lassen will oder nicht. Ehe er den Mund öffnen könnte, ist ihm der Mund auf ewig geschlossen. Wenn aber ein Ereigniß nicht blos gleich dem Ziegel vom Dache fällt, der einen Vorübergehenden erschlägt; wenn dieses Ereigniß so lange währt und wirkt, daß auch Ueberlebende es ruhig in's Auge fassen und prüfend betrachten können; wenn dieses Ereigniß lange Generationen hindurch vorhält und den Lauf der Welt bestimmt: so wird es doch wohl irgend einmal, irgendwo einem Menschen erlaubt sein, nach dem zureichenden Grunde eines solchen Ereignisses

zu fragen. Eine solche Frage wird sogar verdienstlich, wenn jenes Ereigniß eigentlich schon zum Herrn des Fragenden geworden ist; wenn ein Act der entschiedensten Selbstbefreiung dazu gehört, daß die Frage überhaupt nur gestellt werde. Schon der Umstand, daß man als geborner und erzogener Christ die Untersuchung aufwirft: was will das Christenthum in der Welt? ist eine Empfehlung für den Frager, da von jedem Wesen vorauszusetzen ist, daß es in seiner Substanz zufrieden lebt. Weßhalb bleibe ich also nicht in meiner Substanz, was hat das Blatt wider den Baum einzuwenden?

Du weißt, daß sich die denkende Vernunft schon lange gegen den Inhalt des Christenthums empört hat, daß sie Sündenfall, Erbsünde, Erlösung durch fremdes Verdienst, Heiligung durch den Glauben an dieses fremde Verdienst widersinnig fand. Und doch hat sich die neuere Philosophie ein ganz besonderes Patent auf ihre Christlichkeit erworben; doch hat grade sie Demjenigen Dauer verliehen, was an sich selbst dem Lichte des Verstandes nicht länger zu widerstehen vermochte.

Woher das? Einfach daher, daß unsere Philosophen aus den kategorischen Behauptungen und apodiktischen Forderungen des Christenthums „Ideen“ machten, d. h. Wesenheiten, die lediglich der Betrachtung unterliegen, die mit dem täglichen Thun und Treiben des Menschen keinerlei Zusammenhang haben. Die Gemüther der Denkenden wurden so beruhigt, wenn sie eingesehen hatten, daß das Widersinnige sich doch auch *so* fassen lasse, daß das Empörende in seinem *logischen* Ursprunge doch wohl diesen und jenen erträglichen Sinn gehabt haben möchte. Die Theologen lehrten alsdann ihren Krimskrams

um so fröhlicher weiter, als ihnen in gelehrten Phrasen gesagt worden war: anders gestalte sich die Sache in der Anschauung, anders im Begriffe; der Begriff sei etwas viel Höheres als die Anschauung; in dieser lebten alle Menschenkinder, während es nur die auserwählten Denker bis zum Begriffe brächten.

Der Stifter dieser jüngsten und grausamsten Standesunterschiede ist der große Hegel, der eigentlich von allem Bestehenden nichts verschonte als den preußischen Staat und die protestantische Kirche, für diese aber auch um so rabiateren Unsinn zu Markte getragen hat. Im Punkte des Christenthums dachte er sich die Sache so: Ein geheimes Oberconsistorium zu Berlin birgt den „Begriff“ unter alexandrinischen hohen Mützen; die „Anschauung“ gehört dem Volke; beide sind „im Grunde“ eins, aber das Volk weiß das nicht, nur die alexandrinischen Mützen wissen es.

In seiner „Phänomenologie des Geistes“ steht freilich ein verrätherisches Kapitel vom „unglücklichen Bewußtsein“, das wie ein Ei dem andern dem christlichen Bewußtsein gleicht; aber darauf besann sich Hegel in Berlin so recht nicht mehr.

Und doch ist dieser große Denker von fanatischen Freunden des Bestehenden verketzert und verlästert worden; doch hat die Hermandad der Reaction Steine wider diese kräftige Stütze des offiziellen Glaubens geworfen. Sie sahen nicht, die Blinden, daß Hegel's „Religionsphilosophie“ das letzte und bedeutendste symbolische Buch war, mit welchem sich noch eine geraume Zeit weiter dämmern ließ, während ihr eigener Blödsinn vor Lachen auseinander fiel.

Sie haben aufgeräumt, die Herrlichen; die Arena haben sie gesäubert, die Wackeren. Jetzt können wir dem Feinde in's Auge sehen, die Masken sind sämmtlich gefallen. Meine Frage wird nur um so bestimmter und direkter: Was hat das Christenthum in der Welt gesollt? welcher Idee entspricht es, welchen Fortschritt in der Menschheit verdanken wir spezifisch ihm?

Von der Kinderfabel ist hier natürlich keine Rede. Daß einmal in Judäa ein vortrefflicher Mensch gelebt, der nur das Wohl seiner Mitmenschen im Auge hatte, der umherzog und predigte, und dafür von den Jesuiten seiner Zeit, die damals Pharisäer hießen, zu Holz und Nägeln begnadigt wurde: das kann wahr sein oder nicht. Ist es wahr, so fügt sich dieser große Mann den andern großen Männern an, die uns mit Recht als Muster vorgehalten werden, einem Pythagoras, Plato, Sokrates, Seneca u. s. w. Sokrates, der bekannteste unter ihnen, hat eine Schule gegründet, eine Religion niemals. Ist es nicht wahr, so muß ich meinen Willen für's Gute anderswo stählen, das gute Beispiel anderswo entnehmen: es ist nicht viel daran verloren.

Die Religion ist eine Gesammtanschauung des Menschenlebens, sie enthält die Quintessenz alles Wissens einer Periode; sie sagt mir, wie ich zum Universum stehe, wie ich meine Bestimmung zu erfüllen habe, und sie besitzt die Hülfsmittel, mich in diesem meinem Streben nachhaltig zu unterstützen. Sie ist Weisheit und Macht zugleich, oder sie ist nichts, eine Pfuscherei.

Die Grundanschauung des Christenthums ist: alle Menschen sind nichtswürdig, mit dem besten eigenen Willen können sie nicht anders werden; sie sind verloren,

schon weil sie Menschen sind. Daran ist das erste Menschenpaar schuld, weil es einmal wider Gottes direktes Verbot handelte. Endlich erbarmte sich Gott dieses namenlosen Unheils, stieg selbst vom Himmel hernieder, ließ sich von einer Jungfrau als Gott der Sohn gebären, duldete jegliche Schmach, sogar den Tod eines Verbrechers am Kreuze, that sich so selbst Genüge für die Sünden der Menschheit, und Alles, was er jetzt noch von der Creatur verlangt, ist, daß sie steif und fest an diese merkwürdige Geschichte glaube, die kein Sterblicher begreifen kann. Seine heiligsten Mittelspersonen erklären uns positiv: Ihr müßt um so unverwüstlicher an diese Geschichte glauben, je toller sie Euch vorkommt, credo quia absurdum.

Und nun frage bei allen richtigen Theologen im Umkreise des Gebirges herum, ob das nicht der kurzgefaßte wahre Inhalt des Dogma's ist, ob Du auf etwas Anderes hin selig werden kannst, und ob es einem guten Christen erlaubt ist, auch nur den leisesten Zweifel gegen dieses System zu äußern?

Ich aber frage Dich: und wenn die Seligkeit darauf stände, möchtest Du diese Seligkeit? Und wenn es keinen andern Weg zur Seligkeit gäbe, würdest Du ihn einschlagen oder nicht lieber verzichten?

Wie ist diese Hallucination, dieses Fiebergesicht in die Menschheit gekommen? Mit der Antwort ist man rasch bei der Hand. Die Griechen waren staatlich und sittlich aufgelöst, die Römer rettungslos corrumpirt; das Kaiserreich hatte die Menschen so schlecht gemacht, daß ein tiefes Leidwesen über die Besten kommen, daß eine totale Zerknirschung einreißen mußte. Die Menschheit bewies ja gerade, daß sie von der Erbsünde besessen sei; es war ja offenbar geworden, daß

sie sich nicht mehr selbst helfen konnte, daß eine göttliche Intervention vonnöthen geworden.

Eine seltsame Beweisführung! Es war schlecht in der Welt geworden — war es denn immer so schlecht gewesen? Hatte es kein Rom vor den Cäsaren gegeben, kein Griechenland vor der Eroberung? Worauf hatte denn die relativ größere Tüchtigkeit beider beruht, welches waren die Sprüche ihrer Weisen? Ganz vorab, ist das ein Mittel zur Besserung der Menschen, daß man ihnen sagt: Ihr seid in der Wurzel verdorben, es ist Hopfen und Malz an Euch verloren? Die Zeitgenossen des Caracalla und Heliogabal mußten ja ausrufen: Freilich, das wissen wir, darum eben lassen wir uns gehen! Was aber den „Chrestus" anbelangt, unter dessen „Anführung" nach Tacitus einmal ein „Aufstand" in Palästina stattgefunden haben soll, so laßt uns mit dem in Ruhe!

Was hatten die Weisen gesagt? Reden wir nicht von den Epikuräern, deren Namen der Unwissenheit zum Davonlaufen genügt, obgleich Epikur die „Selbstgenügsamkeit des Weisen" als „Glückseligkeit" setzte, und die geistigen Genüsse dauerhafter und reiner nannte als die sinnlichen. Schon 300 Jahre vor Christus hatte Zenon gelehrt: das Glück des Menschen bestehe in seiner Gottähnlichkeit; zu dieser gelange man durch Einsicht in die göttlichen und menschlichen Dinge, und durch Beherrschung aller naturwidrigen Regungen.

Die Hand auf's Herz, sage mir, ob Du je eine andere Religion gehabt hast, ob die Regel Deines Lebens verwickelter, mystischer gewesen ist! Daß man Alles mit „Gleichmuth" ertragen müsse, ist doch wohl keine Gotteslästerung; und ob am Ende das „Verhängniß" Alles im

Voraus bestimmt oder eine allmächtige Vorsehung, kann praktisch einerlei sein, da ich es in beiden Fällen, mit „Gleichmuth“ oder mit „Demuth“, ertragen soll. Ja, ich finde den alten Stoiker viel menschlicher, als das christliche Dogma; im gräßlichsten Unglücke werde ich das Verhängniß zu erdulden wissen; aber wer will mir wehren gegen ein persönliches Wesen zu rebelliren, das mich zum Narren zu haben scheint? Daß es keinen Zufall gibt, ist ein großes Wort der Stoiker; denn sie sind damit der sittlichen Weltordnung, der Autonomie der Menschenwelt sehr nahe gerückt. Daß aber das Christenthum den viel gepriesenen Monotheismus absolut erfunden haben soll, ist für jeden der Geschichte der Philosophie Kundigen eine grobe Unwahrheit. Sokrates, Plato und Aristoteles sprechen von dem göttlichen Wesen, ja von Gott in der absoluten Einzahl, und sie meinten damit die kosmische Vernunft, nicht etwa den Gott-Regenten von Judäa, wie die jüdischen Priester. Zenon nahm ein mit Vernunft und Willen begabtes Urwesen an, das die erscheinende Welt erschaffen habe, sie bewege und lenke; und dieses Urwesen nannte er Zeus. Grade so hatte das griechische Volk schon in Olympia den Einen Zeus verehrt, zu dem sich die bunte Schaar der übrigen Götter und Göttinnen nur wie Attribute zum Subjekt verhielten.

Aber, heißt es weiter, um Griechen und Römer handelte es sich weniger; diese hatten ihre historische Rolle ausgespielt, sie waren fortan geschichtlicher Humus. Es handelte sich um die Barbaren des Nordens, um die germanischen Schwärme, die ohne Zucht und Ordnung durch die Welt liefen, nahmen, was ihnen gefiel, sich niederließen, wo es ihnen gefiel; deren trotziger, unbeugsamer Kopf,

deren übermäßige Frechheit mußten gezügelt werden. Dieser Zügel war das Christenthum: Beuge dich, stolzer Sigambrer, verehre was du verbrannt, und verbrenne was du verehrt hast!

Ich finde es sehr merkwürdig, daß der grundgescheidte Tacitus seinen Landsleuten nicht die Essäer mit ihrem Jesus, sondern die Germanen mit ihrer Naturreligion als Muster vorgehalten hat. Hundert Jahre nach der „fröhlichen Botschaft“ hält es der größte römische Geschichtschreiber nicht der Mühe werth, von diesem Ereigniß zu reden, das sich doch in einer römischen Provinz zugetragen hatte! Dagegen spricht er von der Sittenreinheit, der Treue und Redlichkeit, der Heilighaltung der Ehe bei den Germanen, denen er nichts vorzuwerfen weiß als etwas Trinken und Spielen. Und was ist der germanische Wodan anders als der Zeus der Stoiker, dynamischer und ethischer Gott zugleich, Allgott, Eingott, dessen Gemahlin und Söhne sich abermals zu ihm verhalten, wie die Attribute zum Subjekt. Walhalla und Hela kommen fast dem Namen nach auf Himmel und Hölle hinaus. Die Feen sind die Nymphen und Parzen der Griechen, weit vollkommnere Schöpfungen der Einbildungskraft als die christlichen Engel. Die Unsterblichkeit der Seele ist allen drei Religionen gemeinsam. Also wo steckt der Vorzug?

Ich habe immer etwas gemerkt, sobald man die Barbaren in den Streit mischte, und ich fürchte sehr, mit der Zusammenkoppelung: Christlich-Germanisch ist der Welt ein tüchtiger Bär aufgebunden worden. „Christlich-germanisch“ heißt die Etikette des Sackes, in den alles seit der Zerstörung Roms Vorgekommene geworfen wird. Ich

wollte es gäbe zwei Säcke, einen christlichen und einen germanischen: nachher wollten wir sehen!

Um gleich die Hauptsache zu sagen, diejenige Manifestation, worin das Mittelalter wirklich etwas geleistet hat, das sich mit den Leistungen der Alten vergleichen läßt, nämlich die Architektur, ist sie christlich oder germanisch? War sie christlich, warum haben die christlichen Griechen, Aegypter und Asiaten keine Dome gebaut? Denen lag das Christenthum auch zeitlich näher, die hatten die Offenbarung aus der Quelle geschöpft!

Die byzantinische Baukunst war ein Ableger der Antike; die germanische oder gothische gehört den deutschen Stämmen, die romanische eignet den lateinischen Völkern. Das Christenthum soll ja aber eine Universalreligion sein: weßhalb hat es dann keine christlichen Tempel, die sich auf der ganzen Erde glichen, hervorgebracht? Die Moschee ist doch allenthalben dieselbe! Es scheint mir, daß die Geschichtsphilosophen hier äußerst oberflächlich zu Werke gegangen sind, und daß Malignum vulgus nachplappert, wissen wir hinlänglich.

Mit der Malerei ist es nicht besser; auch diese Kunst ist ethnologisch zu verfolgen, und erst die Kreuzzüge, d. h. die Kreuzung der Racen, die Bekanntschaft mit dem Orient, sodann die Einnahme von Konstantinopel durch die Türken brachten Inhalt in die abendländische Anschauung, und zwar namentlich durch die Erschließung der Antike. Vor dem 14. Jahrhundert wird man doch nicht ernstlich von Malerei reden wollen, und erst im Wendepunkt des 15. und 16. lernte der verlangende Genius seine Wege kennen. Die Antike mußte befruchtend auf die abendländischen Völker niederfallen, wenn überhaupt das Ideal wieder aufgehen sollte.

Und jetzt entfalteten sich die italienische, die niederdeutsche, die französische und die spanische Malerei, keine christliche. Das christliche Element in allen diesen Nationalschulen bestand in dem angelernten, überkommenen, äußerlichen Stoff, den größere geschichtliche Kenntniß bald beeinträchtigte, den größere Selbständigkeit des Urtheils zu sprengen trachtete. Die Renaissance ist nichts Anderes als diese Sprengung des christlichen Stoffes, der durch die geniale Behandlung der großen Meister sein eigener Gegensatz und Widerspruch wurde, indem die Figuration des Göttlichen sich in menschliches Thun und Leiden verwandelte. Die Renaissance hat die Menschheit wieder in ihre Ehren eingesetzt, grade wie Luther die Persönlichkeit herstellte, indem er ihr aufgab, selbst ihr Heil zu besorgen. Nur daß Luther dieses Heil wieder spezifisch dogmatisch auffaßte, und so die freie Persönlichkeit doch wieder band. Aehnlich brachten es die Männer der Renaissance nur zur ästhetischen Revolte, fanden sich aber mit den Trägern der traditionellen Gedankenlosigkeit ab. Diese machten keinen Ernst mit den Offenbarungen ihres „Spieltriebes", und Jener machte nur allzubitter und einseitig Ernst.

Man weiß sich viel mit Rafael's Madonnenbildern, die natürlich als eben so viele Apotheosen des Christenthums aufgeführt werden. Christliche Madonnen sind die byzantinischen schwarzen, dann die des Cimabue, kaum die des Giotto; zur christlichen Kunst gehört nach der Grundanschauung dieser Religion die Abwesenheit alles Verführerischen, alles Sinnenreizes, die Darstellung des Herben, Weltflüchtigen, daß wir nur ja keinen Augenblick dieses

Jammerthal vergessen, daß wir nur immer transcendent bleiben, den Blick unverwandt auf das Jenseits richten! Ein Werk, das uns die Idee beibrächte: Hier ist es gut sein, hier lasset uns Hütten bauen! ist antichristlich, vom Teufel; es ist selbst der Versucher, der an uns herantritt, uns die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten zu zeigen, und von uns fordert, daß wir niederfallen und ihn anbeten.

Der Katholizismus hatte schon früh eingesehen, daß ein Compromiß zwischen der christlichen Schroffheit und dem Fleische abgeschlossen werden müßte, und zur Zeit der Renaissance suchte die Kirche den neuen Fleischesteufel in ihre Dienste zu nehmen. Der Madonnencultus wurde offiziell, Rafael heilig gesprochen. Aber es steht im Grunde doch schief darum, denn es ist leider kein Christenthum. Die Rafael'schen Madonnen sind die reine Apotheose der jungen Frau, die ihren Erstling an's Herz drückt; nichts in ihnen redet von einem heil. Geist, der als mystisches Fluidum die Stelle des Ehegatten vertreten hätte; sondern es ist stets die wonnige Mutter, welche in treuer Liebe empfangen, unter seligen Schmerzen geboren hat und jetzt die Frucht der Liebe und der Schmerzen, die Liebe in zweiter Potenz, auf ihrem Schooße hält, aus dem die Wunderherrliche emporgesproßt ist. Die Rafael'schen Madonnen *sprengen* die christliche Anschauung im Namen der Schönheit und des Weibes, grade wie der protestantische Gedanke als männliches Prinzip sich einen Ausweg zur Freiheit der Forschung suchte.

Die Madonna *della Seggiola* im Palast Pitti zu Florenz ist die zauberhafteste Verherrlichung der Mutterliebe, die jemals einem Künstler gelungen; sie steht ganz auf der Kunsthöhe der Niobidengruppe. Wie hier die Mutter

den entsetzlichsten Schmerz des Todes erleidet, nicht etwa den Schmerz ihres eigenen Todes, sondern den vierzehnfachen Todesschmerz jedes ihrer Kinder: so lächelt die Madonna aus der Seele ihres Kindes, sie ist in ihm neu geworden, ihre ganze Existenz ist verdoppelt, ja mehr als das; denn welche Hoffnungen knüpfen sich an diesen Prachtjungen, dem der kleine Gespiele Johannes das Symbol seiner geschichtlichen Bedeutung vorhält! Dieser Johannes ist eine herrliche Zuthat, eigentlich erst die Erfüllung des Bildes; Kinder können nicht allein gedacht werden, Kinder müssen spielen, mit andern Kindern. Der Knabe sucht früh den Knaben, den spätern Genossen, der gleiche Neigungen und Anlagen mit ihm hat; daher ist auch die Madonna del Granduca: blos die Mutter mit dem Kinde auf dem Arm, wie alles Perugineske der ersten Periode, nicht so schön als die Madonna des Stuhls. Mit dem Gespielen verbunden, reicht der Knabe schon andeutungsweise aus der Familie heraus in die Menschheit hinein, und Rafael hat auch diese Idee ausgebildet. In der Madonna del Cardellino (Uffizien) bietet der kleine Johannes dem Knaben Jesus einen Distelfink; auch in der Madonna del Pozzo (Uffizien) beugt sich der Knabe vom Schooße der Mutter herab zu dem aufreichenden Johannes. In der Madonna della Lacertola (Original zu Madrid, Copie in Pitti) stehen beide Knaben gar zusammen auf der Wiege.

Bei Correggio tritt die Verweltlichung des Stoffes noch viel auffallender hervor; man kann sagen, daß hier selbst der heiligste Gegenstand wegen des Clair-obscur, durchaus nicht um der Heiligkeit willen behandelt wurde. Hat sich wohl schon Jemand bekehrt vor der „Madonna mit dem

Kaninchen" zu Neapel? ist Jemand zum Mystiker geworden wegen des Verlöbnisses der heil. Katharina mit dem Jesuskinde, ebenfalls zu Neapel? Nein, hier hat sich die Kunst auf ihre eigenen Füße gestellt, macht selbst Anspruch auf Cultus und verbraucht alle möglichen Stoffe, wie Schiller in der Braut von Messina drei Mythologieen durcheinander verwandt hat. Man weiß ja doch, daß derselbe Correggio auch die süßesten Mysterien des Heidenthums gemalt hat, die „Jo" zu Berlin und die schier bedenkliche „Danae" in der Galerie Borghese zu Rom.

Den letzten Schritt über Rafael's Madonnenmalerei hinaus that der große Tizian zu Venedig, im größten aller seiner unzähligen Bilder, in der „Himmelfahrt Mariä". Ist das die Jungfrau von Nazareth, die mit dem Zimmermann Joseph verlobt war, und die den Erlöser in einem Stalle gebar? Oder ist das die Geliebte des Malers, ein volles, herrliches, blühendes Weib, von allem Reize der Schönheit umflossen, von des Künstlers Anbetung hoch emporgetragen? Tizian ist auf diesem Bilde in Wahrheit wie Mahadöh, der Herr der Erde, der in den Himmel des Ideals auffährt,

„Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit empor."

Die „Grablegung" in der Galerie Borghese ist an Styl vielleicht das Vollkommenste unter allen Oelgemälden Rafael's; solche Einheit und Größe der Composition hat er kaum wieder erreicht. Aber was fällt dem hingerissenen Beschauer zuletzt dabei ein? etwa das christliche Sühnopfer, das für der Welt Sünden gekreuzigt worden war, bestimmt, am dritten Tage aus dem Grabe hervorzugehen? Oder nicht vielmehr die Bestattung eines vielgeliebten Mannes, dessen

Hingang alle Herzen ergreift, kein Auge thränenleer läßt, der von theuern Angehörigen empfangen wird und an dessen Leiche fremde Steinherzen erweichen, während die Mutter in der köstlichen Seitengruppe, von namenlosem Schmerz bewältigt, bewußtlos hinsinkt? Die „Deposizione“ ist die Illustration zu den vier Zeilen aus Faust's Osterchor:

„Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt.“

Rafael's „Transfiguration“ ist der geistreichste Contrast zwischen Geist und Materie, zwischen dem Jubel des siegreichen Willens und dem Jammer natürlichen Mißgeschicks. Der siegreiche Wille erhebt sich über den irdischen Dust, frei in seinem eigenen Bereiche schwebend, und ein Strahl dieses Lichtes genügt, um die Schrecken des Irrsinns zu zerstreuen, für den überall sonst vergeblich Heilung gesucht worden war. Das ist Philosophie des Christenthums, menschlich zurecht gelegtes Christenthum: das ist die Religion selbst nicht mehr, so oft sie Hegel auch die „offenbare“, jedes Mysteriums baare nennt.

Der Triumph des Rafael über alle doppeldeutigen Stoffe, im Schwunge das Höchste, was seit den pompejanischen Malereien geleistet worden war, sind seine Fresken in der Farnesina. Welche Apotheose der natürlichen menschlichen Liebe in „Amor und Psyche“! Welche Weiber, welche Bewegung, welche edelvolle Schönheit! Welche glänzende Wiederbelebung der Antike, und wie sieht man da, was Rafael in den Bädern des Titus auf dem Esquilin gelernt hatte! Es ist ein Siegeszug des Amor, von dem Augen-

blick an, wo ihm Mutter Venus die zu bewältigende Psyche zeigt, bis zur Anklage und Freisprechung in Kronions Saal. Alle Waffen und Insignien der Götter stiehlt sich Eros zusammen, alle Olympier weiß er zu überlisten, Jupiter nicht ausgeschlossen. In der Gerichtsscene, an der Decke, hat der Göttervater alle Mühe ernst zu bleiben, die würdige Juno kann ihre Würde nicht bewahren, die keusche Diana lächelt — ob des Spitzbuben. Und noch hat Rafael hier blos gezeichnet, das Colorit ist der Schüler Werk. Man stelle den lateranischen Sophokles vor diese Bilder, und sofort wird er seinen mächtigen Chor anstimmen:

„Gott Eros, Allsieger im Kampf,
Gott Eros, Freibeuter des Reichthums!
Auf Wangen der zarten Maid hältst
Du heimlicher Weise Nachtwacht;
Schweifst hin durch Meerweiten und suchst
Ländliche Trifthut heim.
Und kein Himmlischer weiß
Dir zu entgehen, Dir
Im Wandel des Erdentags kein Mensch,
Und ergriffen rast er!“

Im anstoßenden Saale prangt die „Galathea“, ganz von Rafael's Hand vollendet. Die Venus des Oceans, Galathea, sitzt in einer Muschel, von Delphinen gezogen, die sie selbst lenkt; ihre Leibnymphe wird von einem Tritonen umhalst. Vor ihr reitet eine zärtliche Meerfrau auf einem Hippokamp. Galathea im Vorüberflug wendet uns ihr volles Antlitz zu, und wirft fliegenden Haares und Schleiers einen feuchten Blick über die feuchte Ebene hin. Das ist gruppirt, das hat Ausdruck, das ist die Vollkommenheit in einem Nu erreicht! Diese Poesie des Oceans hat Göthe'n keine Ruhe gelassen bis in sein

hohes Alter; aus der Farnesina zu Rom stammt die „klassische Walpurgisnacht“ des zweiten Faust; die Göthe'sche Galathea ist Rafael's Galathea.

Um Rafael auf der Höhe der bewußten Religionsentfremdung zu betrachten, müssen wir einen Blick auf Michel Angelo werfen, der kaum je eines Durchganges zu neuer Anschauung bedurfte. Das größte Monument seiner Malerei ist bekanntlich die Sixtina, und die Sixtina ist eine päpstliche Kapelle, bestimmt zu religiösen Anschauungen, zu katholischen Bildern!

Was aber hat Michel Angelo gethan, und zwar in einer Ausdehnung und Fülle, die wir kaum mit Augen, Gläsern und Spiegeln zu erreichen vermögen? An der Decke malt er zunächst die Schöpfung des Lichtes: Jehovah, ein mächtigerer Zeus — denn von dieser griechischen Vorstellung kommen sie Alle nicht los — arbeitet aus der schwarzen Finsterniß das weiße Licht hervor. Im Grunde ist dieser Jehovah gleich der Demiurgos, der Arbeiter, der Werkmeister, dessen Wort allein gar nicht genügt. Dann wird die goldene Sonne hingestellt, Thiere entstehen, zuletzt der Mensch, dem Zeus-Jehovah-Prometheus, von Genien im schönen Rund umgeben, die Finger der Hand hinüberreicht. Eva tritt aus der Rippe des liegenden Adam dick züchtig dem Allherrn demüthig entgegen. Der Apfel wird gepflückt, das Paar zieht ab, Eva zerknittert von Leidwesen, Adam noch aufrecht. Noah's Dankopfer ist grade wie ein griechisches Opfer dargestellt. Die Töchter Noah's verhöhnen den trunkenen Erzvater-Silen. Alle diese Felder sind von mächtigen akademischen Figuren umstellt,

welche den plastischen Rahmen zur antiken Auffassung bilden. Rings umher an der Decke Propheten abwechselnd mit Sibyllen, jüdische männliche Sibyllen mit heidnischen Prophetinnen, von Joel bis Jeremias, von der Erythräa bis zur Persica. Joel kämpft titanisch mit Jehovah — Michel Angelo verheidnischt die Bibel, wie seine Kirchen zu Tempeln, seine Altäre zu Opferstätten werden. Von Jonas geht es fort bis zum Jesaias, von der Libyca bis zur Delphica. Der jünglinghafte starkzornige Vates und die schönste Here der Welt machen den Beschluß. Die Figuren sind ganz wie aus Marmor gehauen, die Draperieen antik gehalten: nie sah man einen klassischeren Hohn auf des Papstes Kapelle.

In 22 Monaten war die Decke ganz von des Meisters Hand ausgemalt; das Jüngste Gericht über dem Hauptaltar an der Wand hat ihm neun Jahre gekostet. Hier brach der Skandal los, ehrlichere Päpste merkten den heidnischen Teufel. Die Posaunen des Gerichts — über die nazarenische Weltanschauung — erdröhnen. Christus hat sich vom Thron erhoben; aber das ist nicht der biblische Christus, das ist ein Herkules=Siwa, ein Jupiter=Loke, das ist die martialische Urkraft des Weltgesetzes in männlichsten Zügen. Da erbebt alles rings umher, alle Heiligen des Olymp=Himmels; Maria, die Göttin=Mutter im blauen Gewande, wendet sich zitternd zur Seite ab.

Die Gräber links unten thun sich auf, da sind Todtenlarven, ganze Geschlechter der Menschen; da erheben sich Erwachende, da fliegen sie auf. Engel ergreifen die Seligen, Dämonen stoßen die Verdammten zurück. Die Götterdämmerung ist hereingebrochen, es herrscht die eiserne Gerechtigkeit. Zur Hölle fährt Charons Nachen,

das Pack der Bösewichter ist für Plutons vorstellbares Reich bestimmt; und da steht auch der Höllenrichter Minos, in den Dante'schen Schlangenschweif gewickelt — das köstliche, unumgängliche Heidenthum in der Kapelle des Papstes!

Der Meister hatte alle Figuren nackt gemalt im kunstvollen Rhythmus der Glieder; er hatte die christliche Welt enthüllt und einen plastischen Prozeß wider die verlogene Scham erhoben. Paul III., der ruchlos liederliche Farnese, hatte noch seine mephistophelische Freude dran; aber Paul IV., ein Caraffa aus Neapel, ließ von Daniel da Volterra den nackten Figuren Schamlappen vormalen. Und der Caraffa hatte Recht, denn Michel Angelo hatte das Heidenthum dem Christenthum untergeschoben.

Man spricht von Erschöpfung des Farbensinnes im „Jüngsten Gericht"; Michel Angelo sei 60 Jahre alt gewesen, als er das Bild begonnen. Aber begreift man denn nicht, daß hier des „Gedankens Blässe" das höchste Colorit ist, daß der tiefe Sinn zur Deuterin die Zeichnung hat? Es geht mit dieser „Erschöpfung des Farbensinnes" grade wie mit der „Abschwächung der poetischen Kraft" im zweiten Theile des Faust, den auch ein denkfaules Geschlecht verblaßt und rococo findet, während in jedem Zipfel und in jeder Lunette mehr Gedanken al fresco stehen, als im Hirne der superklugen Commentatoren. Namentlich der Schluß vom Tode Faust's an ist Michel Angelo in der Sprache der Poesie.

Zu dieser Gedankenmalerei hat sich der zarte Jüngling Rafael in Rom aufgeschwungen, an der Hand des Erzengels, der die Posaune des jüngsten Gerichtes blies. Auch Rafael mußte Sibyllen malen, der sanfte Madonnenheld, und er hat sie gemalt in Santa Maria della Pace zu Rom, wo sie rechts vom Eingange unter einem Vorhange verborgen sind. Es ist ein bogenförmig aufsteigendes und abfallendes Bild: links unten die Cumana, über ihr ein Genius mit der Rolle; dann die Persica, die in einem Buche liest, das ihr ein Engel hinhält; ein zweiter Engel auf der Höhe hält der Frigia ein Buch hin; rechts unten ist die alte Tiburtina, über ihr wieder ein Engel mit der Rolle. Hier also trifft Rafael im Dämonischen mit Michel Angelo zusammen, und wenn er ihn darin nicht erreicht, so entschädigt er uns durch sein reizendes Colorit.

Zum Andern begeben wir uns in die Loggien des Vatikan. Es sind 13 Gewölbfresken im Portikus des ersten Stockwerks im obern Hofe, von Rafael gezeichnet, von seinen Schülern ausgemalt, bisweilen herrlich in der Farbe, bisweilen matt, hin und wieder verdorben. Offenbar schreitet der Componist hier ganz auf der Spur Michel Angelo's; er unternimmt die großen Wagnisse des Gedankens, er streift an die Philosophie der Religion und der Geschichte.

Das Ganze beginnt mit der Schöpfung, wie in der Sixtina: der Gott entzündet das Licht, eine gelbe Flamme verzehrt das Chaos. Das ist zierlich, treffend und schön gedacht; aber Michel Angelo's Demiurg ist größer. — Die Trennung des Wassers vom Festlande ist genial oder wie die Franzosen sagen ingeniös: auf dem Erdglobus

wird Land und Meer mit dem Finger abgegränzt, Bäume und Blumen sprießen hervor. — Eine gar liebliche Idylle ist Jakob und Rahel am Brunnen, wo die Kameele getränkt werden sollen. — Recht episch-dramatisch gemalte Reliefs sind die Findung Mosis und der Untergang Pharao's im rothen Meere, das Urtheil Salomons und der Besuch der Königin von Saba.

Das Vollendetste in dieser Richtung ist unstreitig die „Vision des Ezechiel" zu Florenz: Michel Angelo's Gedanken, Rafael's Färbung! So ergänzen sich die beiden Meister in großartigster Weise und bilden zusammen die wahre vollendete Kunst des 16. Jahrhunderts. Der Eine ist von Haus aus eine liebende stürmende Natur, der am Ideal entflammt, selbstvergessen sich in den Inhalt hineinstürzt und die glänzendsten Funde hinauswirft in den Bereich der schaulustigen Menschen. Der Andere ist höher, baumeisterlicher, er hat den Inhalt in Hülle und Fülle, er sucht nur an der Form, um diesen Inhalt würdig zu kleiden. Dabei stößt er allenthalben auf die hergebrachte Anschauung der christlichen Zeit, auf die verschrobenste Tradition, mit der er sechszig Jahre lang Krieg führt. Der Eine reckt und rankt sich empor und streift mit seiner liebesüßen Form zuletzt an die höchsten Gedankenprobleme des Andern, er zeichnet nur noch, läßt die Schüler ausmalen, namentlich den Giulio Romano; während der Andere, der Bildhauer, auf seinen alten Tag den Pinsel ergreift und ein Jahrzehnt mit der Palette an den Gewölben umherklettert.

Das Größte in den Rafaelischen Stanzen ist der Saal der Segnatura. Die „Disputa" ist mit Recht in den letzten Jahren durch Stich und Commentar bis in

die einzelnen Familien hinein verbreitet worden; ihre Composition, ihr Bau in die Breite wie in die Höhe, ist von unerreichter Vortrefflichkeit. Wer aber sagen wollte, das christliche Sujet habe den Rafael begeistert und solche Leistung werde nur der „Gnade“ verdankt, den müssen wir auf die „Schule von Athen“ gegenüber verweisen, wo die glänzenden Laster der Heiden grade so glänzend gemalt sind wie die Cardinaltugenden und die Scholastik der Kirche. — Der „Brand des Borgo“ im vierten Saale ist das am meisten dramatische Bild, zugleich das Größte im Colorit: welche Muskulatur des Jungen, der seinen Alten auf dem Rücken schleppt! Wie diese Weiber hörbar schreien, und welches Echo hat die stolze Wasserträgerin des Vordergrundes in den Hallen der späteren Malerei gefunden! Die Frau mit dem Kinde in der Mitte ist allein ein ganzes Drama. Ist nun dieses Prachtwerk ein christliches, weil ein Papst in der Loggie steht, das Feuer zu beschwören? Es ist eine riesige Feuersbrunst, ein rasendes Verwüsten und Umkommen, dem der große Dichter einen versöhnenden Gegensatz aus der Welt des Geistes entgegenstellen wollte; und dieses geistige Element bedeutet hier der Papst.

Das Untergeordnetste ist jedenfalls der Constantinsaal. Das Hauptbild, die Schlacht beim Ponte molle, ist wohl nur im ersten Entwurfe von Rafael's Hand gewesen; schwerlich hat er den Carton gezeichnet. Die Pferde sind hölzern, ohne rafaelisches Leben; das Wasser der Tiber scheint gefroren zu sein, was wohl in der Wirklichkeit noch nie passirte. Einzelne Gruppen sind natürlich herrlich gedacht, z. B. der Alte links, der den jungen Fahnenträger ergreift. — Die „Schenkung Roms“ an den Papst — hinc

illae lacrymae — ist ohne dramatischen Reiz, und der verwachsene Zwerg ist so ein rechter Giulio Romano'scher Gnome, der wie ein Epigramm auf den Gegenstand am Boden kauert. Hoffentlich wird man mehr als ein Spiel des Zufalls darin erkennen, daß der große Rafael nicht die größte historische Lüge in den Aether seiner reinen Kunst getaucht hat.

Die leider vielfach beschädigten und verwischten Wanddekorationen in den Loggien weisen uns gewaltsam wieder auf die Antike hin. Diese Arabesken in bunter Aufeinanderfolge, diese tausend graziösen Kleinigkeiten sind zwar von Rafael ersonnen, — aber das Genre hat er nicht erfunden, sondern zuerst in den Bädern des Titus erschaut. Hätte er nur die Pompejanischen Schätze erleben können, und die neuesten Ausgrabungen auf der Via latina vor Rom! Das Wort „Arabeske" verräth seinen Ursprung auf der Stelle; aber wie, diese bunte Verwebung des Pflanzlichen mit dem Thierischen und Menschlichen, diese spielende Grazie der Decoration wäre zuerst aus maurischen Tempeln gekommen! Alle ausgegrabenen Wohnhäuser, Tempel und Urnenstätten der Alten zeigen uns das besser. Im Lateran sah ich die reizendsten Arabesken in Relief, halberhabene Ornamente von wundersamer Sinnigkeit und Sauberkeit: da erhebt sich ein Silen oder Faun aus einem Blumenstengel, einen Korb mit Trauben auf dem Rücken tragend, mit einer Hippe nach Trauben ausfahrend, die sich von Stock zu Stock lang hinwinden. Am Boden rechts liegt ein Skorpion, der böse Geist der klassischen Flur. Das Gegenstück zu diesem Ornament ist fol-

gendes: saftiges Weinlaub birgt noch saftigere Trauben; aber eine Maus klettert an dem Segen empor. Da kam mir der Gedanke, ob die stets sinnvollen Alten nicht etwa mit Skorpion und Maus am Traubengelände die fatale Traubenkrankheit, die Verwüstung des edelsten Stoffes hätten andeuten wollen?

Daß die sonst nicht sehr musikalische Antike sogar in der Landschaftsmalerei die ersten großen Schritte gethan hat, weiß Jeder, der die Fresken von Herkulanum und Pompeji einmal angeschaut hat; man kann sich auch in der Bibliothek des Vatikan, im Saale der Aldobrandinischen Hochzeit, davon überzeugen, wo ein paar klassische Naturbilder hangen. An dieses antike Naturbild schließt sich nicht nur die landschaftliche Decoration der Porträts und Historienbilder Pietro Perugino's und Rafael's, sondern auch die ganze „heroische“ Landschaft, wie Alex. Humboldt sagte, oder die „architektonische“ Landschaft, wie ich unmaßgeblich vorschlage: Polidore Caravaggio, Domenichino, die beiden Poussin, sowie die Wasserschaft des Canaletti. Nur das Stimmungsbild, die Lyrik wie sie kunstvoll in der äußeren Natur wiedergefunden wird, und worin Salvator Rosa der erste große Meister ist, diese Art der Landschaft ist neueren Ursprungs.

In den Sälen des Museo zu Neapel, wo die endlosen Schränke mit kleineren Bronzesachen stehen, dachte ich mehr als einmal: Was haben eigentlich die Modernen erfunden, was haben sie vor den Alten voraus? Mir fiel immer nichts ein als die Anwendung der Electrizität und des Dampfes und etwa die Maschinen-Spinnerei; denn Baumwolle hatten sie, so gut wie Linnen, und Amerika selbst figurirt ja als Atlantis im großen Westmeere. Mit

dem bloßen Küchengeschirr aus Bronze zu Neapel könnte man zwanzig nordische Museen anfüllen, und der raffinirteste Pariser Koch fände hier vielleicht noch mehr als Ein Räthsel zu lösen, mehr als Eine Nutzanwendung zu ziehen. Chirurgische Instrumente sind in großer Auswahl vorhanden, bis zum Speculum uteri atque anus. An Schmuck hat es nicht gefehlt, das beweisen die 50,000 Cameen, die Ringe, Hals- und Armbänder, Agraffen, Ohrgehänge ꝛc. Die übrig gebliebenen Farben zeugen von der Kunst der Chemie; denn in der Boutik eines Farbenhändlers zu Pompeji, die an das Haus des Pansa stößt, fand man ein Stück dunkelblauer Farbe, welches Chaptal als eine Verbindung von Kupferoxyd, Kalk und Alaun erkannte; ferner ein Stück Rosaroth, welches nach demselben Gelehrten eine wahre Lackfarbe wäre, die aus dem Alaun gewonnen worden. Unter den verkohlten Gegenständen erkennen wir: Feigen, Bohnen, Weizen, Gerste, Korinthen, Hanf, Granatkörner, Brod, Eier, Haselnüsse, Kirschen, Mehl, Pfirsichkerne, Datteln, Oliven, Wallnüsse, Gemüse, Maccaroni, Pasta, Seife, Baumwolle, Harz, Stricke, Bindfaden, Dintenfässer mit vertrockneter Dinte, Korkstopfen, Asbest — Herz was verlangst du?

Nur Eins ist in allen Museen durchaus nicht zu entdecken, nämlich unsere kranke Gefühligkeit, unsere Ueberschwenglichkeit, Transcendenz, Haltlosigkeit. Freilich hing auch über dem Leben der Alten eine bleierne Decke, bei deren Anblick sie ernst und nachdenklich zu werden pflegten, nämlich die bleierne Decke des Fatums, des unergründlichen Hintergrundes der Dinge. Aber sie trugen diesen Aufblick mit Würde und Charakter, während sich im

Christenthum das Blei in blauen Dunst verwandelte, in welchen die Menschheit ihre beste Lebensenergie hinein verſehnſüchtelt hat.

Es iſt ein furchtbarer Sturz, den die antike Kunſt nach der Periode der Antoninen gethan hat; eine entſetzliche Kluft thut ſich auf, die lange Jahrhunderte mit nichts gefüllt war als mit Nacht und Grauen. Als das Christenthum offiziell ward, mußte ſich zeigen, was noch von Gedanke und Kunſtfertigkeit übrig geblieben war, und es zeigt ſich allerdings entſetzlich in der Sala di croce greca des Vatikan. Dieſer Saal iſt nicht umſonſt der Uebergang zum ägyptiſchen Muſeum; gleich am Eingang erſchreckt uns ein Telamone, dem fälſchlich der „rechte Fuß vor" reſtaurirt worden. Im Saale des griechiſchen Kreuzes ſtehen die beiden Sarkophage der heil. Coſtanza und der heil. Helena, aus Via Nomentana und Via Labicana herbeigeſchafft. Hier alſo zeigt ſich, was das chriſtliche Kaiſerreich zu beſtellen und zu zahlen vermochte. Beide Sarkophage ſind von koſtbarem rothen Porphyr: auf dem erſteren werden in Hochrelief Trauben geleſen und von Genien oder Engeln getreten; auf dem letzteren triumphiren Reiter über Beſiegte und Gefangene. Der letztere iſt reſtaurirt, man erzählt faſt mythiſch, ſieben Arbeiter hätten 25 Jahre damit zugebracht, die Figuren mit Diamantſtaub herauszuſchleifen.

Die Traubenleſe und das Keltern führen aus der Antike in's Chriſtenthum, Bacchus geht in's Abendmahl über. Nimmt man zum Traubencultus noch Aehrenſchneiden, Garbenhäufen und Brodbacken: ſo hat man die

beiden Attribute des christlichen Mysteriums. Aber wie roh, plump, ungelenk sind diese Engel oder Genien herausgekommen, wie lächerlich weit sind wir vom bacchischen Relief weggeschleudert! Fast noch toller geht es auf dem andern Hochrelief zu: die Reiter triumphiren nämlich wörtlich über den Besiegten und Gefangenen, sie reiten über ihnen, in der Luft! Was war aus der Plastik geworden? Sie war im christlichen Gemüthe zu Grabe gegangen.

Und diese Sarkophage sind noch ein Specimen von relativer Vollkommenheit, sie sind offizielle Leistungen aus dem vierten Jahrhundert. Die Incunabeln der christlichen Kunst stehen im Lateran, im Christlichen Museum. Dorthin müssen wir uns begeben, um zu erfahren, was die neue Religion verstand und konnte! Dort begreift man erst, welcher Weg zurückgelegt werden mußte bis zu den schwebenden Reitern des Constantinischen Zeitalters!

Diese barbarische Race hat mit zwei oder drei Vorstellungen in naivstem Köhlerglauben, ohne die gewöhnlichste handwerksmäßige Technik, in den Katakomben unter der Erde gewirthschaftet, ewig dieselben Plattheiten in rohester Form wiederholend. Auf den Sarkophagen sieht man nichts als Weinkeltern und Garbenbinden, und es bleibt dabei nur unbegreiflich, wie die päpstliche Regierung das Keltern des Blutes bis zur Stunde geduldet hat. Dann kommt ein gräulicher Kerl, Moses, der mit ungeschlachtem Stecken an den Felsen schlägt, so daß Wasser hervorschießt. Dieser Moses bedeutet aber zugleich Petrus, den Fischer. Unzählige Male weckt Jesus den Lazarus auf, der als Mumie aufrecht in einem Hundeställchen steht, welches von

vier Säulenklumpen getragen wird. Jesus schlägt mit einem Zauberknittel auf ihn. Die Maria, Lazari Schwester, ist so schauerlich verkürzt, daß sie einem Schneckenkopf gleicht, der aus seinem Häuschen lugt. Endlich wird die Treppe vor dem Hundeställchen so perspektivisch groß, daß die Maria verschwindet!

Jesus hält dem Blinden, welcher sehr klein vor ihm steht, die Hand auf die Augen. Petrus verläugnet Christum, die Magd steht dabei, der Hahn macht sich sehr breit. Es ist das Alles so kindisch roh, so ohne jegliche Anschauung hingepappt, daß man die fossatores oder Puzzolangräber auf den ersten Blick zu erkennen glaubt.

Die Fresken aus den Katakomben erscheinen immer noch besser als die Sculpturen; man hat die oberste Wandfläche mit den Farben abgetragen, dann auf Leinwand gebracht, und in dieser Gestalt hangen die christlichen Fresken zahlreich im Lateran. Das wird denn wohl auf die größere Anlage zur Malerei hindeuten, welche man der christlichen Periode nachrühmt, dafern nicht, wie gesagt, die Barbaren im Spiele sind. Als ich im Lateran diesem Gedanken grade nachhing, ward ich furchtbar für meinen Frevel bestraft; denn durch den dortigen Gemäldesaal, an Daniel da Volterra's Prachtcarton: „Kreuzabnahme", an Filippo Lippi's fröhlicher „Annunziata" und an Nicolo Munno's Coloritstücken vorüber, gelangt man eine Treppe hinauf zu einer kleinen Galerie, wo sich unter uns in einem Saalraume die merkwürdigen Mosaiken aus den Thermen des Caracalla ausbreiten. Riesige Lümmel von Athleten strecken da ihre vlämischen Glieder; thierische Originalität, Berserkerwildheit spricht aus Gesichtern und Stellungen. Diese Athleten waren gedungene Kerle, oft

aus der Fremde geholt, oft im Kriege erbeutet. Raisonniren wir nicht zu laut, sagte ich erschrocken zu mir selber, unter diesen Barbaren ist vielleicht einer unserer Urälterväter . . . .

Ich konnte den Tag keine weiteren Studien machen.

Doch betrachten wir näher jene unterirdischen Kirchhöfe und Cultusstätten, gewöhnlich Katakomben genannt, aus denen die Reliefs und Fresken des Christlichen Museum entnommen sind. Vielleicht birgt sich dort noch etwas Besseres, vielleicht finden wir dort die Staffel zu höherem Aufschwunge, der uns mit den kindischen Rohheiten des Lateran versöhne. Rom zählt 64 solcher unterirdischen Kirchhöfe, die wohl nur selten mit einander in Verbindung standen. Die besuchtesten sind: der Marcellinus, der zu St. Peter, der zu Sant' Agnese, der zu S. Sebastian, endlich der Cimeterio di San Callisto.

Begeben wir uns zum letztgenannten, vor dem Sebastiansthor! Nach der verbreitetsten Ansicht verdanken die Coemeterien ihre Entstehung den Steinbrüchen oder Puzzolangruben, in welchen die Christen ihre Märtyrer beigesetzt, und denselben Altäre in den Tuff gehauen hätten. Später wäre dann die Schaar der gewöhnlichen Todten um die Crypten der Märtyrer gelagert worden. Schon Cicero und Horaz geben an, daß solche arenariae oder fodinae zu Begräbnißplätzen des denkmallosen Pöbels gedient haben. In einem besonderen Memoire führt Raoul Rochette diese Ansicht noch durch. Den Neokatholiken konnte natürlich solche einfache Erklärung nicht genehm sein; denn seit sie angefangen hatten, im Leben die Aus-

erwählten auf's Strengste von den Heiden zu trennen, konnten sie es doch nicht darauf ankommen lassen, ob ihre hh. Märtyrer etwa mit heidnischen Plebejern zusammengelegen, ob nicht gar ein allerheiligster Reliquienknochen am Ende einem heidnischen Landsknechte zugehörte. Nun hatte zwar schon Raoul Rochette eingeräumt, daß die ersten Christen sicherlich nicht die bekannten heidnischen Begräbnißstätten wählten, wie z. B. die arenariae des Esquilin; aber die Neokatholiken schlugen ein Kreuz schon vor einer Möglichkeit dieses Communismus der Knochen; sie behaupteten, die christlichen Katakomben seien von Anfang nichts anderes als Begräbnißplätze der Märtyrer gewesen, die dann zu religiösen Conventen und Festen benutzt worden wären.

Lassen wir ihnen dieses Vergnügen und steigen wir in die Tiefe des Callixtus hinab. Da ist zuerst die Crypta nova mit Sarkophag, Altar und eingefaßtem Raume davor — der Ursprung der byzantinischen Kapelle. Dann folgt die Crypte der 14 Päpste, lauter Märtyrer. Die Kapellen vor den Sarkophagen sind meist doppelt, eine rechts, die andere links, um Frauen und Männer auseinander zu halten. Solche Kapellen haben dann eine gemeinsame lucerna, ein Lichtloch nach oben. Die Lucernen gingen in's freie Feld, und auf der Gedenktafel eines Architekten steht noch zu lesen, daß dieser Mann altare und luminare seiner Zeit angelegt habe.

Wir kommen zu den Crypten mit Fresken, und die schon im Lateran so leicht bewältigte Symbolik beginnt in größerem Maßstabe. Moses schlägt mit dem Stab an den Felsen, es schießt Wasser hervor. Dieses Wasser ist aber zugleich das Sinnbild der Reinigung und Buße,

so daß Moses auch noch Christus und Petrus bedeutet. Derselbe Wasserstrahl dient weiterhin zum Fischefangen, denn Christus hatte ja die Jünger zu „Menschenfischern" gemacht. Der Fisch kann sich aber dabei noch nicht beruhigen; in einer neuen Freske wird er zugleich mit den Broden aufgetragen, und dient so zum Abendmahl, wird sakramentalisch. Nur sieht man niemals 13 Personen um den Abendmahlstisch, sondern immer nur sechs, die im Halbkreise auf- und absteigen. Was das Abendmahl eigentlich bedeutet, geht dann aus einer folgenden Freske hervor, einer Opferscene: ein Priester im einfachen Pallium auf weißem Unterkleide vollzieht das Opfer vor einem antiken Dreifuß. Das Abendmahl ist also ein Opfer, Christus wird für die Menschheit geschlachtet; aber dieses Opfer selbst wird noch einmal erklärt durch die Darstellung Abraham's, der den Isaak darbringen will, d. h. das Opfer ist stellvertretend und unblutig, indem ja Jehovah dem Abschlachten Isaak's wehrte.

Die Zeichnungen dieser Bilder lassen sich in jeder Elementarschule herstellen, das Colorit mit jedem Jahrmarkts-Farbenkasten ausführen. Darüber will ich nicht weiter reden, aber auffallend war mir, daß grade in diesen Katakomben auch keine Spur vom Weinkeltern zu sehen war, während der Sarg der Costanza gar nichts Anderes darstellt!

Es folgt nun jeden Augenblick Christus als der „gute Hirte", das verlorne Schaf um die Schultern. Oder noch weitläufiger: Christus sendet zwei seiner Jünger hinter dem Schafe her, und diese beiden Gestalten zeichnen sich auch technisch etwas aus. Das Schiff der Kirche (navis = der römische Staat, von da auf die Kirche übergetragen, daher auch die Freske in der Vorhalle von St. Peter)

tritt auf mit Masten und Segeln, und diese Segel verbergen — zum ersten Male in den Katakomben — das Zeichen des Kreuzes. Das war also das Geheimzeichen, welches nicht verrathen werden durfte, daher auch nur sehr verstohlen angebracht wurde. Aus Allem geht hervor, daß die Christen in einem wahren Argot miteinander redeten, wenn sie sich von ihrem „Herrn" unterhielten: bonus pastor, der gute Hirt; noch geheimnißvoller: Ἰχϑύς, der symbolische Fisch, nach dem Akrostichon: Ἰησοῦς χριστὸς, ϑεοῦ υἱὸς, σωτήρ, Jesus Christus, Gottes Sohn, Retter. Dahin gehört auch noch das Monogramm ☧, bestehend aus zwei griechischen Buchstaben, χ und ρ, dem Anfange des Namens Christos, welches von den Freimaurern in den Katakomben grade so gebraucht wurde wie das △ von den neueren Maçons.

Es gibt Crypten mit Altären, wo Märtyrer ruhen, und Familiencrypten, gekaufte und auf Privatkosten geschmückte Begräbnißstellen. Um solche zu erwerben, mußte man vermögend sein — wie immer und überall seit Menschengedenken. Die Crypten waren, wie gesagt, ganz in den Tuff eingehauen und erforderten große Arbeit. In dem Sarkophag einer Privatcrypte liegt noch ein Mann, in einem andern eine Frau, beide mumienhaft eingewickelt, weßhalb auch der todte Lazarus im Lateran jedesmal aussieht wie ein Wickelkind. Der todte Körper wurde zunächst mit feiner Leinwand umwickelt, dann folgte eine Kalkschicht, dann grobe Leinwand, und so wurde er in den Steinsarg gelegt.

Das gemeine Volk, im Gegensatz zu dieser blutjungen Aristokratie, wurde ohne Steinsarg in eine horizontale

Höhlung geschoben, wie Brod in den Ofen; vor der Oeffnung der Höhle kittete man einen Stein fest. An den jetzt offenen Gräbern sieht man oft noch die Falzen des fehlenden Schlußsteins. Solcher plebejischen Gräber, viele über einander, folgen sich schließlich unzählige, in langen, langen, schmalen Gängen, nicht fürder von Crypten unterbrochen.

Und als die Bewohner dieser unterirdischen Grüften an's Tageslicht hinaufstiegen, da eroberten sie die schöne Welt! . . . . . . Ich sitze auf meinem Felsenvorsprung, schaue in die weite Campagna hinein, und ich kann es nicht begreifen. Weißt Du, daß es das Härteste auf dieser Welt ist, etwas nicht begreifen zu können?

Die Nähe der Porta S. Sebastiano ist überhaupt vom Uebel. Noch im Innern der Stadt, etwas weiter als die „Gräber der Scipionen", sind neuerdings drei liebliche Columbarien ausgegraben worden. So nennt man die Urnentempel der Alten, „Kirchhöfe" würde ich sagen, wenn von einem „Hofe" oder einer „Kirche" dabei die Rede wäre. Das erste dieser Columbarien ist ein einfaches viereckiges Gebäude von hohen Backsteinmauern. In der Mauer sind lauter viereckige Gefache angebracht, und in jedem Gefache befinden sich zwei Vertiefungen, welche die letzten Reste der Hingegangenen bewahren, und mit mobilen Deckeln geschlossen sind. Neben diesen Urnen liegen allerhand Weihstücke, kleine Penaten, Münzen u. d. gl Das zweite Columbarium hat einen schweren Pilaster in der Mitte, welcher gleichfalls Aschenbehälter birgt. Das dritte ist das kostbarste und eleganteste, wohl das einer

kaiserlichen Familie; es ist in Hufeisenform gebaut, und an die Stelle der eingemauerten Aschenbehälter treten hier Sarkophäglein von höchster Zierlichkeit und Kunst. Die hohen Bögen des Gewölbes sind noch wohlerhalten, von den Fresken erkennt man noch Laub- und Blumengewinde, Vögel ꝛc. Der Besitzer dieser drei Heiligthümer, Signor Codini, hat sich oben zwischen die Weinstöcke ein Haus gebaut, in welchem ein artiges Museum von Vasen, Lampen, Münzen, ungeschnittenen Steinen und antiken Gläsern angelegt ist. Es sind dies lauter Funde, die der thätige Freund des Alterthums auf seinem Grund und Boden gethan, und mit denen er noch nicht zu Ende ist. Und was liegt nicht noch Alles unter dem päpstlichen Rom verborgen, welche Schätze ließen sich noch ausgraben!

Wo möchtest Du nun begraben sein, dort oder hier? in den Katakomben oder im Columbarium? Begraben ist schon gar nicht das Wort, die Alten begruben nicht, sie setzten bei; und selbst als das Verbrennen in der Kaiserzeit aufhörte, die unbedingte Regel zu sein, stellten sie den schön behauenen Sarkophag in den freien Raum hin. Wie schön ist der Gedanke, in zwei Sarkophäglein nebeneinander, umgeben von bedeutsamen Weihgeschenken, zu ruhen — auch nicht zu ruhen, das ist wieder schief, sondern in seinen unverbrennbaren Elementen, dem Geistigsten der Materie, fortzudauern, zwei Jahrtausende lang.

So ein Columbarium mit seinen zierlichen Gefachen macht den heitern Eindruck einer Familienbibliothek; man wandert unter den Erinnerungen aller seiner Angehörigen umher, ohne daß die Flügel des Gedankens von Graus und Moder niedergedrückt würden.

Ich weiß wohl, Du wirst mir einwerfen, diese ästhe-

tischen Urnenstätten seien aristokratischer Familienbesitz, der heidnische Pöbel sei in die Puzzolangruben geworfen worden. Das Christenthum mit seiner Entdeckung von der Gleichheit aller Menschen habe mindestens Anstand in die letzten Dinge gebracht. Nun, so komm hinaus nach S. Lorenzo vor dem Thore. Das ist eine ächte, des Studiums werthe Basilika mit schönsten antiken Säulen. Sie haben sogar einen prachtvollen Sarkophag in dem Tempel Christi stehen lassen, Jupiter, Mars und Venus auf dem Deckel zwischen Sonne, Mond und Dioskuren; eine römische Hochzeit auf der unteren Fläche: der scheidende Mensch eingehüllt in die Erinnerung seines höchsten Daseins! Aber in der Nähe von San Lorenzo liegt der allgemeine katholische Kirchhof, pompös genug il Campo santo genannt, grade wie der Pontus Euxinus das „gastliche" Meer hieß. Auf diesem Kirchhofe der Hauptstadt der Christenheit sieht man eine große Anzahl von Steinplatten, welche tiefe Löcher bedecken; in diese Löcher wird der christliche Janhagel noch heute geworfen, in die Gehennah! Ist das letzte Todtenloch voll, so ist der Moder im ersten bereits zusammengesunken und man kann hier eine neue Auflage veranstalten. Wer es besser haben will, muß zahlen; für Geld erhält er ein besonders gegrabenes Loch, auf welches ein Kreuz gesetzt werden darf; Inschriften werden nur auf Tafeln an der Einfassungsmauer geduldet. Und auf diesen Kirchhof sind die heutigen Römer stolz! Allerdings hat ein Fortschritt stattgefunden, denn vor einem Menschenalter noch warf man die christlichen Proletarier in die oberen Katakombenöffnungen, die Begüterten erhielten einen Platz in den zahllosen Kirchen! In jeder Klosterkirche Roms ist noch zur Stunde eine Steinplatte, welche ein furchtbares

Loch bedeckt; in dieses Loch wirft man noch jetzt die todten Mönche, wenn ihnen keine besondere Ehre angethan werden soll. Die Löcher stehen in Verbindung mit den römischen Cloaken . . . .

Der Kirchhof von San Lorenzo gränzt an alte Katakomben, welche durch Galeerensclaven ausgegraben werden. Als der Abend dämmerte, kamen diese Unglücklichen grade von der Arbeit zurück, escortirt von schußfertigen Polizisten. Sie trugen zum Zeichen der Schmach gestreifte Unter- und Oberkleider, die Schlimmsten auch Ketten an den Füßen.

Angesichts der Katakomben, auf dem Campo santo bei San Lorenzo — Galeerensclaven zur Ausgrabung christlicher Alterthümer verwendet . . . . Es ward mir entsetzlich zu Muthe; aber mit gewaltigem Entschluß trat ich an einen der Sträflinge heran, mir Feuer für meine erloschene Cigarre zu erbitten . . . .

Was gehen mich die Türken an? . . . Der Mensch bot mir bereitwilligst seine Pfeife dar . . .

Ich frage, wo willst Du begraben sein, im Columbarium oder im Campo santo? . . . . .

Oder komm, ich weiß noch etwas Schöneres. Hinaus nach der Via latina, die seit drei Jahren stückweise aufgebrochen wird. Man geht zur Porta S. Giovanni hinaus, da die alte Porta latina vermauert ist. Eine Stunde vor der Stadt fangen die Ausgrabungen an. Auf gelinder Anhöhe empfängt uns antikes Pflaster. Wir sehen Reste von Grabmälern, bald so, bald so zerstört: Mosaikböden, Tempelaufsätze in Stücken. Aber das Ziel der Wanderung

sind zwei Columbarien, im pompejanischen Geschmack decorirt, — mit das Beste, was in Rom von der Antike zu sehen. In dem einen Gewölbe sind die Wände mit Stuckfigürchen und Fresken bis in die kleinsten Winkel hinein verziert. Die Arbeit ist so sauber, so klassisch ausgeprägt, daß uns die größte Mannigfaltigkeit nicht ermüdet, weil eben keins das andere stört. Es ist ein Universum von Details. Die Stuckfiguren sind auf der Wand in Gyps modellirt, jedenfalls die Arbeit sehr kurzer Zeit; hier schmierten Meister im Nu das Meisterhafte hin! Da sind zauberhafte kleine Fresken, Götter mit ihren Attributen, z. B. eine Victoria, die mit einem wahren Palmast auf dem Rücken einherstürmt, Centauren, Meerscenen ꝛc. Zwischen den Fresken und Stuckreliefs sind zur Ausfüllung zahllose kleine Thiere, landschaftliche Scenen, gemalt, und unendliche weiße Figürchen in kleinem Rahmen füllen die allerletzten Lücken. Man gewahrt vor Erstaunen das Kopfweh gar nicht, welches uns eine angestrengte Betrachtung bei dürftiger Wachsbeleuchtung verursacht.

Diese Columbarien beweisen zugleich, daß die Alten ihre Todten nicht immer verbrannten, sondern auch in großen Sarkophagen beizusetzen wußten. In der Vorhalle des ersten Grabtempels steht noch ein solcher Sarkophag mit dem Rest der Leiche. Der Sarkophag des andern befindet sich gegenwärtig im Palast Barberini. In diesem zweiten Columbarium sind keine Fresken, sondern lauter weiße Stuckbildchen; aber diese sind zum Verzweifeln schön. Und doch ist auch hier wieder die Arbeit ganz rapid, so im Fluge gemacht worden; man sieht, wie schnell die feuchte plastische Masse aufgetragen wurde, man bemerkt

noch die Spuren des Modellirholzes in der Wand. Betrachtet man die Figuren aus unmittelbarer Nähe, so erstaunt man ob der Improvisation; aber man trete nur etwas zurück und frage sich, ob je etwas Vollendeteres gebildet worden! Dennoch waren das positiv keine Meister ersten Ranges, die eine Todtenkammer ausschmückten; das waren eher Handwerker, Stubenmaler, peintres en décoration. Aber sie standen auf der Basis der antiken Welt, welche die schöne Form in Alles hineinblickte. —

Besinnst Du Dich noch, wo Du begraben sein willst, im Cimeterio di San Callisto, im Campo santo di San Lorenzo, oder in dem freundlichen Erinnerungstempel der Via latina? —

Noch immer sitze ich auf meinem Felsen und schaue hinab in die größte Landschaft dieser Welt. Ich erkläre offen, daß ich von der Geschichte nichts mehr begreife; aber zwei Frauen begreife ich, die größten des langhin wallenden Geschlechtes, die Antigone und die Cordelia. Laß mich meinen Monolog noch einen Augenblick fortsetzen.

Du hast oft gehört, das Christenthum habe die Frauen erlöst, „emanzipirt", in ihre wahre Stellung eingesetzt u. s. w. Jene zwei Frauen reichen sich über eine Kluft von 2000 Jahren die Hand, und wenn Du mir sagst, was das Christenthum vor der Einen voraus hat, was es der Andern zusetzte, so soll das Christenthum die Frau „emanzipirt" haben.

Die Eine lebte 400 Jahre vor Christus, die Andere 1600 Jahre nach Christus. Sie lebten, das will sagen,

sie waren gegenwärtig in der Brust zweier großer Dichter, des Sophokles und des Shakespeare. Aber der Dichter stammt aus dem Ganzen, gehört zum Ganzen, er ist der Mund seiner Epoche, und Keiner hat je mehr gelebt als in Dichters Munde.

Die Frau des Alterthums, sagt man, war auf das Gynäceum, auf das „Frauenzimmer“ beschränkt — und nach diesem Gefängniß werden unsere emanzipirten Hälften heute noch benannt! Die Frau, heißt es weiter, war gar keine Persönlichkeit — und ein christliches Concil hat darüber debattirt, ob die Frauen eine Seele hätten! Unsere Frauen, sagt ein Incroyable in der griechischen Anekdote, dienen uns lediglich dazu, die schönen Jünglinge auf die Welt zu setzen, welche Ihr in der Palästra erblickt — und wir sehen die Lucrezia die Ursache einer Republik werden, und die Mutter Coriolan's mehr ausrichten als alle Diplomaten; im Vatikan steht ein antikes Ehepaar in Marmor, gewöhnlich „Cato und Porzia“ genannt, wie sie in ehelicher Innigkeit alle Paare der Welt herausfordern. Fast hätte ich zum Ueberfluß an Philemon und Baucis erinnert, bei denen Jupiter und Merkur zu Gaste waren.

Ich möchte wohl wissen, was die ganze mittelalterliche Literatur der „Antigone“ an die Seite zu stellen hätte, diesem Ideal von Tochter und Schwester, die zugleich Braut zu sein verstand und sicher die vollendetste Gattin und Mutter geworden wäre, wenn sie nicht die . . . . „Emanzipation“ des Weibes hätte auf sich nehmen müssen, und zwar vierhundert Jahre vor der neuen Aera. Ja, „Antigone“ ist die Befreiung des Weibes aus seinen letzten

Fesseln, und zugleich die Befreiung des antiken Staates aus den Fesseln seiner Abstraction, in welcher das Gefühl und die Rechte des Herzens keine Stimme haben sollten. Sophokles heißt der wahre Apostel, der dieses Evangelium in die Welt hinaustrug, er selbst das schönste Organ des griechischen Geistes.

Die Fabel der Antigone ist bekannt: die Sieben vor Theben sind besiegt, Polyneikes, der Stürmer, ist im Zweikampf mit seinem Bruder Eteokles am Thore der Stadt zugleich mit diesem gefallen; nach den Söhnen des Oedipus wird Kreon, der Onkel, rechtmäßiger König. Dieser Kreon ist der abstracte Staat, der reine Politiker, der Mann des Gesetzes, besonders wenn er es selbst gemacht hat. Er verbietet bei Todesstrafe, dem Landesfeinde Polyneikes die Wohlthat des Begräbnisses angedeihen zu lassen; sein Leib soll den Hunden und den Vögeln ein Fraß daliegen. Das aber ist nicht nur die größte Familienschmach, sondern auch die größte Beleidigung der unterirdischen Götter, die keinen Schatten des Unbegrabenen zulassen.

Antigone, die getreue Führerin des verfluchten Vaters, welche dieser sterbend gesegnet hatte, empört sich wider solche Menschensatzung; sie fordert ihre Schwester Ismene auf, mit ihr dem Befehle des Kreon zu trotzen und den Bruder dennoch zu bestatten. Ismene aber ist conservativ, sie kennt nichts Bindenderes als die bestehende Staatsordnung, sie erörtert das Recht im despotischen Staate wie ein dialektischer Hofphilosoph:

„allein dem Volk
Zuwiderhandeln ist für mich Unmöglichkeit.“

Antigone aber sagt ihr:

„ich will ihn
Bestatten; muß ich gleich dann sterben, sterb' ich schön.
Traut ihm zur Seite, meinem Trauten, ruh' ich dann,
Als fromme Missethäterin."

Die Theorie von den beiden gleichberechtigten Gegensätzen der Tragödie kommt, in diesem Stück wenigstens, zu kurz; denn der Chor, der Durchschnittsweisheit Organ, gibt dem Kreon zwar zu, er habe alle Machtvollkommenheit:

„Du kannst ja schalten mittelst jeder Art Gesetz,
So mit den Todten wie mit all uns Lebenden";

bedankt sich aber doch für die Ausübung des Wächteramtes bei dem Polyneikes:

„Auf eines Jüngern Schultern lege diese Last."

Als der Wächter die Nachricht bringt, der Leichnam sei dennoch bestattet und die Weihen vollzogen, tobt Kreon sofort von „Empörung der Bürger" und erklärt die Wächter für bestochen:

„Von jenen sind mir, weiß ich sicher, diese da
Verleitet durch Bestechung, daß sie dies verübt."

Der abstrakte Politiker wittert also, daß er die öffentliche Meinung gegen sich hat.

Antigone wird entdeckt und vor den erbosten König gebracht. Sie läugnet keinen Augenblick, sie rühmt sich vielmehr der That, sie appellirt an den Grund alles gesellschaftlichen Daseins, an die Familie, an deren Substanz, das berühmte Herz, die vielgepriesene Empfindung. Kreon hält ihr vor: Du überschrittest freventlich ein Gesetz. Sie antwortet:

„War's doch nicht Zeus, der mir's gebot, noch die da Sitz
Hat bei den Göttern drunten, die Gerechtigkeit,
So die Gesetze schufen für die Menschenwelt.
Und nicht so hochvermögend hielt ich deiner Macht
Befehl, daß ungeschriebne, feste, göttliche
Grundsätze überbieten könnt' ein Sterblicher.
Denn heute nicht und gestern, sondern immerdar
Sind die im Leben, tiefsten Quellen ausgeströmt."

Lautet das nicht wie im Tell:

„die ew'gen Rechte
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst?"

Kreon hat freilich ganz recht, in solchem Auftreten eine Mannhaftigkeit der Antigone zu entdecken, daß sie

„noch so frech, sich deß
Zu rühmen und des Frevels hohnlaut sich zu freu'n.
Fürwahr nicht länger bin ich Mann, und Mann ist sie,
Wenn unverkümmert dergestalt sie Herrin bleibt."

Der Vater Oedipus schon hatte gesagt: „Meine Töchter sind Männer", weil ja jedes Auftreten außerhalb der Familie des Mannes ist. Und so ist denn auch das weibliche Herz hier mannhaft, wo es sich der Staatspolizei widersetzt. Denn daß Antigone nicht aus der Natur des Weibes herausfällt, sagt sie uns sofort ausdrücklich:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Ist das „Ewigweibliche", das uns hinanzieht, irgendwo großartiger aufgetreten; ist die paulinische Anpreisung der Liebe als des Größten hier nicht glänzend vorweggenommen? Wird diese Liebe nicht zur holdseligen Märtyrin, indem Kreon als Kaiphas-Pilatus ihr den kalten Hohn entgegengrinst:

„Geh' denn zum Grab, da liebe, wenn du lieben mußt."

Aber nicht umsonst hat Antigone den Zeus, das urwaltende Weltgesetz angerufen; der Chor als öffentliche Meinung ergreift vollständig Partei für sie, indem er also anhebt:

„Welch' Empören der Menschen wollte
Dein Walten, o Zeus, behindern,
Das nimmer der Schlaf bindet, der Allbezähmer,
Nimmer der Monde rastlos
Kreisen? Mit niealterndem Alter stets thronst
Und gebeutst du glanzvoll,
Herr, in Olympos Klarheit,
Und in späterer Zeit und nächster
Wie ehezuvor besteht
Dieses Gesetz und weicht nicht."

Diesem befreienden, erlösenden Weibe ist keine zarte Regung fremd, folglich auch nicht die Neigung zum fremden Manne; sie liebt den Hämon, des Königs Sohn, und wird von ihm wiedergeliebt. Aber sie macht keine Phrasen, sie ist kurz wie jede tiefe Empfindung. Als ihr der wüthende Kreon gesagt hat:

„Für meine Söhne schlechte Frau'n verabscheu' ich",

wirft sie ihm den Triumph ihrer hohen Seele entgegen:

„O theurer Hämon. wie dein Vater dich beschimpft!"

Hämon selbst erscheint der Antigone würdig, er hat mildere Ansichten vom Staate als sein Vater, größere Achtung vor den Familienbanden, vor Zeus und Dike. Kreon ruft herrisch aus:

„Bestimmt das Volk, was ich befehlen soll im Staat?"

und Hämon antwortet sehr scharf darauf:

„Gibt's einen Staat wohl, welcher Einem Mann gehört?"

Unserer lasterhaften Prüderie gegenüber hat man die Antigone rechtfertigen zu müssen geglaubt, daß sie es laut beklagt, unvermählt zu sterben. Das naive Nennen der Dinge bei ihrem Namen ist uns verhaßt, wir ziehen die wildesten Ausbrüche der Verliebtheit vor, hinter denen sich die Brünstigkeit wie hinter Feigenblättern versteckt. Was aber wäre edler und zarter empfunden, als die Strophe der Antigone:

„Tod führt — Lebend hinab — Mich in das öde — Grab, eh' Glück der Vermählung — Mich schmückte, eh' zu der Hochzeit Weih'n — Jubel des Brautlieds — Mich grüßten. Dunkel des Grabs ist mein Brautbett."

Antigone fühlt eben so wahr und wie Julie, nur brennt sie nicht und verzehrt sich nicht; sie hat eben noch ein sittliches Maß in ihrer Liebe. Sie hängt sich nicht an den Geliebten, sie ruft ihn nicht als Gott an, der sie befreien müßte; sie ist viel zu sehr Persönlichkeit, um in etwas Anderem aufzugehen als in ihrer großen Pflicht und Aufgabe. Deßhalb ruft denn auch sie, welche die Weihen der Hochzeit schmerzlich entbehrt, weiterhin die Stadt Theben, die Bürger, den Quell und den Hain auf:

„Seid Zeugen —
Wie unbeweint von Lieben, wie rechtlos ich — Hinab zur Hügelklüftung schreiten muß — Des so verfrühten Grabs. — Ich Unselige — Bei Todten nicht, nicht bei Lebend'gen — Zu Hause; hier fremd, fremd nicht minder dort."

Und welches Adagio aus der schönsten Beethoven'schen Mollsonate stimmt die in ihr Schicksal Ergebene an, wenn sie klagt:

„O Hügelkluft, Brautkammer, unterirdisches
Gemach des ewgen Bleibens, wo ich nun hinab
Muß zu den Meinen wandern . . . .

Ich komme lieb dem Vater, komme dir geliebt
O meine Mutter, lieb auch dir, mein Bruderherz!"

Was will das Polizeirecht des Kreon besagen gegen dieses selbstbewußte, tiefempfundene Menschenrecht, des Kreon, den wir überall nur als trocknen Beamten gewahrten, im König Oedipus wie im Oedipus auf Kolonos, der bei der Belagerung der Sieben seinen eigenen Sohn Megareus an der Aresquelle geopfert hat, und jetzt die edelste Thebanerin lebendig einzumauern befiehlt? Sein ganzes Recht ist, die Schroffheit des Gegensatzes gegen die erlösende Liebe auf's Aeußerste zu treiben, und sein ferneres Schlußrecht, sich noch unendlich elender zu machen als er je andere machen konnte.

Sein letzter Sohn Hämon tödtet sich in der Grabesgruft der Antigone, sein Weib Eurydike durchbohrt sich im Palast unter Flüchen gegen den Kindermörder. Die Politik hat gesiegt, aber ihr Sieg ist taube Frucht, da die Familie, der Erbe fehlt, um die Politik fortzusetzen. Kreon wird grade von der Seite her vernichtet, gegen die er im Namen des Staates und des Despotismus gefrevelt hat. Er mußte den Herrn, nämlich Zeus erkennen lernen.

Antigone empfindet keinen Augenblick Reue; sie erhängt sich in dem Mauergrabe, um zum Hades hinabzusteigen. Sie wird noch im Tode vereint mit dem Geliebten, der sich, „um ihre Mitte hingerungen", die Klinge durch den Leib gestoßen.

Kreon ist nach den Worten des Boten ein „lebendiger Leichnam", lebendig todt. Antigone aber ist todt lebendig; denn nur ihre Person ist hingeschieden; was sie repräsentirt, ist ewig, eine sittliche Revolution, eine Weltbefreiung.

Wo ist etwas Tieferes, Erhabeneres, Größeres zu lesen als diese „Antigone“? Wahrlich nicht in den eintönigen Qualgeschichten der „Heiligen“, in denen die Frau sich beständig gegen ihre wahre Sphäre empört, außerhalb der Gesellschaft steht und eigentlich nur an der sozialen Auflösung arbeitet.

Wir müssen 2000 Jahre überschreiten, um bei einem menschlichen und menschheitlichen Drama anzulangen, welches noch einen bedeutenden Schritt über die Antigone hinaus thut; ich meine den König Lear von Shakespeare. Und gleichsam als habe der große Brite, der Zeitgenosse Bacons von Verulam, uns recht auffallend zeigen wollen, daß er den von Sophokles abgebrochenen Faden wieder anknüpft, stellt er seinen „König Lear“ ganz außerhalb des Christenthums, auf heidnischen Boden, läßt er von „Göttern“ reden und von deren Verhältniß zur Menschheit. So vollendet sich auch äußerlich die Continuität, welche in der tiefsten Idee des „Lear“ vorhanden ist.

Cordelia wie Antigone haben den Familiengeist zu sühnen und herzustellen; beide sind die Schutzengel schuldbeladener Väter, das Ideal von Töchtern. Antigone repräsentirt den Geist der Familie ihrem Onkel gegenüber, dem entfernter Stehenden; Cordelia aber hat es mit dem leibhaftigen Vater zu thun. Bei Kreon wird es erst zur Strafe und Buße, daß er die Familie zerrüttet; Lear verwüstet von vorn herein die eigene Familie. Cordelia zerkämpft sich daher an einem viel härteren Gegensatz, in der Familie für die Familie, das Tragischeste und das Glorreichste zugleich. Antigone geht schwermüthig, doch selbstbewußt in den Opfertod; Cordelia wird in dem all-

gemeinen Weltgericht abgeschlachtet, nachdem sie den Vater mit den Göttern und mit sich selbst versöhnt hat. In der Oedipusfabel ist noch Alles äußeres Schicksal, herber Schlag von Oben, den die Helden leidvoll empfangen; des Oedipus Verbrechen liegt vollständig außerhalb seiner Brust, und alle weiteren Conflicte folgen aus diesem Kampfe mit den dunkeln Mächten. Erst Antigone selbst macht sich frei, nimmt das Vererbte willig auf sich, und durchbricht damit das orthodoxe Griechenthum. Im „Lear" ist Alles Wahl und Wille, und der einzige Anbeter des Fatums, der noch im blinden Schicksalsglauben steckt, Gloster, wird von seinem philosophischen Sohne Edgar gründlichst curirt. Da ist nichts Dunkles, Unerklärtes mehr — „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne" — und die Versöhnung bedarf keines Haines Kolonos, überhaupt keines Hokuspokus; sie wird durch menschliche Größe und Güte, durch ein profanes, großes Weib vollzogen.

Oedipus hatte seine Töchter „Männer" genannt, Kreon ist gereizt durch das mannhafte Auftreten der Antigone. Sogar die sanftherzige, holdselige Cordelia hat den Trotz ihres Charakters, durch den sie wesentlich zur Schürzung des tragischen Knotens beiträgt. Sie hat nämlich angesichts der Verworfenheit ihrer Schwestern „Nichts" zu sagen, zweimal „Nichts", nichts von allen Vernunftgründen, denen der alte Lear schwerlich ganz verschlossen geblieben wäre, nichts sogar, das aus ihrem Herzen käme.

„Ich Unglücksel'ge, ich kann nicht mein Herz
Auf meine Lippen heben; ich lieb' Eu'r Hoheit
Wie's meiner Pflicht geziemt, nicht mehr, nicht minder."

Lear verirrt sich zuletzt in tyrannische Wuth und ladet dadurch sein Geschick auf sich; aber er hat gar nicht Unrecht, wenn er sagt:

„So jung und so unzärtlich."

Und die Tochter, dem bekannten Charakter ihres Vaters gegenüber, ist damit nicht schuldfrei, daß sie unter Zustimmung des Verstandes antwortet:

„So jung, mein Vater, und so wahr."

Das Unglück erfüllt sich, die beiden verworfenen Schwestern verrathen den Vater, mißhandeln ihn, verhöhnen ihn. Die Vasallentreue, welche eben so schnöde behandelt worden war wie die kindliche Aufrichtigkeit, stellt sich zuerst wieder zur Seite des Bedrohten; Kent wird der Diener des mißachteten Lear. Schon seufzt der König, als er Goneril's Behausung verläßt: „Ich that Ihr Unrecht", nämlich Cordelien; „mit Gewalt will ich's wiedernehmen." Als auch die zweite Tochter den Vater verstößt, als er auf die Haide hinausgetrieben wird, wo Blitz und Donner ihn empfangen, sendet Kent einen Brief nach Dover, wo Cordelia mit dem französischen Heere gelandet ist.

Nicht ihr Gemahl, der König von Frankreich, erscheint helfend, sondern Cordelia, das Weib, die Tochter. Antigone kämpft noch allein mit den Waffen ihrer Entschlossenheit und sittlichen Ueberzeugung; Cordelia führt Krieg für ihre Kindespflicht; sie, das sanfte Herz, tritt noch unendlich männlicher auf als die mannhafte Antigone. Als Cordelia zu Dover die Briefe Kent's erhalten,

„rollt eine Thräne
Die zarte Wang' herab: es schien, daß sie
Als Kön'gin ihren Schmerz regierte, der
Rebellisch wollt' ihr König sein."

Und doch führt sie ein Heer in die wilde Männerschlacht.

Lear ist vollendet wahnsinnig, hat aber das strafende Bewußtsein seiner Schuld nicht eingebüßt; er will Cordelien nicht sehen, aus Scham! Der Vater schämt sich vor der Tochter!

Cordelia im Gespräch mit dem Arzte:

All' ihr gesegneten, geheimen Wunder,
All' ihr verborgnen Kräfte der Natur,
Sprießt auf durch meine Thränen! Lindert, heilt
Des guten Greises Weh!"

Lear, der in der Umgegend von Dover umhergerast hatte, wird eingebracht und im Sessel schlafend seiner Tochter vorgeführt. Diese läßt ihn durch Musik wecken, sie selbst die musikalische Antigone.

Lear kniet vor Cordelien, er sagt ihr:

„Ich weiß, du liebst mich nicht; denn deine Schwestern
Wenn ich mir's recht erinn're, kränkten mich;
Du hattest Grund, sie nicht."

Worauf Cordelia mit ihrem Goldherzen und ihrer Engelsstimme:

„Kein Grund, kein Grund!"

Cordelia, mit ihrem Vater in der Schlacht gefangen, fällt dem letzten Toben des Wütherichs Edmund zum Opfer: ein Scherge der brutalen Gewalt erdrosselt sie. Lear hat noch die Genugthuung, diesen Schergen abzuthun; dann stirbt er sanft und rasch, versöhnt mit allen Mächten der Sitte. Trotz dieses gewaltsamen Hinsterbens im fünften Akte, schließt der „König Lear" viel beruhigender als irgend ein Stück des Sophokles; denn der britische Dichter commandirt die Weltordnung, er sagt uns: diese Genera-

tion war unbrauchbar geworden, dieses Königsgeschlecht (z. B. die Tudors) muß einem besseren Platz machen! Da steht der König der Zukunft, er heißt Edgar, er wird das Reich und die Gesellschaft wieder einrichten!

Die Geschichte treibt ihr großes Spiel oft bis in Kleinigkeiten hinein: die drei größten Dramatiker der Welt fangen mit demselben Zischbuchstaben an: Sophokles, Shakespeare, Schiller. Sophokles schürzt die tiefsten menschlichen Conflicte und treibt sie in der Antigone bis zum Bewußtsein des Pathos und zur freudigen Erleidung des Martyriums. Shakespeare spricht es aus, daß aus der Asche der Blutzeugen ein neues edleres Volk ersteht, daß Alles Frucht ist und Alles Samen; er ist der größte Philosoph der Geschichte. Schiller endlich erspart seinem letzten Helden sogar das Opfer des Untergangs: der Tell bekämpft die bösen Gewalten, zerschlägt sie und feiert lebend seinen Triumph:

„Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn."

Ist in der „Antigone" irgend etwas, das vom Christenthume zu höherer Entwicklung gezeitigt worden wäre? Hat Shakespeare seine Cordelia dem Alten oder dem Neuen Testament entnommen? Ist der Schiller'sche „Tell" aus den symbolischen Büchern erwachsen? Oder haben nicht vielmehr die Germanen in zweien ihrer Stämme die griechische Idee bis zur Höhe der Alpen hinaufgeführt?

Eine Villeggiatur im Albanergebirge.

Rocca di Papa, 1. Juni.

Der ist kein ächter Römer, der nicht im schwülen Sommer in's Gebirge zieht, und von luftig kühler Höhe auf das graue Scirocco-Gewand der Ewigen Stadt schadenfroh hinabschaut. Glaubt Ihr, die mächtige Bildnerin Natur, die hier wie nirgends mit dem Geiste im Bunde steht, habe die zwei thronenden Bergreihen umsonst an den Rand der Campagna hingezogen? Umsonst das stolze Sabinergebirge mit Tivoli, Olevano, Palestrina, Subiaco; umsonst die lieblich gewölbten Monti Albani mit Frascati, Tusculum, Grotta ferrata, San Marino, Castel Gandolfo, Albano, Ariccia, Genzano, Rocca di Papa und dem Monte Cavo? Schiller sang einmal aus seiner idealistischen Sehnsucht heraus:

„Glücklicher als wir in unserm Norden
Ist der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom."

Aber sein realistischer Freund Göthe wußte etwas mehr von den römischen Bettlern; er sah sie nicht nur an der Engelspforten, er sah sie auch im Gebirge, wenn der italienische Samum weht; sie versicherten ihm am Albanersee in ihrer majestätischen Sprache, daß sie ihn der heiligen Jungfrau auf's Angelegentlichste empfehlen würden, natür-

lich gegen einen Bajocco oder einen halben. Denn der römische Bettler, wie der Principe, wie der Cardinal, hält seine Villeggiatur, schlägt im heißen Sommer sein Standquartier im frischen Gebirge auf, entflohen der Ewigen Stadt und ihren Wechselfiebern.

Soll ich minder glücklich sein als ein römischer Bettler, soll ich nicht auf die Berge ziehen, nicht in der süßen Einsamkeit der Höhe endlich ausruhen? In Wahrheit lebe ich seit drei starken Monden wie ein gehetztes Wild, wie der Leporello des Don Juan: „Keine Ruh bei Tag und Nacht!" In dieser gänzlich fremden Welt, von Turin bis Neapel, die auf Schritt und Tritt Neues und Unerhörtes bietet, in diesem Wunderlande der Politik, der Sitte, der Landschaft und der Kunst, wo man von Mirakel zu Mirakel fliegt, vergeht endlich dem Rüstigsten der Athem, der ewig angestrengte Blick ermattet, die ewig thätigen Beine erschlaffen. Italien ist ein Olymp, aber dieser Olymp kostet die zwölf Arbeiten des Herkules.

Ich will also ein paar Tage ruhen, und dazu bietet sich eine köstliche, wahrhaft klassische Gelegenheit. In Rocca di Papa, hoch am Monte Cavo angekleckst, hat ein deutscher Freund zu Rom ein Haus erstanden, welches er eben aus dem Rohen heraushauen und für den Sommer wohnlich einrichten will. Er bietet uns, was er hat, große Zimmer mit Aussichten auf die halbe Welt, ein Bett für mich und ein Ställchen für das Reh. Die Küche ist leer und kalt, denn die Frauen sind nach Vicarello in's Schwefelbad; wir müssen des Morgens in's Kaffeehaus, des Mittags in die Trattoria, wie lauter Junggesellen, wie Bettler in der Villeggiatur. Aber der Freund verspricht mir guten Wein, frische Luft und völlige Ruhe.

Sein liebenswürdiger Sohn, ein Maler, wird uns begleiten. Also eine Einsamkeit zu Vieren! Die Götter selbst scheinen mir diesen Schluß meines römischen Aufenthalts bereitet zu haben.

Gestern Morgen um 6 Uhr ging's hinaus über die prachtvolle Höhe von Santa Maria Maggiore, durch die Allee, zur Porta Maggiore, dem riesigen Wasserkastel des schwachseligen Kaisers Claudius. Gleich vor dem Thore rechts steht die Eisenbahnstation nach Frascati und Albano, der Railway-Stumpf soll sich noch dieses Jahr bis nach Neapel verlängern. Dem Bahnhofe gegenüber erhebt sich das antike Denkmal des Eurysaces, eines reichen Bäckers; gemauerte Ofenröhren starren in Masse hervor, die Reliefs illustriren das edle Handwerk der Fornaji.

Wie unschuldig modern nehmen sich die Nothbauten eines Bahnhofs aus, inmitten all der mächtigen Reste einer vergangenen Welt! Auf das Kastel des Claudius hin zieht sich von fernher die Wasserleitung Acqua Claudia, gegenüber wandert die Aurelianische Stadtmauer, dazwischen bei Santa Croce ragen die Ruinen des Theatrum castrense. Diese Mauerwildnisse erst lehren uns, was der Mensch aus Stein und Mörtel zu schaffen vermag.

Schlag sieben setzt sich die Lokomotive in Bewegung. Mit Dampfesgewalt fahren wir in die unbeschreibliche Campagna di Roma hinein. Unbeschreiblich öde, unbeschreiblich schön! Die Campagna ist ein sanfthügeliges, begrastes, unendliches Nichts, ohne Häuser, ohne Bäume, ohne Menschen; ein Nichts, das sich von der See bis zu den Gebirgen um die Ewige Stadt herum ausdehnt. Aber dieses Nichts ist die Fülle der architektonischen Landschaft; denn die Lichtpunkte der Hügelwellen sind lauter antike

Ruinen, einsame Grabmäler, Aquäducte. Die Wasserleitungen, hier anhebend, dort absetzend, irren gleich grasenden Riesenthieren durch die Unendlichkeit der sanften Hügel dahin. Ja, von der Eisenbahn aus gesehen, gerathen sie wirklich in Bewegung und traben in großen Bogenlinien vom Gebirge her auf die Hauptwasserthore, Porta Maggiore und Porta Lorenzo hin.

Zu unserer Linken steigen die Albanerberge auf, Monte Cavo wölbt sich violett, die Vorsprünge reichen uns schier die Hand. Rechts laure ich der Via Appia auf, der monumentalen Gräberstraße, die ich bald an ihren pittoresken Trümmerlinien erkenne. Immer deutlicher tritt sie hervor, die lange luftige Todtenstadt, ihre Richtung nach der Tiefe, nach Albano zu, suchend.

Jetzt thut sich zu unserer Linken ein Dorf hervor — sollte das Frascati sein? Aber Frascati liegt ja auf dem Bergrücken. Tivoli kann es auch nicht sein, das klettert ja an den Sabinerbergen hinauf. Das Dorf wird größer und größer, weiter und weiter, sein Umfang wächst riesenmäßig an. Gerechte Götter, es ist Rom mit der Peterskuppel! Wir beschreiben eine Curve, die sanften Hügelwellen der Campagna und diese durchsichtige Luft zerstören alle optische Angewöhnung. Es ist eine Fata Morgana, die mir Rom auf eine Entfernung von 4—5 Stunden zu Füßen legt! Die Campagna ist ein täuschendes Meer, auf dessen Luftschichten das Fernste sich spiegelt, als wäre es das Nächste. Die zarten Linien der Tiefen hinter den Wellenhügeln verschwinden oft gänzlich, und der rasche Blick überschlägt die verdeckten Räume.

Wir sind zu Frascati. Ein anmuthiger Weg führt uns an einem Wäldchen vorbei zur Höhe des Ortes. Die

Nachtigallen schlagen aus den morgendlichen Bäumen um die Wette; sie blasen Tusch, als wir vorbeieilen. Die römischen Nachtigallen sind ganz anders als die deutschen, fröhlicher, frischer, nicht liebesehnend ahnungsvoll. Sie gehören zu der majestätischen Landschaft da drunten, wie die Freskenvögel zur Halle der Titusbäder. Wer von der romantischen Nachtigallsucht curirt sein will, der spreche mit einem ächten Römer über diesen Vogel, und er wird hören: der Vogel singe zwar recht gut, schmecke aber noch besser! Nachtigallenbraten ist nämlich eine römische Delicatesse.

Frascati hieß vormals Tusculum, der erstere Name ist für die Touristen, der letztere für die Leser des Cicero. Heinrich VI., der Sohn des Rothbarts, gab Tusculum am Ende des 12. Jahrhunderts der Rache des Papstes preis, welcher die Stadt schleifen ließ. Was von den Tuskulanern der wüthenden Soldateska hatte entfliehen können, das kehrte allmälig zurück und baute sich Laubhütten aus Frasche, Zweigen; daher hieß der mittelalterliche Ort Frascati, Laubenheim. Und noch schlagen die frischen Zweige des Waldhügels dem Flüchtigen wohlthuend an's ausgedörrte Herz.

Antiquitäten sind keine zu sehen, man zeigt nur den Platz, wo das Grab des Lucullus gestanden, der uns wohl diesen Nachmittag etwas von seinen riesigen Mahlzeiten ablassen wird. Wir schreiten daher sogleich zu den classischen Villen von Frascati, die von der Berghöhe herab, bald höher, bald tiefer, Blicke in's römische Paradies gestatten. Gleich vor dem Thore steht Villa Conti oder Torlonia, — unter einer herrlichen Allee von immergrünen Eichen gelangt man vor den frischesten Wasserfall,

der jedoch sein Wasser selbst wieder aus der höher liegenden Villa Aldobrandini empfängt. Vorn an der Brüstung thut sich ein weltweites Panorama auf. Wie erscheint das Meer so nahe! Die Wellen spiegeln den Sonnenstrahl in die Luft zurück, in den leisen Morgennebel hinauf, der über der See webt. Und wie greifbar die Berge vor uns liegen, die bei Civita Vecchia am Meeressaum, die von Viterbo, welche nach Toskana hinweisen; dann vereinzelt in der Ebene der Soracte, dessen Schnee weiland den epikuräischen Horaz in so großen Schrecken setzte; rechts die Sabinerfelsen von der Kette des Apennin mit der tiefbeschneiten Leonessa oder Löwin — am Fuße windet sich Tivoli durch Baumgrün hinauf, das alte Tibur; endlich folgen unsere Albanerberge, auf deren Vorsprung wir herrschen.

Zwischen hohem Mauerpaar, auf steilem Pfade, bringt uns der jugendliche Cicerone zur Villa Aldobrandini, wo die höhere Cascade, vom Monte Algido aus genährt, zu unsern Füßen herabstürzt. Der Tuskulaner überliefert uns dem geschwätzigsten und schnarrendsten Papagallo von Custode, den ich in Italien erlebte. Papagallo öffnet die Flügelthüren des Schlosses, bietet uns Sessel an — als ich die Augen aufschlug, empfand ich zum ersten Male in meinem Leben, was die Segnungen des Reichthums besagen wollen. Kein Königspalast Europa's hat mir je dieses Licht von Damaskus aufgesteckt. Aus der Mitte eines hohen eleganten Salons, dessen Wände mit Fresken bedeckt sind, schaut man gradaus durch's saftigste Grün, auf die weißniederschäumende Cascade. Aus dem geschmückten Besitz auf die kunstvoll gezähmte Natur!

Die Freske zur Linken ist ein Parnaß mit allen neun Musen in Lebensgröße; die zur Rechten stellt die

Schmiede des hämmernden Vulkan dar. Die Fresken sind nur von Vasari oder einem ähnlichen Decorateur; grade gut genug zum Ansehen, nicht bedeutend genug, den Blick von Park und Wasserfall abzuhalten. Papagallo hat jedoch des Entzückens noch mehr in Bereitschaft; er öffnet die Flügelfenster der hinteren Säle, führt uns auf kleine Balkone, gibt uns die Campagna preis, das fernnahe Meer, Rom und St. Peter und alle Berge weit umher. Und dann zeigt er uns Aquarellen des Gesehenen, Ansichten der Villa selbst, bald von diesem, bald von jenem Punkte aufgefaßt. In einem andern Saale wieder schwebt oben am Plafond eine zarte Freske des Domenichino: „Judith und Holofernes", und auf den Domenichino bin ich in Rom heißhungrig geworden, seit ich den Guercino erbarmungslos in mir abgethan habe. Zum Schlusse öffnet Papagallo die zierliche Kapelle im Hofe, wo er jedoch so laut schnarrt und mit der Stimme rasselt, daß wir entsetzt Reißaus nehmen.

Der junge Tuskulaner trabt wieder vor uns her, immer steil hinauf zur Villa Ruffinello — Mondragone und Falconieri sind unten liegen geblieben. Dort angelangt, erklärt er uns, diese Villa gehöre Vittorio Emanuele — Re d'Italia! fügte er deutlich melodisch hinzu.

Ich blieb stehen und sagte wie der Versucher in der Wüste: Re d'Italia, ma non di Roma, König von Italien, aber nicht von Rom. Dann fixirte ich den Burschen scharf.

— Non ancora, ma verrà, lautete die Antwort. „Er wird aber kommen."

Wieder hob der Versucher an: „dann müssen aber die Franzosen erst abziehen."

Jetzt endlich erfolgte die Confession: Ich habe lieber Napoleone als Vittorio Emanuele. Napoleon wird also als der Besitzer Roms betrachtet.

— Und warum das?

— Weil man unter Napoleone nicht Soldat zu werden braucht, wohl aber unter Vittorio Emanuele.

— Non hai corraggio, poltrone, du hast keinen Muth, Feigling!

Der junge Tuskulaner zog ein langes spöttisches Gesicht und grunzte soviel als: Sprechen Sie, was Sie wollen, wir wollen nicht Soldat werden.

Botanisirend schlendern wir durch niedriges Gebüsch, Lorbeerhecken und fremde Flora hinauf zur sog. Schola di Cicerone. Die Trümmer sind wieder pompös rings umher gesät. Wir betreten antikes Pflaster, auf einer Seite werden die aufrechten Einfassungssteine der Straße sichtbar. Es ist wohl ein Stück Via latina, die in die Albaner- oder Latinerberge ging. Jetzt folgen rasch die altrömischen Wunder: zwei Pilasterstümpfe führen in den Eingang, der im Theater mündete. Das Theater ist wohlerhalten, eins der besten, die wir noch haben; im zierlichen Halbrund schwingen sich die Sitze empor, Reste der Einfassungsmauer stehen abbröckelnd in der Runde.

Hinter dem Hochrande des Theaters ragen aus einer Vertiefung die kolossalen Pfeilerreste eines Wasserbehälters, der vom nahen Travertinfelsen aus rauschend gefüllt wurde. Die Nische im Berge mit der halbrunden Wölbung für den Wasserschwall ist noch zu sehen; vom Wasser selbst ist kein Tropfen mehr zu entdecken, eben so wenig von den Condotti, die es vordem zu den Thermen von Tuskulum hinabführten. Von diesem Vorsprunge blicken wir

in's Herz der Monti Albani: da klammert sich Rocca di Papa an's Steilgebirge, darüber thürmt sich der Monte Cavo, 3000 Fuß hoch.

In der Richtung des inneren Gebirges steigen wir hinab zur Villa des Cicero, deren einzelne Zimmer noch zu erkennen sind; das Netzwerk liegt noch sauber zu Tage. Wie schön dieser Ritter Cicero gewohnt hat! Hart am Abhange des Hügels schaut sich's herrlich in's Gebirge, herrlich auf Rom hinab. Ich will schwören, gehörte mir diese Villa, ich würde keine „Tuskulanischen Fragen" aufwerfen. Und doch, wer weiß, die Römer des letzten Jahrhunderts der Republik fingen bereits an sich zu langweilen, die griechische Skepsis hatte sie angesteckt; ihre massive Welt begann zu zittern und zu wackeln, und so entstanden die „Fünf Fragen eines Oströmers."

Nun zur Tiefe hinab, dann durch langen Wald hinauf; oben auf jähem Absatze winkt bereits stattlich das angekaufte Haus des Freundes, wo die göttliche polnische Wirthschaft geführt werden soll. Wir gelangen schweißtriefend durch den steilen Garten zu einer breiten Façade, aus deren Mitte massive Bogenansätze hervortreten. Der gewölbte Treppenaufgang im Innern ward bereits nach verständigem Plane umgewandelt. Links zu ebner Erde ist die Bildhauerwerkstatt, im ersten Stock sind Küche, Speisesaal und Malerateliers. Aus der Küche führt auf gleichem Plane eine Thür in den Blumen-, Obst- und Gemüsegarten. Frisches Gebirgswasser rauscht aus der Mauer in ein Steinbecken. Ein großer Feigenbaum mit reifenden Früchten steht in der Mitte des Gartens. Dann führt man mich in's zweite Stockwerk, in einen Saal mit geöffnetem Flügelfenster: da lag die

Welt vor mir! Sanft bewaldet geht der Bergabhang bis zur Tiefe, aus der sich gegenüber der Höhenzug von Tusculum erhebt; darüber hinaus und links daran vorbei dehnt sich die ganze Campagna di Roma, die Ewige Stadt mitten darin; ganz links entdecke ich Grotta ferrata, mit klobigstem Gemäuer des Mittelalters, und ein Bruchstück des lustigen Marino. — Hier darf ich weilen, schauen, ruhen, schreiben; hier steht der einzige Sessel der improvisirten Wohnung, den mir Carluccio, der junge Maler, mit sarkastischer Gutmüthigkeit anweist. An diesen Salon stößt mein Schlafzimmer, wo ich von des Tages Ruhe des Nachts wieder ausruhen werde. Jetzt beneide ich weder Krösus noch Herrn von Rothschild; jetzt begreife ich, weßhalb der deutsche Künstler in Rom sein Vaterland vergißt und nöthigenfalls verräth.

Wir wollen Kaffee trinken, und müssen zu dem Ende in's Dorf hinein. Durch den Garten und den gepflasterten Vorhof gelangen wir, soll ich sagen, an eine Treppe? Nein, denn die Stufen sind zerfallen. Soll ich sagen, an eine Straße? Nein, denn man muß klettern. Der Freund erörtert mir mit sichtbarem Behagen, er habe es schon so weit im Dorfe gebracht, daß ihm die Gemeinde diesen „Weg" pflastern wolle. Was es mit dem „Weg" und dem „Pflaster" auf sich hatte, erfuhr ich fünfzig Schritte weiter, als wir an einen „gepflasterten Weg" kamen. Eine breite Treppe mit scharfen Stufenaufsätzen führte uns nämlich zwischen steilabfallenden steinernen Häusern, um eine jähe Ecke herum, auf einen kleinen Brunnenplatz, oberhalb dessen sich die Kirche wie ein zweiter Gebirgsaufsatz erhob. Und so sind sämmtliche „Straßen" von Rocca di Papa, lauter Treppen; von jeder

folgenden Häuserreihe blickt man auf die Dächer der vorhergehenden hinab. Kein Wagen bringt bis über die Wohnung des Freundes hinauf; Esel, Maulesel und Gebirgsgäule erklettern schwerbelastet die Höhe des Ortes; nur die Kärrner, welche das Eis im Sommer vom „Lager des Hannibal" in die Tiefe der Campagna schaffen, bringen das schier Unmögliche fertig, Räder über diese Bergtreppen rollen, rutschen und fallen zu lassen. Rocca di Papa zählt etwa 3000 Seelen, hat also eine ziemliche Ausdehnung; und es ist in der That kein Spaß, in diesem verbauten, anarchischen Amphitheater hinaufzuklimmen oder bis zu unserer Behausung hinabzurutschen. Nie sah man solche Häuser. Nach den Elementen der Architektur aufgeführt, sind sie mit Schindeln gedeckt, und auf den Schindeln liegen schwere Steine, wahre Peperinblöcke, zur Festhaltung der Schindeln. Nun ist die Luft in Rocca fast immer bewegt, häufig sehr windig, nicht selten stürmisch. Dann regen sich die Schindeln, rebelliren wider die Felsenlast, und man könnte des Todes sein blos in dem Gedanken: wenn diese übereinander gestapelten Steinbrüche einmal mobil würden! So zerschmiß Jupiter weiland die Titanen — was sollte aus uns armen Menschenzwergen werden?

Aber der Bewohner von Rocca di Papa versichert ruhig: die Felsen fallen nicht, noch niemals ist einer gefallen! Dann können alle Mechaniker und Architekten der Welt hier die Gesetze der Schwerkraft studiren.

Wir klettern von der Kirche durch eine enge Treppengasse auf den Marktplatz, einen abermaligen Semiramiswinkel; dort steht unser „Kaffeehaus", und in dem Kaffeehaus ist ein Zimmerchen, welches durch ein ärmlichstes

Fensterlein eine neue reichste Aussicht gewährt, noch weiter und mächtiger als die aus meinem Salon. Elf Pfennige kostet die Tasse Kaffee, und man sieht für elftausend Thaler.

Jetzt wandern wir von der Mitte der Dorfhöhe, rechts auf ebenem buschigen Wege, zur Wallfahrtskirche Santa Maria del Tuffo, „Maria im Tuff", wie denn die Namen der Dinge in und um Rom lauter lakonische Naivitäten sind. Das Panorama der Campagna begleitet uns fortwährend zur Rechten, weitet sich immer herrlicher aus, und vor der Kirche angelangt, beherrschen wir Marino, Castel Gandolfo auf schneidendem Grate, den ganzen Albanersee mit seiner ruhigen Spiegelfluth, und alle die Waldabhänge dorthin im saftighellsten Laubschmuck. Jenseit Castel Gandolfo dehnt sich die Campagna bis zum Meere, ein dunkler Streifen bezeichnet die „feuchten Furchen", und wir sehen Schiffe darauf, und die Silberschlange der Tiber, die sich bei Ostia in's Meer wirft.

Das glaub' ich wohl, daß die Alten ihre Villen im Gebirge liebten, daß sie in seligem Behagen hier der Stadt und ihres Tumultes vergaßen: Horaz in Tibur, Lucullus in Frascati, Pompejus zu Albano, Cicero auf dem Bergrücken von Tusculum, grade vor meinem Fenster. Und sie wohnten oben drein unendlich besser als ich. Nur lebten sie, und ich lebe.

2. Juni.

Wie groß war gestern mein Erstaunen, als ich, das Haus und die begonnenen Ausbauten des Freundes näher musternd, einen Blick auf die Fenster der hintern Seite warf! Diese Fenster sind oben an der östlichen Wand in Medaillonform tief in die Mauer gelegt, und durch jedes Fenster erblickt man das steile Rocca di Papa wie eine labyrinthische alte Burg hoch über sich! Nur ein Künstler kann auf solch sinnige Dinge gerathen und mit geringem Aufwand solchen Zauberspuk anrichten. Ich komme mir jetzt vor wie zwischen Himmel und Erde hangend; gibt mir ein Blick zum Balconfenster hinaus ein gewisses erhabenes Triumphgefühl, so stürzt mich ein zweiter durch eins der beiden Medaillons wieder in die Tiefe hinab. Das heißt in der That: „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt."

Nur wenn ich mich in dem grünen schweren Sessel niederlasse, sehe ich den drohenden Häuserkegel nicht mehr und bilde mir nach der andern Seite hin etwas Tüchtiges ein. Göthe führte sein Tagebuch so hochmüthig von Castel Gandolfo aus weiter, verächtlich hinabblickend auf die liberale Politik und Fortschrittsphilosophie seines Freundes Herder; dort hinten seh' ich ihn auf der Zinne stehend, in die Tiefe des Albanersees hinabschauend, den Tasso an's Herz drückend, in einer gründlichen Stirnfalte alle Politik verfluchend. Aber ich blicke jetzt wieder vom Papstfelsen tief auf Castel Gandolfo und die ästhetische Indifferenz hinab. — Der Marcus Tullius Cicero gegenüber auf Tusculum verarbeitete etliche Brocken griechischer Philosophie, und quälte uns nachher weidlich damit von der Quinta bis zur Prima, von der Amicitia bis zu den Officiis.

Aber was sind wir Neueren für Bursche dagegen, die wir den Baco von Verulam, den Leibnitz, den Hegel und den Mill verdaut haben und Jeder selbst ein eigenes System auf die Beine brachten? — Da unten, ganz weit an der Tibermündung bei Ostia, wohnte der jüngere Plinius in seinem prachtvollen Landhause, dessen detaillirte Beschreibung uns der Besitzer hinterlassen hat, jener voltairische Gentleman des Alterthums, der seinen Luxus so comfortabel zu schildern wußte. Aber wie geringfügig erscheint uns des Plinius Historia naturalis, uns Zeitgenossen des „Kosmos", besonders wenn wir am Kraterrande des Vesuv herumgewandelt sind, während der Neffe seinen Onkel allein von Misenum nach Herculanum abfahren ließ, wo die glühende Asche des Ungeheuers grade niederregnete!

Am Nachmittage sind wir das ganze Dorf hinaufgeklettert und auf der reizenden Hochfläche umhergeschritten, welche das Campo d'Annibale heißt. Das Volk heftet allenthalben die merkwürdigen großen Dinge an wenige Eigennamen; die Gelehrten kommen dann dahinter her, dem homerischen Volke seine Bezeichnungen streitig zu machen. Hannibal, der das große Rom in so großen Schrecken versetzte, soll nach des Volkes Ansicht dort oben am Monte Cavo sein „Lager vor Rom" aufgeschlagen haben; nach den Gelehrten wäre es ganz anderswo gewesen. Aber „lasset Gelehrte sich zanken und streiten"; ob Hannibal oder ein Anderer, es war jedenfalls ein Stratege, der sich hier verschanzte, in reiner Luft campirte, und von hier aus mit seinen gesunden Heeresbanden jeden Augenblick in die Tiefe hinabbrechen konnte.

Man denke sich eine sanft abfallende Mulde, zwei

gute Stunden im Umfange, rings von Höhen umschlossen, im Rücken an den Wald gränzend, der den ganzen Monte Cavo noch jetzt bekleidet, die schmale Oeffnung unmittelbar über grausigem Abgrunde. In der Mitte dieser länglichen bequemen Schüssel erhebt sich ein runder Hügel, der wie eine Sehwarte da liegt und alle Theile der Mulde zu überblicken gestattet. Auf diesem Hügel stelle man sich dann das Zelt des Hannibal, sein Hauptquartier vor; rings umher die Zelte der Veteranen aus Afrika und Spanien, mit denen er durch die Pyrenäen und über den Mont Cenis geklettert war; am Waldesrande jene wenigen Elephanten grasend, die von den Alpen herab nicht Rüssel und Hals gebrochen hatten. Und dann lege man das Ohr an die Erde, ob man sie da drunten in Rom nicht stöhnen hört: Hannibal ante portas! Der Karthager steht vor den Thoren!

Zwischen dem Waldessaume und dem Abfall in's Thal erhebt sich eine Felsenmasse, an welcher hin und wieder noch Spuren von Löschkalk sichtbar sind, der auf stark zerbröckelten Mauerresten liegt. Dort oben thronte weiland eine Feste des Mittelalters, deren Fundamente der natürliche Fels bildete. Wir erklimmen auf Stufen im Peperin die Höhe und tauchen mit dem Blick sofort in's Meer, welches doch seine zehn Stunden entfernt liegt. Um uns her duften ganze Beete von Thymian. Hier stehen wir auf der Spitze des Dorfes, das so seltsame Bilder durch die Medaillonfenster wirft; grade senkrecht unter uns hocken die letzten Häuser von Rocca di Papa.

Nun suchen wir den kühlen Wald um die höchste Bergkuppe auf; dort finden wir Schatten und sonst noch etwas, das ich für den Augenblick nicht verrathen will.

Den Monte Cavo besteigen wir diesmal noch nicht, weil der Himmel sich etwas verdüstert hat und wir fürchten, von dem kostbaren Rundkranze auch nur Eine Perle zu verlieren. Wir ziehen vielmehr an der „Festung“ vorbei, um das Felsennest einmal vom letzten bis zum ersten Hause zu durchmessen. Himmel, welch ein Wagniß! wie diese Unterthanen Sr. Heiligkeit horsten! Welche Straßen, welche Zugänge zu der Menschen Wohnungen! Eine gute Weile rollt man im Sande von der Höhe herab, halb wie vom Aschenkegel des Vesuv; dann kommt man an Abgründe, auf deren Rande Häuser ragen, links hinab, rechts hinauf; hierauf folgen die halsbrecherischen Treppen, die sich um scharfe Winkel herum winden. Wie besuchen sich diese Leute nur, wie kommen sie Abends zusammen, wie klettern die Gäste wieder nach Hause? Carluccio behauptet: mit der Laterne! Ich glaube das nicht, ich glaube, sie steigen mit den Hühnern auf die Leiter; denn Morgens um 4 Uhr kann man im „Kaffeehause“ schon frühstücken; sie müssen also wohl um drei Uhr von der Stange herabfliegen.

Auf dem Marktplatz orientire ich mich wieder. Hier beantrage ich, in ein Weinhaus zu gehen. Lächelnd willfährt man meiner Bitte. Wir kriechen durch ein rundes Viehthor in einen Holzschuppen: im Vordergrunde zwei Tische, wie sie keine älteste Dorfschule bei uns aufzuweisen hat, jeder mit zwei Bänken, auf denen man „zur Strafe“ sitzen muß. Im Hintergrunde etliche Fässer, die im Zapf sind. Leeren sich diese Fässer, so wird das Viehthor geschlossen, der Mann hat nichts mehr zu verkaufen, seine Lese ist ausgetrunken. Daher gibt es so viele Wirthshäuser in Rocca di Papa, und daher muß man oft so lange suchen, bis man ein offenes findet.

Als wir sitzen, treten zwei Bewohner von Rocca ein, der Prior oder Schultheiß und ein Holzhändler. Der Freund redet den Einen wie den Andern mit Signor Carlo an, und wird ebenfalls von ihnen Signor Carlo genannt. Hier zu Lande hat Niemand mehr als seinen Vornamen, der Zuname ist Luxus. Ich werde nicht minder als Signor Carlo vorgestellt, und Carluccio ist der Einzige, der sich durch seine Diminutivendung auszeichnet. Fünf Karle sitzen „zur Strafe" auf der Bank im Holzschuppen zu Rocca di Papa, und trinken röthlichen Rebensaft, der eine frappante Aehnlichkeit mit gewissen Moselsorten in der Gegend von Cochem hat. Ein ander Mal ward ich lebhaft an rothe Saarweine erinnert.

Im befriedigenden Gefühle gestillten Durstes steigen wir zum Nachtmahle nach Hause hinab; denn das Reh wollte die tolle Junggesellenzucht in ihrer ganzen Ausdehnung nicht länger dulden. Es hat die Küche revolutionirt, Töpfe, Gläser, Ein Messer und Tassen sammt Einem Löffel aufgefunden; Abends macht es Eierkuchen und Salat, Thee und Butterbrod. Morgens kocht es uns Kaffee, zu dem wir die Ingredienzien höchst umständlich die Straßentreppen herabholen. Carluccio bläst das Feuer an, Reginella thut allerhand kleine Handreichungen, sie ist provisorisch zur Magd ernannt. Reginella ist eine 8 bis 9jährige Roccanerin von hübschem Ausdruck und steifer Gefälligkeit; denn der Bauer ist überall derselbe, man kann eine Flasche Wein trinken, ehe er ein Stück Holz auf den Herd gelegt hat.

Nach der Cena war davon die Rede, die päpstliche Regierung beabsichtige, einen Theil ihrer Schweizertruppen für diesen Sommer auf's Campo d'Annibale zu legen. Der Freund

wollte aus gewissen Anzeichen schließen, man sei wohl von dem Plane zurückgekommen. Das wäre ein Glück, viel tausend Rosenkränze werth. Einmal könnte es den Truppen des „Königs von Italien“ bitterbös ergehen, wenn diese Reisläufer plötzlich zu Hannibals würden, — die mordeten ja die halbe italienische Armee! Sodann aber wäre Rocca di Papa für ewig demoralisirt und ruinirt, wenn die Schaar der uniformirten Tagediebe über das Dorf herstürzte. Von allen Truppen der Welt sind die Geworbenen, sog. Freiwilligen, die schlimmsten; jede Compagnie ist Wallensteins Lager im Clavierauszuge. Bewahre der Himmel die Roccaner vor solchem Gelderwerb, vor solcher „Nahrung“, wie das Volk sagt. Bleibt lieber steif, dreidrähtig, plump, grob, viereckig, maulfaul, als daß Ihr Euch und Eure Töchter in dieser Schule „civilisiren“ laßt! Der Papst sollte dafür beten lassen, daß seine Truppen nicht nach Rocca di Papa kommen! Sonst wird dieses bald zur Rocca di Diavolo.

---

3. Juni.

Welch eine Lust, wenn ich des Morgens mein Flügelfenster öffne und das Panorama hereinlasse! Ich blicke nach Tusculum hinüber, um zu sehen, ob mein philosophischer Nachbar schon aufgestanden ist. Ja, da regt er sich, der Unsterbliche, der noch keinen Augenblick aufgehört hat in der Menschheit zu existiren und die gescheidten Leute zu langweilen. Er tritt auf die Plattform seiner Villa am Abhange des Hügels, eine Rolle in der Hand haltend; er badet sich die schwüle Luft des Cubiculum von der Stirn.

— Guten Morgen, Marcus Tullius!

Er hört nicht, er scheint in Gedanken versunken.

— Guten Morgen, Consul!

Er schaut nach Rom hinab, das zu seinen Füßen liegt.

— Heda, guten Morgen, Vater des Vaterlandes!

Er wendet sich, sein Antlitz strahlt wie eine Sonne: Guten Morgen, guten Morgen!

— Schon fleißig, schon die Rolle zur Hand?

— Der wahre Landmann sät Bäume, die dem kommenden Jahrhunderte nützen.

— Was schaffst Du dem Vaterlande und der Menschheit?

— „Die Geschichte meiner Zeit."

— Geschichte, hast Du je Geschichte geschrieben, bist Du nicht selbst Geschichte? Standest Du nicht am Steuer Deiner Zeit, das Ruder über die Fluth der Menschen und Dinge wegschwingend?

— So dachte ich, aber die Menschen folgten mir nicht, die Menschen verfielen in Irrsinn, empörten sich wie wilde Wellen, zerbrachen mein väterliches Ruder und warfen mein Schiff auf die englische Küste.

— Warst Du je in Britannien? Davon wissen unsere Philologen nichts. Wie kamst Du dahin, in welcher Eigenschaft?

— Ich hatte den Galliern die „beste Republik" bereitet, ihnen die Dosis der Freiheit mit Apothekergewicht zugewogen, und sagte ihnen jeden Morgen, daß sie auch nicht einen Gran mehr vertragen könnten. Wenn sie's nicht glauben wollten, zeigte ich auf den festen Kerker unter'm Capitol und drohte mit den Legionen. Aber in ihrer unverständigen Wuth zerbrachen sie in drei Tagen Kerker und Legionen.

— Wer führte sie an? Du warst Proconsul in Gallien? Aber unsere Philologen wissen rein gar nichts.

— Nicht Proconsul, sondern Consul war ich unter dem Pontifex Ludovicus Philippus, der die Staatshühner befrug und die goldenen Eier hütete. Die Gracchen führten den Tumult an, und Catilina strich die Republik als Beute ein.

Verschiedene Mühlräder gingen mir im Kopf herum.

— Me Hercle! rief ich ungeduldig, bist Du denn nicht Marcus Tullius von Tusculum?

— Nicht mehr so ganz, früher hieß ich Marcus Tullius Cicero, anjetzo heiße ich Marcus Tullius Guizot, der Zeit und den Umständen gemäß. Liberal war ich durch die Jahrtausende, conservativ von Ewigkeit her; die Verbindung beider Elemente ist stets die große Kunst des Staatsmannes gewesen. Im Alterthum stützte ich mich auf die Equites, auf die Zollpächter; im 19. Jahrhundert auf die Bourgeois, auf den Geldadel. Meine Politik heißt die „Doctrin", sie ward erfunden, als sich der erste Schlaukopf zwischen zwei Stühle setzte. Laß mich jetzt, vale!

— Du willst schreiben?

— Ich sagte Dir schon, daß ich an der „Geschichte meiner Zeit" arbeite.

— Es ist wahr. Weßhalb nennst Du das Buch nicht einfach: „Meine Geschichte."

— Aus Bescheidenheit, und damit die Menschen glauben, sie lesen wirklich die Beschreibung einer Staatenwelt.

— Schade! „Meine Geschichte" wäre vollendet bezeichnend, gleichsam als ob die Geschichte Dir gehörte, als ob Du sie jetzt noch in der Erzählung tanzen ließest, wie

weiland in der Wirklichkeit, unter dem Pontifex Ludovicus Philippus mit den goldenen Eiern.

— Laß mich, Unbescheidener! schon höre ich aus Deinem Munde die moderne Skepsis, welche den Bestand aller Staaten zernagt. Welcher Consul kann die Republik regieren, wenn solche Verstandessäure jedes Decret anfrißt?

— Marcus Tullius, weißt Du, welches Motto auf der „Geschichte meiner Zeit" stehen sollte?

— Brich ab, Unverschämter, schone mein klassisches Unglück, daß ich nur noch als Geduldeter im Staate mitlebe, während Catilina den Marius und den Sulla zu gleicher Zeit spielt!

— Auf Deinem Buche sollte stehen: Gloria mihi in extremis! „Verehret noch in seinem Pech den Olympier!"

Zornschnaubend verschwand der Vater des Vaterlandes von der Plattform seiner Villa; wahrscheinlich zog er sich in seine Bibliothek zurück, tief erbost, daß die Feinde des Catilina zugleich über den Cicero lachen. Es ist das Unglück seines Lebens, daß er diese Doppelkritik nicht begreift, und grade deßhalb heißt er Marcus Tullius Cicero-Guizot von Tusculum-Val-le Richer, Consul-Minister, Advocat-Professor, Doctrinär in saecula saeculorum.

Am Abend sind wir auf deutsch vergnügt gewesen. Der Deutsche läßt nicht von seiner Art, und das Göthe'sche Zauberlied von der Mignon sollte man also travestiren:

„Kennst Du das Land, wo weiß der Nektar blinket,
Asperula aus kühlem Haine winket,
Der Zucker sanft im Wasser erst zergeht,
Orangenduft aus der Terrine weht:
Kennst Du es wohl, dahin, dahin,
Laß uns, mein Herz, zur Maitrankbowle ziehn!"

Ja, ich will jetzt das Geheimniß von gestern verrathen; am obersten Kegel des Monte Cavo, unter Kastaniengebüsch, neben prächtigen Geranien, haben wir Waldmeister gepflückt, ihn in kühler Grotte verwahrt und gestern Abend dem Bacchus geopfert. Das Reh hatte Kirschenkuchen gebacken, Reginella Pferdekäs dazu gekauft. Der Käse heißt wirklich formaggio di cavallo, wenigstens hört man ihn stets nur so nennen. Fragt Jemand, ob er wirklich aus Stutenmilch bereitet sei, so heißt die Antwort: Bewahre, es ist Büffelkäs aus der Campagna. Das läßt sich eher hören, denn dieser Käs ist gerade so massiv, zäh und naturfrisch wie die gewaltigen schwarzbraunen Bestien, die in der Campagna schaarenweise weiden, und die man am herrlichsten in den Pontinischen Sümpfen sieht, wo sie das verwegene Maul und die verderbensprühenden Augen aus dem hohen Schilf herausstrecken. Aber warum heißt der Käse dann nicht formaggio di bufolo, was hat das Pferd hier zu thun? Ein gelehrter Conjecturalphiloloqe behauptete in meiner Gegenwart, es heiße eigentlich a cavallo. A cavallo nenne man im römischen Gebiete Alles, was von zwei Seiten herunterfällt, was querüber aufgehängt ist. Die Wäsche hängt z. B. a cavallo auf dem Seil. Im Deutschen sage man ja auch „rittlings“, der Franzose finde, daß Einer à cheval sur une idée sei, daß er „sein Steckenpferd reite“. Der Büffelkäse in eigener gewisser Form sei also „rittlings“ getrocknet, es sei kein „Pferdekäse“, sondern „Käse zu Pferde“. — Als wir diesen philologischen Käse hinabgewürgt hatten, erklärte ein Praktikus, der Käse werde auf dem Meierhof Cavallo bereitet .... O Gelehrsamkeit!

Aber ausgezeichnet war der „reitende Käse“, ausge-

zeichnet der Kirschenkuchen, nur daß die Butter ranzig schmeckte; ausgezeichnet der Maitrank, denn er war nach dem Moselrecept bereitet, und ich hatte erst voriges Jahr Lehre gestanden in der Apotheke von Trier, wo die ältesten sachkundigen Pharmaceuten wohnen. Carluccio holte seine Zither, legte sie auf den Tisch, lockte deutsche Weisen daraus hervor, und wir lauschen und wir trinken.

Endlich sticht uns die Tarantel, und in der „Einsamkeit zu Vieren" spielen wir — Lotto, deutsches, gemüthliches Lotto, mit Glasquadrätchen, Ausrufen, Quinternen, dreifachen Quinternen, und ich gewann — ich Pechvogel in der Lotterie des Lebens — fünf Bajocchi nach päpstlicher Währung, zu deutsch schier ein „Kassemännchen"!

Als ich vor Schlafengehen mein Flügelfenster schloß, lachte ich so laut nach Tusculum hinüber, daß Marcus Tullius ein doctrinäres Gegrunz hören ließ und sich tosend von der liberalen Seite auf die conservative herumwarf. Wie dieser Narciß den Satyr auf Rocca di Papa verwünschen mag!

---

4. Juni.

Gestern war der Tag der Schadenfreude. Als ich an Tusculum vorbei auf die Campagna blicke, liegt der graugelbe Dunst in dichten unbeweglichen Schichten auf der Ewigen Stadt. Diese Schwefelatmosphäre, in der kein organisches Wesen den Kopf in die Höhe halten, in der man kaum athmen kann; diese Stickdunsthülle, welche aus der weiten Fläche zwischen Meer und Gebirge eine einzige Hundsgrotte macht; diese Backofenluft, die in alle Häuser und Zimmer dringt und dem Menschen das Leben

selbst verleidet — das ist der Scirocco. Und über mir ist der Himmel tiefblau, und die Nachtigallen schlagen unter mir in die Wette.

Zweimal in meinem Leben hatte ich das meteorologische Glück, über dem Gewitter zu stehen. Quer über die hohe Bergeshalde einherschreitend, sah ich das Wetter unter mir sich aufthürmen, Blitze zucken, die gleich Delphinen aus dem Ocean den Kopf in's blaue Luftmeer emporstreckten, und dann ihren Weg in die Unterwelt nahmen. Prächtig rollte der Donner nach, wie wenn Jupiter im Staatswagen, von allen Lakaien des Olymp begleitet, vom Ida herabgerollt wäre. So sah ich gestern das Unheil des Scirocco über Rom brüten, fast den ganzen Tag; bei Tusculum brach sich die Pest und wir, wir athmeten himmlische Luft aus erster Hand. Wie gönnte ich so Manchem in Rom diesen graugelben Sonntag, und wie benedeite ich mein Loos, die schützenden Kniee des Monte Cavo zu umfassen, des „Berges von Alba", wie die Alten sagten.

Laßt uns ganz hinaufsteigen! rief ich. Droben sind noch die Ruinen des Jupitertempels von Latium, laßt uns Dankesopfer bringen! Durch den herrlichsten Wald, auf mäßig steigender Bahn, im steten Schatten des Haselbaumes und der Kastanie, gelangen wir zu einem Stück altrömischer Straße, der Via triumphalis, einer Abzweigung der Via Appia, jener stolzen Route, die den Marcus Tullius und den Guizot überdauert hat und noch 2000 Jahre lang die Doctrin aushalten wird. Noch ehe wir die Hochfläche erreichen, thut sich eine Aussicht auf: der Albanersee in seinem Prachtkessel zu unsern Füßen, Castel Gandolfo als Juwel am Rande des Ovals; gleich daneben der

Nemisee, kleiner, lieblicher, ein jüngerer Bruder des Albaners, mit freundlich grünem Felsrande. Ueber beide Seen hinaus dehnt sich die unendliche Campagna; trotz des Scirocco entdecken wir das Meer, Nettuno, das Badeörtchen an der Küste. Aber der Blick zieht sich vor dem Pestnebel zurück, das Nähere um so inniger umfassend: da liegt Ariccia mit seiner Bogenbrücke, die nach Albano führt; da kommt Genzano heraus, eben jenseit des Nemisees; das ist der Weg von Rom nach Neapel.

Nun hinauf zum Passionistenkloster, das sie an der Stelle des Jupitertempels erbaut haben; die antiken Mauersteine sind jetzt cyclopisch um den großen Klostergarten aufgethürmt. Wir blicken nach Westen, Norden und Nordosten, sehen die nördlichen Ausläufe des Albanergebirges, Rocca Priore am Felsen hinaufkletternd wie Rocca di Papa; weiterhin in der Campagna Montecelli, Monte Rotondo und hinten den Soracte; rechts die zackigen Sabinerberge mit ihren plötzlichen Abstürzen. Wir umwandeln den Klostergarten und haben wieder den Albanersee zu unsern Füßen, und ahnen Porto d'Anzio, das antike Antium, hinten an der blauen Fluth.

Das ganze Albanergebirge ist vulkanisch, ein einziger Blick auf Formation und Gestein genügt zu dieser Erkenntniß. Der Albaner- und der Nemisee sind ausgebrannte, zusammengestürzte Krater, so gut wie der Laacher See bei Andernach. Basaltklumpen liegen am Hannibalslager, die Höhen hinab rutscht man auf Rolltuff, auf dem es sich ungefähr geht wie auf Erbsen. Die Bergwände bestehen meist aus gefestetem Tuff von bräunlicher Farbe und stark porösem Charakter, mit eingesprengten Schwefelflecken. Der feste Mauerstein dieses Gebirges, Peperin

genannt, ist entschieden plutonischer Natur. Darf man aus der Entfernung von 8—10 Stunden ein Urtheil wagen, so verräth schon die äußere Bildung des Sabinergebirges die schroffe, abrupte Natur des Kalkgesteins und zwar speziell des Jurakalkes, der im Apennin dominirt. Danach wären die Monti Sabini Seitenverwandte des großen, eigentlichen Gebirgszuges, der die dorsa spinalis der Halbinsel bildet, und den ich „Von Genua nach Pisa" näher beschrieben habe.

Mit Sonnenuntergang kehrten wir heim, die glutrothe Sonne stand westlich im Henkermantel des Scirocco eingeschlagen. So muß das Gestirn des Tages ausgesehen haben, als die Welt um den Golf von Neapel herum unterging, und als der große ältere Plinius sich in seine Toga hüllte, um wie ein Römer zu sterben.

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

---

5. Juni.

Wir wurden bestraft für unsere Schadenfreude. Hatten die Römer Scirocco, so hatten wir Nebel und Regen. Von der Campagna sah man seit zehn Uhr des Morgens nichts, Mittags gar nichts; denn die kleinen Nebelzellen platzten und nasser Schauer fiel in die verdüsterte Landschaft. Gegen drei Uhr Nachmittags zogen die wilden Streifen wie Horden von Raubvögeln auf mein Flügelfenster zu, und da ich aus Respect vor dieser majestätischen Natur die Thore nicht schloß, so logirten sie sich in meinem Salon ein. Es ist dies keine Redensart, ich wohne hier oben der Wolkenbildung bei, auch die Nebel sind hier plastisch.

Gegen sechs Uhr wurde es uns zu eng im Schloß, und mit Regenmänteln und Plaids bewaffnet, zogen wir zum Albanersee hinab. Die Büsche waren so feucht frisch, die Blumen dufteten so mächtig, ganze Hecken voll wilder Rosen, schneeweiße Hollunderbäume; die Vögel sangen wie nach der Pause im Concert — und wir gelangten bald zum Kloster Palazzuola, auf der Eispitze des Sees gelegen. Zehn Franziskanermönche hausen hier in ungeheuern Räumlichkeiten, von der absoluten Stille umgeben.

„Hispan'sche Mönche, macht uns auf die Thür!"
Die Thüre ward uns aufgemacht und wir traten in die Forestiera ein. Forestiera heißt das Frembengebäude, dem eigentlichen Kloster gegenüber, ein riesiger Bau mit unendlichen verwahrlosten Sälen, in denen nur rohe Tische mit Holzstühlen stehen. Wir baten um Erfrischung und bekamen trockenes Brod, versteinerten Käse, nebst Wein, der vermuthlich im Jordan untergetaucht worden. Der unbekehrte wäre uns lieber gewesen, aber der „Bruder" lachte so entsagungsvoll, zuckte die Achseln so bacchusfremd, daß wir alle weltlichen Gedanken aufgaben. Wir öffneten die Fensterläden und da lag der See, der Spiegel der Einsamkeit; die Nebel führten einen lautlosen Kampf vom Waldufer zur Wasserfläche, von der Fläche zum Berge. Kein Ton, kein Schall, kein Zeichen des Lebens — doch, eine Amsel sang sich im Gebüsche selbst etwas vor. Hier hat im vorigen Jahre der deutsche Landschafter Schweinfurt gehaust, der mit den Mönchen aß und trank, und ihnen monatlich etwa 50 Francs vergütete.

Wir Männer durften dann das Kloster besichtigen, die Zellengänge mit alten Kreuzgewölben, die Küche, auf deren Herden Kohlenfeuer glühte — zwei Backöfen standen

darin; ein großes Becken, mit Salat gefüllt, deutete auf's Abendessen; ein Marmortisch dient zum Zerlegen des Fleisches — das Refectorium, endlich die Gärten. Der große Klostergarten ist überaus imposant mit seinen hohen Buchshecken, seinen Cypressenalleen, seinem Springbrunnen, besonders mit seinen schauerlichen tiefen und weiten Grotten, die von der Natur im härtesten Gestein ausgehöhlt sind. Es ist hier so recht vulkanischer Boden, wo „Plutonisch grimmig Feuer, Aeolischer Dünste Knallkraft ungeheuer, durchbrach des alten Bodens flache Kruste." Die Vegetation ist dabei so urkräftig, daß die wildfremden Leguminosen, so an den Klostermauern zu vielen Tausenden herausplatzen, meine Botanik in die größte Verwirrung bringen. — In dem kleinen länglichen Garten auf der andern Seite, der auch Frauen zugänglich ist, stehen ansehnliche Reste eines römischen Grabes: Backsteinobelisken mit runder Steinkugel, theils auf natürlicher Felsmauer errichtet, erheben sich an der glattschroffen Gebirgswand. Ein vornehmer Gewesener, wohl irgend ein Consul, mag hier ruhen; wenigstens glaube ich die Fasces zu sehen, das berühmte Bündel der Lictoren.

Wir kehren in der Abenddämmerung heim, und Carluccio seufzt tief auf unter der Floralast, die ich ihm aufgeladen habe. Der Sonnenuntergang verspricht besseres Wetter, die Abendröthe kommt zum Durchbruch, und die scheidende Sonne zeigt endlich ihr volles Herrschergesicht, dem fliehenden Wolkenpöbel zum Trotz.

Wir machen Salat, Eier, Thee; aber das Holz will nicht brennen. Der Freund bläst wie im Tagelohn, Carluccio pustet wie Aeolus. Als der fromme Junge endlich die Eier aus dem Kessel nimmt, zerbricht er eins und die

gelbe Sauce färbt das Wasser — unser Theewasser! Er muß noch einmal pusten und thut es mit einer Resignation, daß ich ihm im Stillen gelobe: Carluccio Dolci soll er in der Kunstgeschichte heißen, „das sanfte Karlchen."

Es ist zehn Uhr, als unser Nachtmahl eingenommen wird, und während der Freund den warmen Thee hinunterschmatzt, fährt er plötzlich auf: „Per Bacco, mein Bett ist noch nicht gemacht!" Es sorgt hier nämlich Jeder selbst für sein Bett, und wenn der Freund Morgens um 4 Uhr den Maurern geöffnet hat, so vergißt er in der Regel seine Lagerstätte aufzuschütteln.

Unsere Schuhe sind seit sechs Tagen nicht geputzt worden, es sei denn im feuchten Grase des Hannibalslagers; nicht weil wir zu träge wären oder das Handwerk nicht verständen, sondern weil wir kein Material haben, keine Bürsten. Alles das kommt erst mit den Frauen, die es, wenn sie Vicarello verlassen, aus Rom mitbringen sollen.

Wann werde ich wieder so leben? Secundum naturam vivere, sagte der alte Philister gegenüber in seiner Prachtvilla von Tusculum. Und so will ich denn diese Existenz als ein Göttergeschenk ausschlürfen bis auf den letzten Tropfen, und Buch darüber führen, als gälte es eine Decade des Macchiavelli.

---

6. Juni.

Wir haben Komödie gespielt, und zwar coram publico, ein ganzes Atellanenspiel. Indignatio fecit fabulam — aus Zorn wurden wir humoristisch.

Die Absicht war, gegen elf Uhr nach Monte Com=

potri zu gehen, vom Albanerberge aus die Sabinergebirge zu genießen, Carluccio, das Reh und ich. Gegen zehn Uhr umzieht sich der ganze Himmel, um elf regnet es; zum Ueberfluß war das Essen für uns drei abbestellt.

Wir tragen dem Freund auf, Schinken und dicke Bohnen für uns zu verordnen, ächt westphälisch und zugleich urrömisch; die Säue sind hier so zahlreich und gut wie auf der rothen Erde, man räuchert im Holzdampfe, und die dicken Bohnen werden sogar grün verspeist, wie in Berlin die sauren Gurken. Dann wollen wir uns wasserdicht anziehen, und daraus entsteht zuletzt eine vollständige Costümirung. Carluccio wendet seinen Malerrock um, das Futter heraus, die alte Paletten-Hose paßt wunderbar dazu; seinem desolaten Gartenhut gibt er einen pittoresken Schlag vor den Kopf, daß er ganz himmelschreiend sitzt. Er braucht kein Wort zu sagen, die ganze Figur wimmert von selbst: Per misericordia, un mezzo bajoccho! Una povera vedova con quattro fanciulli! Signorini, per misericordia! „Habt Erbarmen, einen halben Bajocco! Eine arme Wittwe mit vier ungezogenen Kindern! Ihr Herrchen, habt Erbarmen!"

Das Reh hat sich hoch aufgeschürzt wie eine inbrünstige Kirchgängerin, das weiße Tuch auf den Kopf gelegt, wie die Albanerinnen; wider den Regen hüllt es sich majestätisch bis zur Hüfte in den carrirten schottischen Plaid. In der Hand führt es, mehr zum Staat, einen alten leinenen grauen Regenschirm vom Großvater her, breit genug um eine ganze Familie auf dem Hannibalslager darunter campiren zu lassen.

Als zweiter Flügelmann komme dann ich: grauleinene Hosen, einen schwarzen Impermeable darauf, den ich in

jene Falten zu legen suche, mit denen so manche Schauspieler den Wilhelm Tell, den Wallenstein und den Karl Moor darstellen; ein verwegener und äußerst verwegen geknuffter Calabreserhut vollendet die Figur, von der Carluccio behauptet, er möchte ihr nicht allein im Walde begegnen.

Und also klettern wir die Treppengassen von Rocca di Papa hinauf, der verehrlichen Jugend des Ortes, die auf den äußern Treppen, unter vorgebautem Dach verweilt, recht zum Ergötzen. In der Trattoria treffen wir's zum Entzücken gut: der Freund, mit seinen Coteletten schon fertig, langweilt sich am einsamen Kopfe des Tisches, während das untere Ende von vier Mitgliedern der „großen Nation" besetzt ist. Ein junger Lieutenant in Uniform, zwei Herren in Civil und eine ältere Dame schnattern mehr als sie essen, und füllen nach gewohnter Manier den ganzen Weltraum aus. Erregte schon unser Eintreten die neugierigste Verwunderung der Vier, so wurden sie durch unsere Conversation schier versteinert. Während uns von ihrem Gespräch keine Silbe entging, verstanden sie natürlich von unserm Deutsch kein einziges französisches Wort, und von unserm Italienisch begriffen sie grade genug, um vollends nicht zu wissen, wo sie uns unterbringen sollten. Die drei Civilisten ließen von der Sprache Roms keinen Laut hören; der Lieutenant mußte den Dolmetscher machen; er ahnte sicherlich nicht, wie viel heitere Verlegenheit er uns damit bereitete. Wollte er beim Ragazzo einen „Löffel" bestellen, so forderte er einen „Kutscher"; gedachte er vom „Kochen" zu reden, so sprach er vom „Nähen"; meinte er „Eier", so begehrte er „Trauben", und so fort mit der bekannten philologischen Virtuosität unserer westlichen Gränznachbarn.

Die Herren „Befreier“ scheinen auch diesmal in Italien nichts gelernt zu haben; der dummste Kaffeejunge in Rom lernt eher Französisch, als ein Eleve der Polytechnischen Schule die Sprache des Capitols. Nur Eine Ausnahme muß ich ihrer Seltenheit wegen constatiren. Der bekannte Engländer, Herr Morris Moore, der den brillanten „Apollo“ des Rafael entdeckt hat, legt allen seinen Besuchern ein Album zum Einschreiben vor. Peter Cornelius schrieb hinein: „Es sei ein großes Glück, wenn dieses Bild nicht von Rafael wäre, weil alsdann die Welt zwei Rafaels zählte!“ Es ist nicht der Wortausdruck, aber der Sinn des alten Meisters. Darunter steht in deutscher Schrift: „Das meine ich auch. L. Delatre.“ Hr. Delatre ist Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes“, liest vollkommen deutsch, spricht es leidlich, und macht nebenbei italienische Sonette! Es ist Schade, daß dieser begabte Mensch dem unerschütterlichen Dolce far niente huldigt. Ein Franzose, der sich auf deutsch unter einen Deutschen schreibt, der zu der deutschen Ansicht nur Ja und Amen sagt, ist doch wahrlich eine weiße Amsel.

Nach Tische brach die Sonne glorreich durch die Nebel, und wir beschlossen, wenigstens nach Nemi an den See hinabzusteigen. Wir milderten unser Costüm ein Bischen und betraten die herrliche Waldbahn. In anderthalb Stunden lagen wir auf lieblich abfallender Wiese, hoch am Rande des Sees, dem Oertchen Nemi gerade gegenüber. Ein neues von der Natur fast allein gemaltes Medaillon für das gefüllte Museum meines Gedächtnisses! Durch hohes Gras brachen wir uns Bahn bis zu einer Ulmenallee, die nach Genzano führt. Schöner Brunnen

mit einer Säule, um die sich Weinranken und Trauben in trefflichem Relief herumwinden. Vier groteske Mäuler speien das kühle Gebirgswasser auf den Markt des alten Cynthianum. Eine Anhöhe trägt die Kirche und den Palast Cesarini, der hart am Rande des Sees steht. — Weiter geht's, wieder durch eine doppelte Ulmenreihe nach Ariccia zu. Wir biegen links in eine Villa ein und erobern noch eine jener unsäglichen römischen Landschaften, deren höchster Reiz wohl in der Abwesenheit der verderblichen Vogelperspective liegt. Von gelinder Höhe beherrscht man ein unendliches Panorama, das nirgends abrupte Linien, nirgends Plötzlichkeiten darbietet; alles ist rundlich, alles ist Welle, alles weitgezogen.

Da liegt Genzano, gebieterisch steil, dort Nemi, jenseit des Sees auf Schildwache; da hinaus geht's in Einem Blicke bis nach Capo Circello bei Terracina; links die Volskerberge, violett im Nebel; vor uns Civita Lavigna, das antike Lanuvium, eine Bundesstadt der Lateiner; rechtshin das Meer, so eben von der Sonne auflackirt, mit sichtbaren Schiffen; hinter uns Ariccia mit seinen hohen Brückenbogen über dem Abgrunde, Monte Savelli, der Kegel in der Ebene, endlich das Albanergebirge mit Monte Cavo, wo eine Wolkenschlacht geliefert wird.

Fröhlichen Muthes ziehen wir nach Ariccia, der Heimkehr gedenkend. Wir betrachten noch zuvor in aller Ruhe den Brunnen in der Tiefe, aus dem sich der Heil. Vater, wenn er den Sommer zu Castel Gandolfo verbringt, alltäglich einen Maulesel voll Wasser kommen läßt, ich trinke noch halb scherzend aus dem geweihten Borne — Niemand ahnte das Schicksal der drei Regen-

brüder. Um 22 Uhr und drei Viertel, auf Nordisch ein Viertel vor Sieben, passiren wir den Park Chigi auf unserem Wege in's Gebirge, als es stark zu tröpfeln beginnt. Wir lachen, bald nehmen wir jedoch unser Costum im Ernst, denn es regnet. Nur der Familienschirm war zu Hause geblieben, und fünf römische Miglien, durch Wald und Schlucht, über Stock und Stein, standen uns bevor. Bald regnete es nicht mehr, es goß, es platschte, die Wolken rissen; wir beflügeln den Schritt, Häuser gibt es keine. Wir erreichen den Rand des Albanersees, und müssen um den alten Krater herum, eine gute Stunde Wegs, blos bis Pallazuola.

Wohl dem, der im Unglück zu lachen weiß, denn er bezwingt das Schicksal. Ich schreite rauschend im Impermeable voraus, ich bedrohe sämmtliche Inglesi, die mir begegnen sollten, mit fürchterlichem Bocc' a terra! Carluccio hält eine italienische Lobrede auf eine Drossel, die durch das „grausam mörderische Ungewitter" hindurch ihren Schlag ertönen läßt. Die Albanerin trippelt wie ein scheues Wildpret rasch und rascher, und wir gelangen zum Kloster. Da an uns „Müllerburschen" gar „nichts mehr zu verderben" war, so lassen wir die „hispan'schen Mönche" diesmal in Ruhe und klettern auf der Felsenplatte empor. Es dunkelt, es platscht. „Durch des Waldes düstre Gründe, durch die Höhlen tief versteckt", traben drei Wanderer, „die Hände zum Zeus erhoben". Aber Zeus ist kein Xenios heute, er regnet vielmehr Xenien auf uns herab, er ist eitel Pluvius. Carluccio, der denn doch als Landesansässiger Unrath gewittert und zu Ariccia eine Fackel erstanden hatte, macht Feuer. O weh, die Fackel brennt nicht, Jupiter schleudert von der Höhe des Monte

Cavo ein neues Xenion auf uns herab, es ist eine wahre Pechfackel. Wir schreiten, wir klettern, wir triefen, auf entsetzlichem Wege, in stichdunkler Nacht, Keiner sagt mehr ein Wort. Endlich, endlich steht der erste Heuschuppen von Rocca di Papa vor uns. Bald klopfen wir an der kleinen Thüre vom Garten her. Chi è? ruft der Freund. Amici! Und wir sind unter Dach und Fach.

Thee, Eier, Brod, Pferdekäse, wie immer. Aber ich hatte am frühen Morgen den Vater des Vaterlandes gemacht, noch ehe das Atellanenspiel begann, und Alles zu einer Erdbeerenbowle bereit gestellt. Wie angenehm staunte Carluccio! Mit seinem treuen Dolci-Gesicht versichette er mir, solch fügsamen Besuch hätten sie in Rocca noch nicht gehabt; alle Andern würden ihn für die Wasserpartie von Ariccia her verantwortlich gemacht haben!

Als ich vor Schlafengehen meine Persiennes zumache, erschrecke ich vor einer Riesengestalt, die alle meine Bewegungen getreulich nachahmt. Es war mein Schatten auf dem — Nebel, auf den Wolken! So schlafen wir denn ruhig in den Wolken, sagte ich zu mir selbst; so denkt doch noch Eine Göttin meiner, die mich dem Unheil des Tages gnädig verhüllend entrückt!

---

7. Juni.

Eine herrliche Tour gemacht, um das Albanergebirge zu erschöpfen. Wir stiegen hinab nach Grotta Ferrata; dieser reizend gelegene Ort ist eigentlich nur ein einziges Castell des Mittelalters, aber sehr früh, vielleicht noch vor dem Jahre 1000 erbaut. In barockster Form zieht sich die Ringmauer neben einem jetzt ausgetrockneten Graben

herum, von vier Rundthürmen gebieterisch flankirt. Im Innern steht gleich zu Anfang die berühmte Abteikirche des heil. Nilus, an welche ganz vor Kurzem eine durchaus gothische Parochiale und Taufkirche angebaut worden. Auch hier wieder hat sich der merkwürdig großartige und merkwürdig fruchtbare Domenichino durch große Fresken verewigt. In der Sakristei wird sogar eine Vase verwahrt, welche der Unermüdliche bemalt hat. Eine prachtvolle goldgestickte Priesterstola von etwa 1400 wird uns gleichfalls zum Besten gegeben.

Wir umgehen die Ringmauer zur Hälfte, biegen in ein enges Thal ein, wo die Wasserröhren über unsere Köpfe wegrauschen, und steigen auf steilem Pfade wieder hinan: da ragt hinter uns Grotta Ferrata über den Hügelbuchtungen starktrotzig hervor. Wie viele Bilder sieht man, wie viele Claude Lorrains, Poussins und Caravaggios componirt man, und wie versteht man den Alten von Weimar, der aus Italien so mitleidig über die heimischen „Strohdächer" und die empfindsame Armseligkeit unserer Landschaften schrieb! Denn diese römische Landschaft ist stets eben so scharf als groß, sie hat lauter sculpturale Linien; sie gehört in Wahrheit zu dem imposanten Mauerwerk, welches ihre Staffage bildet. Auch die Natur ist hier das gerade Gegentheil von Romantisch und Sentimental; und nur diese Natur konnte die bestimmten, plastischen, antiken Menschen hervorbringen, denen anderswo der Athem vergangen wäre.

Jetzt gipfelt Marino auf dem Berggrate vor uns. Die Sonne brennt, als wollte sie Eier ausbrüten; aber die Atmosphäre ist so hoch, so luftvoll, daß der Schweiß gar nicht wehe thut. Der schönste Spaziergang unter der

Sonne ist der Weg von Marino nach Castel Gandolfo; man sinkt auf glattester Straße ein wenig hinab in den Wald, und wandelt dann sanft empor durch das frischeste Grün deutscher Eichen. Die Nachtigallen fragen und antworten sich in Molltönen; ich glaube kaum, daß man diese hier essen könnte, sie sind etwas zu schwermüthig. Der Weg ist so breit, das Laub so lustig, die Luft so milde, die Lichter schlagen so neckisch bunt durch's Gebüsch und fremde Blumen schauen uns so seltsam an! Kaum wird man aus diesem Paradiese vertrieben, so thut sich zur Linken der Albanersee in seinem classischen Oval hervor. Da glänzt aus der Felsentiefe herauf der zarte Smaragd, eingefaßt von antiken Mauerresten, vom „Lager des Prätorianus" und dem Rundtempel, den sie in „Santa Maria" umgetauft haben. Jenseits klettert wieder der „Papstfels" zum „Lager des Hannibal" auf Monte Cavo empor.

Castell Gandolfo gehört seit drei Jahrhunderten dem Papste, der im Sommer hier zu wohnen pflegt, um sich von den Benedictionen von Ostern bis Corpus domini zu erholen. Für dieses Jahr nimmt Se. Heiligkeit die Königin-Mutter von Neapel mit sich hierher, und dann erscheint jedenfalls Mutter Christine von Spanien zu Besuch; und das irdische Himmelreich ist ihrer, weil sie alle stark waren im Glauben, und der Lügenstimme der Freiheit ihr Ohr verstopften.

Unter hohem Hallendach immergrüner Eichen gelangen wir von Castel Gandolfo zum Kloster der Kapuziner, wo eine förmliche Warte oberhalb des Albanersees angelegt ist, die uns des Schauspiels ganze Fülle darbietet. Wir stehen am andern Ende des Eirundes, blicken an Castel Gandolfo entlang, auf Tusculum, Rocca di Papa, zum

Monte Cavo hinauf, eine Welt im zartesten Laube eingekleidet, und unten zieht die milde Luft sanfte Wallungen durch den grünen Seespiegel. Kein Nachen, kein Fischer, kein Vogel rührt sich in der ungeheuern antiken Vase, 140 Fuß tief gerandet; nur unser Entzücken fliegt auf Geniusflügeln darüber weg.

Ein felsiger Weg bringt uns rasch nach Albano. Es ist ein großes, halbstädtisches, theueres Nest, wo ein Hotel de Russie steht und eine lange Gasse der Corso heißt. Die französischen Soldaten auf der Wache knurrten mir etwas vor: Les vivres sont chers, die Lebensmittel sind theuer. Doch wurden wir leidlich gespeist mit Cappellini (Nudelsuppe), Manzo (gekochtes Rindfleisch) und Frittura (gebackene Artischocken mit Leberschnitten), getränkt dazu mit halbrothem Albanerwein.

Rom, 8. Juni.

Wir sind wieder hier. Gestern Abend zogen wir in die Ewige Stadt ein, gleichsam als hätten wir dreißig Jahrhunderte hier gewohnt, als seien alle andern Städte der Erde nur Karavansereien, Etapen, zum Weitermarsch nach dem Reiche der Heimath.

Gegen Mittag verließen wir den Papstfelsen, Carluccio vorauf; er begibt sich nach Vicarello, von wo ihm seine Schwester geschrieben hat: Sbrigati, perche io mi muojo troppo! Welche Sprache, welche Majestät des Gefühls! nur Spanisch geht noch darüber. Wörtlich übersetzt wird ein Knüppeldamm daraus: „Mach Dich frei von sorgenvollen Hindernissen, denn ich sterbe allzusehr ab!“ Besser: „Fliege her, denn ich sterbe!“ — Und das

nach 14tägiger Trennung, mit der Gewißheit sich ohnedem in 14 Tagen wiederzusehen — zwischen Bruder und Schwester!

Wir schritten durch den Kastanienwald hinab, mitten im grünsten Gebüsch ragen die ehrwürdigen Bögen einer antiken Wasserleitung, noch so fest wie der Sinn der Römer, so regelrecht gebaut als wenn Archimedes selbst aus je zwei Steinen ein Problem gemacht hätte. Dann stehen wir am Fuße von Tusculum, und es gilt des Marcus Tullius Höhe zu erklimmen.

Die Sonne ist leise umwoben, die Luft drückend schwer. Verwundert schauen uns die grauen Stiere mit ihren ellenlangen Hörnern nach, die auf der Abdachung grasen. Hier und da ein antiker Mauerrest, leise umbuscht, oben eine Fontäne des klarsten Wassers.

Da liegt die Campagna, da die Sabinerberge, da unten Monte Porzio, das nächste Ruheziel der Wanderer. Als wir auf entsetzlich halsbrecherischem Pfade die Höhe von Tusculum verlassen, sehen wir links die Karthause, welche die Weltgeschichte im Rücken des Cicero aufgebaut hat. Hier waltet die strengste Regel. Jeder Mönch hat sein eigenes Häuslein, in dem er ganz allein wohnt; von Häuslein zu Häuslein ist aller Verkehr untersagt, die Anachoreten sind das liebe lange Jahr hindurch zum völligen Stillschweigen verurtheilt. Selbst in der Kirche, die wie eine Glucke die Einsiedler um sich versammelt, wird nicht gesprochen. Nur einmal im Jahre bricht man ein Luftloch in die Regel, dann halten die Karthäuser frohes Mahl, laden aus der profanen Welt alle ihre Freunde zusammen, bewirthen sie und sprechen für 364 Tage mit. Seltsam, wie der Mensch immer wieder der Natur gerecht

wird, nachdem er sie mit furchtbarem Eide in den Abgrund gebannt hat! Und wie wir denn so ziemlich Alles von den Alten gelernt haben, so gibt uns auch ihr Saturnalienfest diesen psychologischen Wink.

Von der Karthause steigen wir nach Monte Porzio hinab, das etwas höhere Monte Compotri rechts liegen lassend. Auf glattem Kegel, an der Gränze der Campagna, erhebt sich das Oertchen, gleich einer freundlichen Sehwarte. Von der schattigen Allee aus taucht der Blick in die Ebene von Rom, wie sie sich zwischen Sabiner- und Albanerbergen zuspitzt; der bauenden Hände Fleiß hat ihr hier einen ganz andern Charakter gegeben. Sie ist hier weniger klassisch als nützlich, minder malerisch als fruchtbringend; zu unsern Füßen prangen gar wohl gepflegte Weinberge, wie in den Ausweitungen des Moselthales.

Dort hinten erheben sich die schroffen Zacken und Wände der Sabiner, hoch vor allen der Monte Gennaro; da liegt Tivoli, weiß in Grün; dort streckt sich das schöne Palestrina, die Vaterstadt des Peter Ludwig, der die Kirchenmusik rettete, und dafür den Namen der ganzen Stadt davontrug. Rechts in der Weite erheben die Volskerzüge ihre umnebelten Häupter.

Der majestätische Monte Gennaro patronirt großmüthig die bescheidenen Berge der Campagna: Monticelli, Monte Rotondo; gerade aus hebt der Soracte sein Ohr in die Höhe. — Und da ragt auch Monte Compotri, die steile Häusersaat auf dem letzten Albanerkegel, und von dort scheint's ein Spaziergang zu sein nach Palestrina, und es sind doch fünf starke Wegstunden! Gerade vor uns — ich hatte es schier übersehen — erhebt sich Colonna auf kleinem Kegel in der Campagna, und darüber hinaus

liegen die Ruinen von Gabii — doch ich will aufhören, es gibt da kein Ende, — diese Landschaft enthält wieder die halbe Welt und ihre Geschichte.

Von Monte Porzio wandert das Kleeblatt nach Frascati, setzt sich noch einmal an die Cascaden der Villa Conti — „werden wir uns wiedersehen"? — speist zu Mittag und steigt in den letzten Eisenbahnzug nach Rom. Der „letzte" — die Wörter werden mir unter der Feder alle so melancholisch bedeutsam, so schicksalsvoll. Die Sonne sinkt wie eine feurige Kugel mit ungeheurem rothem Talar gerade hinter St. Peter in's Meer, sie hat sich in pontificalibus geworfen — zum Abschiede. „Abschied" — von Rom, von der Welt. Addio!

Morgen noch einen großen Sprung, einen Salto mortale — diese verwünschten Wörter sind alle so treffend mörderisch! — nach Tibur, zur Villa des Hadrian, zu Mäcenas, zu Horaz, zum Wasserfall — und dann . . . ich kann es noch nicht ausdenken, ich mag es gar nicht fassen. . . .

Ich weiß was ich thue, auch ich habe meine „Resignation": wenn mich der Vetturin verrätherisch langsam zum Thore der Ewigen Stadt hinausschleift . . . ich werde mein Liebstes auf dieser Welt an's Herz drücken, wenn das Größte auf dieser Welt meinen sterblichen Augen entschwindet. . . .

Ein Tag in Tibur.

9. Juni.

Meum Tibur! Darin liegt die ganze Süßigkeit der Horazischen Oden, und die ganze Verführung, die ein gaunernder Fuchs über talentvolle Singvögel ausübt. Aber ich möchte doch wohl wissen, ob Horaz jemals in einem solchen Nebel durch die Campagna gefahren ist, wie dies seinem mäßigen Verehrer widerfuhr.

An einem Sonntag Morgen um 5 Uhr fuhren wir aus; denn um bei der jetzigen Temperatur nicht zu verbrennen, muß man sich Erkältungsfieber zuziehen. Der Nebel floß förmlich um unsere Häupter, die Brillengläser troffen, unser Haar war wie durch's Wasser gezogen, der Plaid naßkalt wie vom Haarfrost.

Halbwegs Tivoli steht ein erbärmliches Wirthshaus, wir lassen fürbaß laufen. Eine Mühle, dann auf der Höhe links antikes Gemäuer, vermuthlich das Grabmal der Julia Stemma. Plötzlich ein Geruch von Aachen, aus den Schwefelbädern der Kaiserstadt. Richtig, links am Wege ist der Lago sulfureo oder Schwefelsee; von dorther kommt die schweflige Fluth. Ganz dicht an der Straße ist auch der Lago di Tartaro, der eine versteinernde Kraft ausübt. Es wird feuchter und kälter als je. Die

Natur ist doch eine grundgütige Mutter: erst schenkt sie uns Rheumatismen von der ersten Sorte, und dann Schwefelbäder. Und nun soll man keine Zwecke in der Natur suchen!

Diese Straße wenigstens ist Horaz gefahren; es ist die alte Tiburtina, die sich noch durch Streifen von antikem Pflaster verräth. Bei Ponte Lucano steht der Grabmalthurm des Plautius Lucanus, im Style der Cäcilia Metella bei Rom. Wir sind am Fuße des Berges, der Frostnebel läßt nach.

Rechts durch eine Gartenstraße mit schönen Hecken und Blumen biegen wir zur Villa des Hadrian ein. Ein gewöhnliches Gartenthor führt uns zum Custode, der uns durch die ungeheuren Ruinen geleiten soll. Wir beginnen mit dem Griechischen Theater: die Stufen sind mit Gras bewachsen, die Scene ist noch sichtbar, das Gewölbe an den Kammern der Schauspieler gleichfalls. An der hohen Mauer ist das Netzwerk noch vorhanden, der Portikus aber verschwunden. Linkshin gelangen wir zum Tempel der Sieben Weisen, deren Nischen jetzt leer stehen, da der Vatikan ihre Marmorbilder beherbergt. Der berühmte Faun aus Rosso antico im Vatikan ist auch von hier. Dann folgt das Wassertheater für Naumachieen, in welchem sich Inseln erheben. Die ganze Rundmauer steht noch.

Dahinter erhebt sich die Griechische Bibliothek mit deutlichen Anzeichen von Bädern im untern Raume. Wann und wo hätten die Alten nicht gebadet? — Sah nicht die bausüchtige Majestät von der Plattform ihrer Bibliothek der Naumachie zu? — Unweit von der Griechischen Bibliothek

stand die lateinische. Ein wildüberwucherter Bacchustempel liegt rechts im Gebüsche.

Der eigentliche Palast des Kaisers hatte offene Loggien nach dem Haupteingange zu. Ein ganz geschlossenes Mauergeviert wird uns als Thronsaal gezeigt. Der Corridor, der zum Speisesaale führt, hat eine Seitengalerie, welche wohl Museum war. Das Triclinium bot die Aussicht auf das sog. Thal Tempe, einen Ziergarten oder Park, von dem nichts mehr vorhanden ist als der Raum. Das Thal Tempe gränzt an's Waldgebirge.

Mit den Erklärungen der antiken Palastruinen sieht es bekanntlich sauer aus, und es lassen sich die heterogensten Zwecke aus den verworrenen Steinknäueln herauslesen. So halte ich den „Doppeltempel der Venus und Diana“ für eine Bade- und Waschanstalt; in dem hintern Raume, der achteckig ist, befinden sich Röhren genug in der Wand; der vordere Bau mit halber Kuppel hat eine Masse von Löchern in den Mauern, als ob man hier Douchen genommen hätte.

Zahlreiche Gemächer für Sclaven und Mitglieder der familia befinden sich auf dem Seitenflügel; unter ihnen ist noch der Raum des Ergastulum, des Sclavengefängnisses, zu sehen. An die Sclavenbehausung stoßen die langen dreigefachten Cento Camerelle, die Hundertkammern für die Leibgarde; die Eingänge zu diesen sind sehr eng. Jetzt folgt der Raum für einen zweiten Park, das Thal Canopus genannt, und endlich treten wir in's Lager der Prätorianer. Die Ringmauer ist unverwüstlich, der Thron Cäsars ist noch nicht umgestürzt. An's Lager schlossen sich die Wohnungen der Generalität. Alle Gewaltmittel, moralische wie physische, waren bestens besorgt. So hauste

der gebildete, feinfühlende Despot, der Kunstschwärmer Hadrian.

Villa ist wirklich die Mutter von ville, Stadt; die Villa Hadriani ist eine Kaiserstadt, ein furchtbares Serail um die Wohnung des Imperators herum. Aber auch hier wieder stößt man auf ägyptische Liebhabereien des Inhabers: nicht nur ist Alles sehr massiv, nicht nur ist Canopus ägyptisch, sondern die Lieblingsvilla ist auch terrassenförmig aufsteigend angelegt. Das Ganze sollte wie eine Pyramide von der Spitze aus beherrscht werden.

Noch einen Blick auf den Thron Cäsars am innern Rande des Prätorianerlagers — das ist das Einzige, was uns aus der Antike geblieben ist — und fort zur Höhe von Tivoli! Die Sonne hat den Nebel längst zu Boden gefeuert, und in ihrem Siegesmuth kocht sie jetzt uns. Mensch und Gaul schwitzen entsetzlich den Berg hinauf.

Wir trinken Kaffee und eilen sofort zu den beiden antiken Tempeln. Der runde Vestatempel steht wunderbar malerisch am Abfalle des Hügels; seine rein korinthischen Säulen zeichnen sich reizend auf der klaren Luft. Der viereckige Sibyllentempel daneben wird von der eleganten Rundform des andern völlig vernichtet. Der berühmte Wasserfall zeigt sich uns schräg von der Seite, ein Stück weißen Sturzes mit fernem Gepolter. Jetzt die pittoreske Parkanlage hinab. Welches Geflötz, welch' sichtbarer Versteinerungsprozeß an den Seitenwänden! Die Vegetation ist sozusagen nur mit der Kalkkruste überzogen; man sieht die Urform der Stämme, Aeste, Zweige, Stile und Blätter. Die Sirenengrotte bietet das erste Schauspiel; tief hinein in die übergewölbten Hängefelsen geht's über langgeschwemmte Steinfladen. Man duckt sich unter den hängenden Sedi=

mentmassen und glaubt beständig, mit dem vorbeirauschenden Wasserschwall hinabzugleiten.

Wir klettern zurück und schreiten durch eine Felsengalerie schräg den Berg hinan, dann wieder hinab in die kühle Tiefe der Neptunsgrotte, wo sich der Anio brausend in's Grab stürzt. Nun zum Dritten empor zur eigentlichen Cascade! Der Anio oder Teverone, der sich bei Rom in die Tiber ergießt, nahm früher einen andern Lauf, richtete aber in seiner Freiheit solche Verwüstungen an, daß man ihm einen Weg durch den Monte Catillo grub, wo er im jähen Absturz Muße erhielt, sich von seinen Gebirgstücken zu curiren. In dem Wasserfall tobt sich der unbändige Felsensohn aus. Die Spuren seines letzten grauenhaften Unfugs sind noch in Tivoli selbst zu sehen. An einem Thore verkauft eine Frau Versteinerungen und Kirschen; eine Treppe hinab, und vor unsern Augen setzt der Anio steilrecht in die Tiefe. Rechts wölben sich die beiden furchtbaren Tunnel, fünfhundert Schritt lang, welche den zwiegetheilten Strom im mystischen Dämmerlichte durchlassen.

Hier übernahm ich das größte Schwindelwagniß meines Lebens. Der Weg durch die Tunnel führt hart am abströmenden Wasser vorbei, und das Eisengeländer, das uns zur Stütze dient, muß an den Querpflöcken, die in die Mauer getrieben sind, immer auf einen Augenblick losgelassen werden. Das Wasser sowie das ferndämmernde Licht üben eine betäubende optische Wirkung auf nervöse Menschen. Der Rückweg durch den zweiten Tunnel ist um so bedenklicher, je länger man auf der freien Platte des Ausgangs verweilt hat. Auf dem Rückweg droht uns der Schwindel rascher, und das an uns vorbeiströmende

Wasser wirkt bethörender als vorhin das entgegenkommende. Der Steg beginnt vor unsern Augen zu wanken und zu schwanken, und wie die Vorstellung bei allen Gefahren das Meiste thut, so wirbelt uns hier der Gedanke an die Unmöglichkeit der Rettung, an den senkrechten Absturz der Fluth, in seine verhängnißvollen Strudel. Unglücksfälle sind hinlänglich vorgekommen, selbst erprobte Führer blieben nicht verschont. Das letzte Opfer war ein Franzose, der von der Angst gepackt den Rückweg unter keinen Umständen durch den zweiten Tunnel antreten wollte. Lieber entschloß er sich zu einem viel tolleren Wagstück: er kletterte nämlich über die Felsen hinüber, ward völlig schwindelig und stürzte in die stets offenen Arme des Stromes.

Aus dem nächtlichen Abenteuer zweimal glücklich an's Licht gebracht, wurde mir eine helle ästhetische Freude. Ich entdeckte nämlich im Gebüsch den herrlichsten vollblühenden Akanthus, den korinthischen Säulenschmuck der Natur. Dort oben blüht er am Vestatempel in Stein; hier unten prangt das Vorbild in Farben. Wohl ist die Natur architektonisch: wie der gradstämmige Buchenwald mit zueinander neigenden Zweigen das Vorbild des gothischen Domes wurde, so zeigt das Ammonshorn vorbildlich die jonische Volute; so ist der Akanthus zum schönsten Säulenaufsatz im korinthischen Style geworden.

Nachdem wir das herrliche Schauspiel durch und durch gekostet, beschreiben wir einen Weg um die ganze wassersprudelnde Bucht von Tivoli herum; Oelbäume verleihen uns ein wenig Schatten wider die mittägliche Sonne. Bald haben wir den majestätischen Sturz zu unserer Linken, rechts schießen die schaumweißen Bäche der Cascatellen aus dem Hügel hervor; in der Tiefe die helle

Schlangenlinie des Anio, bald als Gränze der Landschaft das gipfelnde Tivoli. Ein sammtnes Grau-Grün gibt der ganzen Scene ihren unvergeßlichen Ton.

Endlich durchschneiden wir quer die Waldung knorriger Oelbäume, die auf ältesten Stämmen immer neu treiben, und gelangen zu einer antiken Brücke auf ewigem Mauerwerk. Neues architektonisches Zauberbild: der Anio hat ausgetobt und spiegelt die Ruhe der Seele nach gewaltigen Kämpfen wieder.

Zur Villa des Mäcenas hinauf, aus deren Fenstern Cascatellen stürzen. Mäcenas hat sich in einen Eisenfabrikanten verwandelt; prächtige Diners gibt er noch immer, Künstler ladet er noch zu sich ein, Bestellungen macht er von Zeit zu Zeit mit merkantiler Grazie. Horaz fabrizirt gleichfalls, nämlich Verlobungsgedichte für die Töchter des eisernen Mäcenas; ein Landgut bekommt er nicht mehr, aber etliche Prioritätsactien.

Hélas, was wird aus den göttlichen Dingen! Im Avernus, schroffen Andenkens, fängt man zarte Austern; der höllische Styx treibt eine idyllische Mühle. Napoleons Sterbezimmer auf St. Helena ist in einen Kornspeicher verwandelt. Juliens Sarg zu Verona ist ein Schweinetrog geworden. Das Forum zu Rom heißt das campo vaccino, könnte aber auch campo porcino genannt werden. Mäcenas fabrizirt Kurzewaaren. Les Dieux s'en vont, nichts ist diesem Geschlecht mehr heilig, audax omnia perpeti. „Es hat den Muth, jede Misère durchzumachen", spottete Horaz, und die Geschichte hat den lyrischen Spottvogel beim Worte genommen.

Zum Schluß nach Villa d'Este hinauf. Der Eingang hat die schönsten Cypressen der Welt, von denen eine im

vorigen Jahre aus Bosheit in Brand gesteckt worden. Palast und Park sind im Bernini'schen Geschmack, zopfig, oberflächlich, leichtsinnig; aber zweckentsprechend, dem platten Amusement gewidmet, eine gebaute Ruine. Elende Stuckfiguren zieren windige Pavillons; aber das allgegenwärtige Wasser verbreitet seinen unfehlbaren Zauber durch diese Welt von Kartenhäusern. Kühlend, tönend, troststreich bricht das freundliche Element allenthalben hervor. Auf einem Hochplateau links entwickelt sich vor unsern Augen eine wahre Plastik von Wasserkünsten, das Ewigbewegte festet sich förmlich zur Draperie zusammen. Ein langer Gang von links nach rechts ist ganz Fontäne mit Reliefs, Adlern und sonstigen Sinnbildern. Rechts auf der Höhe ist eine künstliche Stadt angelegt, die sitzende Roma thront darin als Schutzherrin. Lauter frivole Künstelei, aber mannigfach, unterhaltend, niedlich, pour les menus plaisirs.

Im eigentlichen Schlosse wohnt unser Landsmann Monsignore Hohenlohe, der uns ferner steht als ein alter Haruspex. Vom dritten Stock hat man eine großartige Aussicht auf die Campagna, die Berge, und Rom mit der ewigen Kuppel. Es ist drei Uhr, Apollo schießt Strahlen wie auf die Niobiden. Wir sind erschöpft. Das Albergo della Pace restaurirt uns köstlich, einfach und billig, vor der „Sibilla“ schlagen wir ein zweckmäßiges Kreuz.

Wie die Albanerinnen sich durch Schönheit und durch Grazie der Kopfbedeckung auszeichnen, so die Tivoleserinnen durch auffallend dürftige Augenbrauen, die aus einiger Entfernung ganz zu fehlen scheinen.

Gegen fünf Uhr schürzen wir uns zur Abreise, denn um neun Uhr werden die Thore der Ewigen Stadt un=

barmherzig geschlossen. Nur ein Tarantelstich verschafft alsdann noch Einlaß, und dieser Preis ist uns zu hoch.

Die Rückfahrt entschädigt uns vollkommen für des Maulthiers Nebelweg am frühen Morgen. Es ist alles wieder so groß und lichtweit, von den reizendsten Tinten umflossen. Die Sabinerberge sind ernst tiefblau, die Albanerhöhen röthlich violett; mit der nahenden Dämmerung kehrt sich das Verhältniß um. Die Grabmäler der Campagnenhügel halten uns ihre klaren Conturen entgegen, die Giulia Stemma ist so luftig rein gezeichnet auf klarblauem Horizont.

Und welche Gestalten bewegen sich auf diesem Landmeere, wie plastisch in Form und Schwung! Durch die niedrige Schlucht vor uns ziehen Cavalcaden von Eseln und Mauleseln, lebendige Reliefs. Stolze Bauernweiber mit Marmortüchern auf dem Kopf schreiten aus wie Amphorenträgerinnen. Bettelkinder, schwarz von Sonne und Schmutz, sind auf dem Wege nach Neapel, zum Saale der Bronzen.

Da klettert der Hirt durch's Hochgras, mit Hosen von natürlichsten Ziegenfellen, den Zwickelbart am Bocksgesicht — und man wundert sich, wie die Alten zur Vorstellung des Pan kamen!

Dort sitzt ein Büffelhüter zu Pferde, festgewachsen auf dem Rücken der vier Beine; er lehnt vorwärts, in die Ferne spähend; sein Kopf verdeckt gänzlich den des Thieres — und man fragt, woher der Centaur gekommen? und man glaubt, er sei aus der Welt verschwunden, mitsammt der alten Fabel?

Setzt die Amphorenträgerin hinter den Büffelhirten, und Ihr werdet erleben, wie Nessus die Dejanira davonführt!....

Vor Rom, bei San Lorenzo, liegt eine Vigna, il Purgatorio geheißen. Wir halten und verlangen einen Becher Weines. Ein herrliches Mädchen, vom ewigen Fieber geplagt, tritt aus dem „Fegefeuer", den Becher kredenzend. Im Abenddämmer steht sie da, eine ächte „Braut von Korinth", wie sie dem Geliebten den „dunkelblutgefärbten Wein" reicht, „wie der Schnee so weiß, aber kalt wie Eis."

Sag Geliebte, eilen wir den alten Göttern zu?

Neapel.

Die Pontinischen Sümpfe. Gaëta. — Auf den Vesuv! — Fünf Stunden in der Unterwelt.

Von Rom nach Neapel.

Am 8. Mai des Morgens um 7 Uhr fuhr aus dem Hofe des Quirinal zu Rom ein Reisewagen, bespannt mit vier Rappen, denen rothe Büschel am Ohre hinabhingen. Wie Schade, daß die Büschel nicht aufrecht standen, der ganze Aufzug hätte alsdann für eine Cardinalsequipage gegolten! Im Coupé saßen ein deutscher Bildhauer und ein deutscher Schriftsteller.

So kommt man den Leuten endlich auf die Spur; sie schreiben Bücher gegen die geistliche und weltliche Macht — denn ich kann nicht läugnen, daß ich selbst der Schriftsteller war — und hernach reisen sie aus dem Palast des Königs von Neapel mit einer geheimen Mission in das verlorne Königreich!

Das Gefolge der beiden Emissäre saß im Innern des Wagens und bestand aus vier Personen, die dem Hofhalte Franz's II. angehörten, einer jungen und einer älteren Dame und zwei Herren im ersten Mannesalter. Die Damen wurden von den Zurückbleibenden mit schmetternden Küssen entlassen; dann rollte der schwere Reisewagen an den wachestehenden Carabinieri vorbei durch das massive Portal. Gott erhalte Franz den König!

In der Nähe des Pantheons hatten wir uns etliche Tage vorher zwei Plätze zur Reise nach Neapel erstanden, Nachtquartier und Beköstigung einbegriffen, Lieferungszeit drei Tage. Es war ein gewöhnlicher Contract mit einem Vetturin. Der Automedon mit Namen Stefano ließ unser Gepäck abholen, und schickte uns des Morgens eine Stunde vor der Abfahrt seinen Facchino in die Quattro Fontane. Wie groß war unser Erstaunen, als der herkulische Mensch plötzlich in das große Thor des Quirinal einbog! Ungläubigen Schrittes folgten wir und waren kaum beruhigt, als wir unsern Stefano wirklich und leibhaftig mit seinen vier Rappen beschäftigt sahen, und den freundlichsten Guten Morgen von ihm vernahmen.

Unser erster Gedanke war: wir brechen den Contract, denn in so auffälliger Caravane werden wir sicher ausgeplündert oder von den Piemontesen todtgeschossen. Unser zweiter Gedanke lautete: Vielleicht sind wir um so sicherer, da diese Leute gewiß im Einverständniß mit den Briganti stehen. Unser dritter Gedanke sagte: das ist romantisch, das gibt Abenteuer, also vorwärts!

Unser breitspuriges Gespann suchte sich die bequemsten Wege durch Rom; es dauerte lange, bis wir vor's Thor gelangten. Wir fuhren am Trajanischen Forum, am Colosseum, am Lateran vorbei. Endlich war Porta S. Giovanni erreicht; hier mußte Stefano die Erlaubniß des Kardinal-Staatssekretärs zeigen, mit Vieren fahren zu dürfen. Unsere Pässe wurden gleichfalls revidirt. Wir setzen über die Via latina weg, und noch einmal öffnet sich die herrliche Campagna vor uns.

Rechts die Cäcilia Metella, dann die Appische Straße, den langen sanften Hügel entlang. Im weiten Felde vor

uns dicke erratische Blöcke, die aber nicht von wandernden Muränen herrühren, sondern von alten Bauten liegen geblieben sind. Wir gelangen nach der Osteria del Tavolato, einer Strohdachkneipe im Robinsonstyl, wir erblicken noch einmal Frascati, Marino, Castel Gandolfo, Rocca di Papa und den Monte Cavo.

Die Pferde traben gemächlich über die schöne ebene Straße, Stefano ist gut aufgelegt. Er spricht mit seinem Hund Nino, den er hinten auf den Wagen als Schildwache gesetzt hat; er klatscht ihm mit der Peitsche, er pfeift ihm, er ruft ihm, bis der Hund zur Antwort bellt. Hat Stefano mit Nino nichts zu schaffen, so spricht er mit dem Schatten der Pferde und des Wagens; diesem südlichen Naturkinde ist die ganze Welt persönlich. Fährt ihm ein Fuhrmann nicht genug aus, so schleudert er schauerliche Philippiken von seinem Bock herab, schimpft böotisch, zeigt mit der Hand auf seine Stirn: accidenti alla testa! Das Donnerwetter auf Euren Kopf! und wie Ammericken Pitter in Trastevere fügt er unausbleiblich hinzu: Cabbide?

Torre di Mezzaria links, bald rechts die Ruinen von Bovellä oder Bobellä, Quaderreste von furchtbarer Massenhaftigkeit. Coriolan zerstörte diesen Ort, der an der Via Appia liegt, in welche wir bereits eingemündet sind.

Da ist Albano, unsere alte Liebe; des Pompejus Albanum lag auf der Höhe. Eine prachtvolle Tempelstätte deutet wohl den Ort an, wo der Nebenbuhler Cäsars auf das beherrschte Samos niederblickte. Da die Pferde ausgespannt werden, steigen wir zum See hinauf, und spaziren nach Castel Gandolfo zu. Wie bekannt, wie lieb und groß!

Auf dem Rückwege blicken wir von der Kirche am Felsen auf das Meer hinab, als gäb' es einen Hafen von Albano. Es sind aber noch 18 Miglien!

Zu Fuße schreiten wir voraus nach der Riesenbrücke von Ariccia. Vor derselben steht ein etruskisches Denkmal, „Horatier und Curiatier" genannt: zwei Pyramiden erheben sich noch auf hohem Postament, zwei andere sind nur noch angedeutet. Es rührt wohl aus der Zeit der Kämpfe der Etrusker mit Rom her.

Ariccia hat eine Kirche Chigi, einen Palast Chigi, beide von Bernini. Hinter dem Palast mit seltsamen schrägen Stützmauern dehnt sich ein mächtiger schöner Park aus, der, von der Brücke aus gesehen, alle Farben des Frühlings zeigt. Für den Wanderer in der untern Campagna ist diese Brücke freilich ein abscheuliches Hinderniß der Aussicht.

Wir kommen bis Genzano am Nemisee, wo uns Stefano mit seinen vier Rappen einholt. Von hier an öffnet sich mir eine ganz neue Welt; von der ersten Anhöhe aus taucht der Blick bis auf die Höhe des Capo Circello, und das sind 60 Miglien!

Schön gehaltene Weinberge umgeben uns. Flachs wird gebaut, ein Stück Wasserleitung wird sichtbar, auf dem Berge zur Seite zeigt sich ein Castell.

Velletri, ein holpriges Nest, hat excellenten Wein. Hier stand der vorletzte Bourbone 1849, als ihn Garibaldi so garstig heimschickte. Hübscher Brunnen, romanischer Campanile. Jetzt fahren wir, frisch gekräftigt, direkt in's Paradies; das ist noch eine andere Einfahrt als von Massa nach Lucca. Die kahlen Felsdächer der Volskerberge

sind mit Wolkenschatten gesprenkelt, das Colorit wird schwarz und lichtgrau.

In der ungeheuren Ebene erhebt sich Cisterna, unser erstes Nachtquartier. In dieser Cisterne scheint wenigstens kein Wasser zu sein, denn niemals sah ich ein schmutzigeres Loch. Alles ist im Verfall, Alles ist kothig, Alles stinkt. Wenn die Italiener herein kommen, so werden sie etwas zu fegen bekommen. Wir sind nicht weit von den Pontinischen Sümpfen; aber Cisterna ist selbst ein Sumpf, der seine eigenen Fieber erzeugt. Die alten Puzzolangruben sind zu öffentlichen Abtritten geworden, und der untere Theil des Ortes war bei heißestem Wetter ein einziger stehender Morast. Hier hat sich wohl Heine seinen deutschen Zukunftstraum geholt, in dieser Gegenwart des päpstlichen Regimentes. Das Wirthshaus stand ganz im richtigen Verhältniß zu der himmlischen Ordnung und Sauberkeit des Kirchenstaates.

Um 4 Uhr des andern Morgens ward ich aus einem scheußlichen Traum aufgeweckt, wie man nur in Cisterna träumen kann. Ich sah nämlich Caligula und Jesus Christus im heftigen Zwiegespräch. Caligula behauptete mit großem Eifer, die Idee des Gottmenschen brauche man sich gar nicht aus Palästina zu verschreiben, die sei schon im römischen Cäsarenthum vollständig vorhanden. „Sieh mich an, rief der boshafte Wütherich, bin ich nicht Majestät, überirdische Persönlichkeit, neigt sich in mir nicht der Olymp zur Erde, bin ich nicht auf der weiten Welt ohne Gleichen? Daß Dich Augustus kreuzigen ließ, war ganz natürlich, nicht etwa weil Du Dich für der Juden

König ausgabst, sondern weil Du Gottes Sohn sein wolltest. Alexander der Große hätte Dich gleichfalls umbringen lassen, denn auch er war Gottes Sohn. Und wärst Du mir in die Hände gefallen, so hätte ich dem Henker befohlen: „Mach daß er's fühlt!" Denn Du bist die größte Majestätsbeleidigung, die je ein Gesetz vorgesehen."

Desto! brüllte es an meiner Thüre. Es war Stefano, der seine Pferde schon anschirrte, um bis Mittag aus den Pontinischen Sümpfen heraus zu sein. Er wollte die Briganti überrumpeln und früher an den bösen Stellen erscheinen, als man dort Jemanden erwartete. Ein zweiter Vetturin, der fünf englische Frauenzimmer und einen Exobersten der bourbonischen Armee fuhr, beeilte sich gleichfalls anzuspannen, um nicht allein durch den Höllenrachen zu passiren. Stefano klatschte über seine vier Pferde weg und lachte mir in's Coupé zu: „Wir fahren vor, die Ersten werden nie angegriffen!" Die fünf Engländerinnen blieben hinten, sehe Jeder wo er bleibe!

Bei Torre de' Tre Ponti gelangen wir in's Sumpfgebiet und bleiben fünf Stunden darin, ohne je aus dem Trabe herauszukommen. Welch' herrliche Partie! welch' wundervolles Panorama! Die Pontinischen Sümpfe sind eine der malerischesten Gegenden der Welt. Wir legen die Hand in der Tasche an den Revolver und schauen. Links ziehen die majestätischen Volskerberge einher, mit berlinerblauem Duft umzogen, der sichtbar aus der Ebene aufsteigt. In diesem Berlinerblau ist leider eitel Gift, acide prussique, das aus der Hexenküche der Sümpfe aufwallt. Die Ebene enthält große Flächen von stehendem Wasser, die aber zauberhaft von bunten Blumen emaillirt

sind. Auch ist den Sümpfen schon manches Stück abgewonnen worden; verschiedene Päpste haben zum Versuch das Wasser canalisirt, der Fürst Torlonia setzt das Handwerk im Ernst fort; üppige Wiesen sind erstanden. Rechts erblicken wir ein Dorf von lauter Strohkegeln in zwei langen Reihen, durch welche eine förmliche Straße führt. Das sollte „Robinsonsdorf“ heißen.

Etwa in der Mitte des Weges beginnt eine schöne Allee, bald einfach, bald doppelt, welche 24 Miglien lang andauert. Rechts haben wir stets Wasser, oft auch links. An ein Entrinnen ist gar nicht zu denken. Zum Ueberfluß stecken zur Rechten hunderte von Büffeln ihre sprühenden Nüstern aus dem Bade hervor. So segelt unsere Arche zwischen schönen Ulmen und deutschen Eichen daher. Ich denke, die Herren Briganti werden sich an die englischen Renten dahinten halten.

Die Damen der Königin von Neapel reichen uns ein Frühstück, werden sehr traulich, fragen ob wir bewaffnet sind. Wir erwiedern durch Zeichen: Ja. Man darf das nicht vor dem Vetturin sagen, weil er seine Pferde riskirt, sobald geschossen wird. Auf unsere Frage nach Waffen, antworten die Damen mit einem Wink auf den Vetturin: „Waffen wohl, aber kein Pulver.“

Das einzige Steingebäude auf dem unendlich langen Damm ist ein verfallenes Kloster mit einer Kirche, zu welcher die Sumpfbewohner hinwallen; denn es ist Himmelfahrt. Kleine Trupps zu Maulesel und zu Fuß kommen zur Messe herbei. Ein herrliches Costüm zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich: eine Frau trägt ein weißes Tuch auf dem Kopf, ein loses Corset, und das weiße Oberkleid

ist bis über die Kniee aufgeschlitzt, so daß die Trägerin ausschreiten und arbeiten kann.

Es ist Himmelfahrt, sage ich, die Briganti werden wohl etwas Religion haben. Mein Nachbar, der Bildhauer, erzählt Mordgeschichte auf Mordgeschichte; den Damen gruselt es.

Unsere Allee wird waldartig, das schöne Morgenlicht webt im hellsten Grün. Ein französischer Offizier, mit der Büchse bewaffnet, reitet vor uns her; zu jeder Seite trabt ihm ein schwerbewaffneter Campagnuole. Anders darf also hier Niemand reisen! Für eine Weile tröstet uns diese Ehrenwache. Wenn sie nur nicht so oft Schritt ritte, während unsere vier Rappen beständig traben! Bald sind die Reiter gar nicht mehr zu sehen.

Ueber den Ponte maggiore verlassen wir die Pontinischen Sümpfe, und mit erleichtertem Gemüthe rollen wir auf den Monte Sant Angelo zu, an dessen Fuße Terracina, das Anxur der alten Volsker liegt. Wunderbar schön hängt dieses Nest am Felsen; zwischen mittelalterlichen Bögen und Thürmen stehen majestätische Palmen hoch in der Luft; höchste Aloen, riesige indische Feigen schmücken den Kalkstein. Und mit einem Male thut sich zur Rechten das Meer hervor, das langentbehrte, tiefblaue Meer.

Bis hierher hat der Kaiser der Franzosen seine Vorposten geschoben, ein ganzes Regiment auf dem Kriegsfuß.

Ganz oben auf höchster Bergspitze thronen die imposanten Mauern der Theodorichsburg aus der Ostgothenzeit. Trotz der afrikanischen Palmensonne wird die Burg erstiegen. Es muß ein ungeheures Castel gewesen sein, wenn man den Zwischenhof durchmißt, der den rechten Flügel

von der Stätte des ganz zertrümmerten linken Flügels trennt. Wir durchschreiten die auffallend engen Bogengänge und finden, daß der Ostgothe die kaiserlichen Thermenbauten vor Augen hatte, die er im Reutlinger Style nachahmte. Die Aussicht ist glänzend auf das weite Meer, auf Fondi und die See, auf die Gebirgszüge nach Neapel zu, bis zum Vesuv. Ich grüßte ihn von Weitem.

Beim Herabsteigen klettern wir durch eine extemporirte Bettelstadt aus Stroh, die auf der Abdachung zur Landstraße liegt und uns lebhaft an das Pontinische „Robinsonsdorf" von diesem Morgen erinnert. Höchst pittoreske braune Weiberfiguren mit Olivengesichtern, in weiße Lumpen gehüllt, gucken aus den kleinen Thürlöchern hervor. Die Hände werden beständig aufgehalten.

Die Domkirche enthält die Säulen eines ehemaligen Apollotempels. Eine Villa Pius' VI. liegt reizend an der Meeresbucht.

Und nun um den See von Fondi herum, nach Torre de' Confini, der Gränze zwischen Rom und Italien. Die Gränze ist sehr gut angegeben durch ein riesiges Stallthor, aus welchem man entlassen wird. Der Thorschreiber visirt zum zehnten Male den Paß und warnt uns bedeutungsvoll vor den Briganti im Neapolitanischen; unter den Fittigen des Papstes sei Alles sicher, aber da hinten..... Wahr ist, daß der Chiavone von hier aus seinen Einfall in's Neapolitanische gemacht hat.

Wir sind in Italien, kein Paß wird gefordert, unsere vier Bourbonisten fühlen sich so sicher wie in Abrahams Schooß. Die Nationalregierung spielt ein großes Spiel, daß sie die englische Freiheit in so provisorischen Zuständen anwendet.

Terracina schneidet Mittelitalien ab. Vor Fondi beginnt eine ganz neue Vegetation; der Boden am See hin ist gut und sorgfältig bebaut. Die Palme tritt auf, die Feige wird häufig, schon reift ihre Frucht heran; Granatbäume sah ich erst hier im freien Garten. Die furchtbarsten Lemonen vertreten die Stelle unserer Aepfel.

In Fondi patrouillirt die Nationalgarde; ungemeines Leben herrscht in den Straßen, besonders auf dem Markt vor der Kirche, wo wir lange halten. Auf der Kirchentreppe sitzen Landleute in Olivenmänteln und Spitzhüten, gar malerisch drapirt, wie ein Senat in Lumpen. Die Büffel sind hier gezähmt, aber es wildzt die innere Natur, und deßhalb ist ihnen ein feiner Strick durch die Nase gezogen. Will das Zugthier nicht recht mehr vorwärts, so genügt ein leiser Ruck des Fuhrmanns, um es zur Raison zu bringen.

Stefano ist aus Fondi gebürtig, hat hier Weib und Kinder; die Bimbi kommen heran gesprungen und holen sich neue Kappen, die der Vater von Rom aus hergeschmuggelt hat.

Am Kloster des Thomas von Aquino vorbei geht's jetzt in langen mühsamen Windungen steil zur Höhe hinauf. Der Weg stützt sich stellenweise auf alte Cyclopenmauern; hin und wieder stößt man auf Forts, welche der Bourbon mit Kanonen spicken ließ, die den Paß bestreichen sollten. Die Kanonen haben nichts bestrichen, der Feind kam diesmal nicht aus dem Römischen, und der Bourbon mußte sich streichen. Wenn's auf diesem Wege gut geht, hernach fürchte ich nichts mehr; denn wir steuern auf Itri los, auf Itri „mit 4000 ebenfalls der Räuberei verdächtigen

Einwohnern", wie mein Reisehandbuch so geschickt als human sich ausdrückt.

Himmel, wenn diese 4000 Einwohner uns hier den Weg verlegten, uns ausplünderten und uns zum Nachtessen brieten! Ob uns wohl die fünf weißen Engländerinnen noch einmal retteten? Itri liegt äußerst pittoresk im Felsenthal und verdiente wohl, daß man ihm etliche Veduten raubte.

Als wir wieder zu Thale, an's Meer fahren, erörtert uns der Vetturin mit großem Feuer und italienischem Pathos die Belagerung von Gaëta. Er wird zum Improvisator auf seinem Bocke, seine dunkeln Augen glühen, er fühlt sich auf heimischem Boden, hat den Quirinal und die Kammerfrauen der Königin von Neapel rein vergessen, und mit Verwunderung erkenne ich in ihn einen Italianissimo. Bravo, Stefano, nur weiter erzählt!

— „Sehen Sie hier, Signori, das Lager des Geniecorps, sehen Sie wie Alles verwüstet und aufgewühlt ist. Die Bäume weggerissen, Gärten und Felder zerstampft, da stehen noch Gemüsestrünke im Boden. Dort rechts wurde die neue Straße angelegt, auf welcher das schwere Geschütz zur Höhe des Berges geschafft werden sollte, um die Festung von oben und von hinten zu beschießen. Santa Vergine, hieß das gearbeitet! — Hier kommt das große Lager; sehen Sie, Signori, wie sich die Armee eingerichtet hatte, massive Häuschen statt der Zelte hatte man gebaut, da stehen noch mehrere. Welche Verwüstung, wie der Boden zugerichtet ist, Corpo di Bacho, das war ein Schießen! Herunter mußte das Nest, da war keine Gnade."

Und dann erhielten die Pferde das Pathos Stefano's auf den Rücken, daß sie uns im Sturme nach Mola di Gaëta trugen.

Die Aussicht aus den obern Fenstern des Gasthofes auf den Golf ist das zweitschönste Bild, welches ich je in der Natur gesehen habe. Der weit ausgeschweifte Golf mit seinem metallnen Spiegel liegt vor uns, und jenseits in feinster Zeichnung, bis zu den Fensterlinien erkennbar, Gaëta, das unendliche Relief um die ganze Bucht herum: die eigentliche Stadt ganz links, dann die Festung mit ihren massiven Kasematten und dem krönenden Rolandsthurm, endlich rechts das Borgo oder die Vorstadt.

Wir fangen sofort an zu zeichnen, als dictirt' uns der Heilig' Geist. Der Wirth läßt Extrapost anspannen; denn es ist sechs Uhr, wir müssen Gaëta sehen und haben noch nicht zu Mittag gegessen. Wir werden in zwei Kaleschen gepackt: die fünf Engländerinnen, die vier Neapolitaner, der Bildhauer und ich. Der Excolonel, der in Messina capitulirt und sein Ehrenwort gegeben hat, zwei Monate lang nicht gegen Italien zu dienen, bleibt wehmüthig zurück, sein „Prinzip" verbietet ihm, das zerschossene Gaëta zu sehen.

Mit Courierpferden ging es jetzt fort in's Elysium der Verwüstung, sechs Miglien weit. Welche Wirkung des schweren Geschützes, wie haben die Kanonen das Borgo zugerichtet! Holtei hatte Recht: „jede Kugel die macht ein Loch"; kein Haus im ganzen Borgo, das nicht zerschossen wäre. So eben fängt man an, etliche Façaden wieder aufzusetzen, man muß doch Tabakläden und Tabagieen haben. Als wir in die Festung hinein wollten, dämmerte es schon, der wachthabende Offizier brauchte uns nicht mehr zuzulassen. Als ich ihm meinen Paß anbot, sagte er: „Ich habe kein Recht, Ihren Paß zu sehen, fahren Sie nur hinein!"

Am Königl. Palast beginnen unsere bourbonischen Damen zu weinen und ein langes Dio Mio zu stöhnen. Ich rufe sie zur Ordnung und heiße sie lachen. Sie waren beide während des Bombardements mit der Königin in Gaëta gewesen.

Einem gefälligen Soldaten sprach ich meine Verwunderung darüber aus, daß hier die Häuser so wenig gelitten hätten. Er führte mich durch ein Hofthor in's Innere: es stand nichts mehr als die Façade, dafür hatten die Bomben von oben herab gesorgt! Der Soldat war ein Lombarde, der uns gerne zu den oberen Batterieen hinaufgeleitete. Namentlich zeigte er uns den Punkt, wo die sog. „Batterie der Königin" gestanden hatte; dort sah es entsetzlich aus, die Erde war klaftertief aufgewühlt, und wir bekamen den gebührenden Respect vor den Cavalli und den Armstrong. Die Entfernung, auf welche diese Mordgeschosse so verwüstend gewirkt haben, ist erstaunlich. Es ist ein tröstender Gedanke, daß man mit der Zeit überallhin schießen kann; und es gibt der Dinge noch so viele, die zertrümmert werden müssen!

Die Nacht sinkt völlig herab, wir müssen suchen aus dem Thore zu kommen. Tieferschüttert sind unsere Neapolitanerinnen, hochentzückt die Töchter Albions, daß sie das nun auch gesehen, und die Eine fragt mich ganz im Vertrauen, ob ich Garibaldi für einen großen Mann halte. Bei Tische weinte uns der Colonel eine Zähre in's Abendbrod, die Neapolitanerinnen beruhigten sich; die Engländerinnen sprachen italienisch, noch schlechter als mein Freund, der Bildhauer; das Essen war vortrefflich und die Nachtruhe süß.

Um 1/28 Uhr des folgenden Morgens ist die Veduta schon gezeichnet, und wir steigen ein. Wir sind wirklich im schönsten wärmsten Süden, unser Weg führt durch einen wahren Garten zum Garigliano. Immerfort Feigen und Granaten; der Weizen steht zu dick, er muß gelichtet werden. Am 10. Mai schwere, gelbe, reife Weizenhalme! Die antiken Grabmäler sind über die ganze Via Appia gesät: Tod und Leben reichen sich hier brüderlich die Hand.

Da ist der Garigliano, da kommt die Brücke, piemontesische Versaglieri halten Wache darauf. Jetzt sind wir sicher. Die weite Ebene wird von den Schlangenwindungen des Flusses durchzogen. Marius verbarg sich einst in den Sümpfen des Garigliano, bei Minturnä, ehe er auf die Trümmer von Karthago entkam. Grade so entkam Garibaldi durch das Schilf der Adria nach Nordamerika. Sie kamen beide zurück, der Eine zur Verwüstung Roms, der Andere zur Befreiung Italiens.

Da hinten quer über Feld führen Bewaffnete zwei Gefangene. Die Bewaffneten sind Versaglieri, die Andern Briganti, wahrscheinlich Exsoldaten. Ich wende mich zu den Neapolitanern: Wie gut ist es, daß die „Piemontesen" Ihre Landsleute gefaßt haben, sonst hätten diese uns gefaßt. Sie lächelten ein wenig bitter. Ich frug sie, ob sie Briefe hätten. Nein, war die Antwort, aber hier! und dabei zeigten sie auf ihre Köpfe.

An der Straße steht ein altes Amphitheater in Ruinen, dicht dabei läuft wieder das Riesenvieh eines Aquäducts nach der Höhe zu. Aber wie, sollten diese Bögen etwa Wasser nach der See zu schaffen? das hieße ja Eulen nach Athen tragen! O nein, die Seebäder wurden

zur höher liegenden Villa geschafft. Diese Alten wußten zu leben.

Wieder geht's in's waldige Gebirge. Ein Stück Abruzzen ist zu passiren. „Die Räuber in den Abruzzen!“ Jetzt gibt's ganz bestimmt ein Bocc' a terra. Das Posthaus zu Sant Agata in stiller Einsamkeit beruhigt uns wenig; der Wirth erkundigt sich nach der durchreisten Strecke; hier, sagt er, sei seit zwei Monaten nichts vorgefallen, Nachts aber reise Niemand!

Wir frühstücken, die Pferde auch; da diese aber längere Zeit gebrauchen, so steigen wir in höchster Mittagsgluth nach Sessa auf die Höhe. Das ist ein wahres Labyrinth von Häusern, Mauern und Straßen. Die Gassen verlieren sich förmlich ineinander, mit Mühe findet man sich wieder heraus.

Wir gelangen glücklich nach Capua in der Ebene des Volturno; auch hier hat Verwüstung geherrscht; auf dem Glacis wenigstens ist Alles ruinirt, als ob dort ein Lager gestanden hätte.

Wir hätten uns hier gerne ein wenig verweichlichen lassen, wie Hannibal's Armee; leider wird uns kein einziger Augenblick gegönnt. Der Vetturin fährt graden Weges zur Eisenbahn, wo sich der Zug zur Abfahrt anschickt. Die ganze Gesellschaft steigt ein, Stefano zahlt die Plätze. Die todte Maschine setzt sich in Gang; ich sehe weder das Amphitheater, noch Caserta, noch gar Aversa, noch etwas von der wunderherrlichen Gegend. Die Eisenbahn ist die Verachtung alles Wissens, Beobachtens und Erfahrens; es gibt fortan keine Länder mehr, es gibt nur noch Städte, die ganze Welt wird Eine Stadt: London ist das Vorbild

der zukünftigen Welt, auch fährt man dort bereits per Eisenbahn, zur Noth über die Häuser weg.

Anastasius Grün sollte nach dem „letzten Dichter" auch den „letzten Vetturin" besingen; denn der Vetturin ist der wahre „Knabe Lenker" für Euphorion selbst; er ist das Vehikel aller Poesie in Italien, und Stefano Narbone war das Muster aller Vetturine.

Wie dieser Mensch die Natur belebte, wie er Dramen mit dem Leblosen aufführte, wie er sang, unerschöpfliche südliche Weisen, niemals dasselbe, stets launig und pikant! Nie werde ich ihn, seine vier Rappen und seinen Hund Nino vergessen! Wie er Mädchen und Frauen anredete, zärtlich rufend, flötend, seufzend: O bella, anima mia, venite con noi, parente! „Verwandte!" das war sein süßester Schmeichelton; ich vermuthe, das Volk supplirt „verwandte Seele". Und wie elegant zugestutzt, wie blank gewaschen, wenn wir im Nachtquartier an der Cena saßen, wie galant erschien alsdann Stefano, um sich zu erkundigen, ob uns nichts fehle, ob Speise und Trank zu unserer Zufriedenheit gereichten!

Bald wird die Eisenbahn von Rom nach Neapel vollendet sein, Stefano wird abgesetzt, die vier Rappen treten in Ruhestand. Frage doch Einer in Neapel oder Rom nach Stefano Narbone, und grüße ihn von mir!

Auf den Vesuv!

Neapel, 21. Mai.

Ich bin längst nach Santa Lucia verzogen und habe den Vesuv jeden Morgen zum Frühstück, jeden Abend zum Nachtmahl. Da liegen, jenseit der Bucht, die zwei düstern Kegel, nördlich die Somma, südlich der eigentliche blaue Schornstein des Pluto. Summanus ist ein antikes Beiwort des Höllengottes, dessen Hauptkamin früher der nördliche Kegel gewesen zu sein scheint. Oder hieß vielleicht in grauer Zeit das Ganze die Somma, und war das jetzige Zwischenthal zwischen Somma und Vesuv die Stätte eines zusammengesunkenen großen Kraters? Paarweise Vulkane lassen sich kaum anders erklären. Die Somma ist schon lange todt und stille, und der Vesuv hat sich seit 1859 nicht besonders gemeldet. 1859 bildete die Eruption jene schwarzen Thälermeere, die ich aus meinem Zimmer so deutlich abgezeichnet sehe, und die bis nach Rom hin einen so panischen Schrecken hervorriefen. Das gemeine Volk in der Hauptstadt der Christenheit glaubte damals nicht anders, als daß die Lava bis nach Rom kommen würde; nicht nur der Glaube, auch die unwissende Angst versetzt Berge. Die vorletzte Eruption fand 1853 statt, wo die Feuersäule aus dem Schooße der Erde 1000 Fuß hoch

über den Höhenrand des Kraters emporschlug. Zwischen 1853 und 1859, nämlich im Jahre 1855, bildete sich ein kleiner Nebenkrater, dessen Qualm jetzt aus der Ferne in dem des Hauptkraters verschwindet.

Uebersieht man die Jahrzahlen der namhaften Ausbrüche in diesem Jahrhundert, so kommen ihrer 15 heraus, das macht alle vier Jahre einen. Dabei sind jedoch die kleineren Teufeleien nicht mitgerechnet, wie die von 1855. Wirft man einen weiteren Blick auf die Zahlen, so gewahrt man, daß mehrfach große Schaustücke kurz hintereinander aufgeführt wurden, z. B. 1804, 1805, 1806—1810, 1811, 1813—1831, 1833, 1834. Beobachtet man ferner den Umstand, daß seit den dreißiger Jahren große Unregelmäßigkeit und lange Zwischenpausen eingetreten sind, welche auf rasch hintereinander folgende Schläge schließen lassen, so möchte man nach Anleitung der Statistik behaupten, es drohe in der Kürze neues Unheil und revolutionäre Beleuchtung a giorno, wobei hin und wieder einiger Schaden angerichtet werden könnte. 1834, 1839, 1853, 1859 — was wird darauf folgen? Das vorige Jahrhundert liefert eine erschreckliche Analogie zu solchen wüthenden Schlägen, welche auf langes Zaudern und chronologische Unordnung folgten: 1730, 1737, 1751, 1757, 1760 — und dann Schlag auf Schlag: 1766, 1767, 1769, 1771, 1773, 1774, 1775, 1776, 1777, 1778, 1779, daß Einem so Hören wie Sehen vergeht*).

*) Die Statistik hat diesmal Recht behalten, sechs Monate nach meinem Besuche, noch vor Thorschluß des Jahres 1861, haben sich die unterirdischen Feuer gemeldet. Torre del Greco hat sie erfahren.

In den Zeitungen las ich jüngst, daß Umbrien in der Gegend von Perugia und auch das benachbarte toskanische Gebiet durch Erdstöße beunruhigt wurden, die gewöhnlichen Vorboten eines neuen unterirdischen Rumors. Es wäre doch verwünscht interessant, schier allzu interessant, wenn die Zeiten wiederum erfüllt wären, wenn meine Besteigung des Vesuvs etwa in eine jener verhängnißvollen Epochen fallen sollte, wie sie die Geschichte so schwarz in ihre Tafel und die Lava nicht minder schwarz auf diesem ungeheuern Gartenbeete verzeichnet hat. Der Schatten des ältern Plinius schwebt vor meinen Augen über den reizenden Golf, und ich greife mechanisch zu den beiden Briefen seines Neffen an den Historiker Tacitus.

„Mein Onkel war zu Misenum, wo er die Flotte befehligte. Am 23. August, gegen ein Uhr nach Mittag, bemerkte ihm meine Mutter, daß sich eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt zeige. Er steht auf und begibt sich an einen Ort, wo er das Wunder bequem beobachten konnte; aus der Ferne war es schwierig zu unterscheiden, von welchem Berge die Wolke aufstieg. Die Folge hat seitdem erwiesen, daß es der Berg Vesuv war. Ihre Gestalt glich der eines Baumes, und einer Pinie mehr als jedem andern; denn nachdem sie sich sehr hoch in Form eines Stammes erhoben, streckte sie eine Art von Aesten aus. Ich stelle mir vor, daß ein unterirdischer Wind sie hervorstieß und in der Luft hielt; aber sei es nun, daß der Druck nachließ, sei es, daß sie unter ihrer eigenen Schwere sank, man sah wie sich ausdehnte und in's Weite ging; bald schien sie weiß, bald schwärzlich, bald bunt, je nachdem sie mehr mit Asche oder mit Erde gefüllt war. Dieses Wunder setzte meinen Onkel in

Erstaunen; er war sehr gelehrt, und er hielt es einer näheren Untersuchung werth. Er läßt seine Tiburna segelrecht machen und bietet mir an, ihm zu folgen. Ich antworte ihm, daß ich lieber studiren wollte, und er hatte mir grade etwas zu schreiben aufgegeben. Er ging fort, seine Schreibtafel in der Hand, als die Soldaten der Flotte, die zu Retina war, erschreckt von der Größe der Gefahr — denn dieser Ort liegt grade am Fuße des Vesuv, und von da konnte man sich nur seewärts retten — anlangten, um ihn zu beschwören, sie vor einer so grausen Gefahr zu beschützen.

„Er blieb bei seinem Vorhaben und verfolgte mit Heldenmuth, was er anfänglich nur aus Neugierde unternommen. Er läßt Galeeren kommen, besteigt selbst eine und fährt ab, um zu sehen, welche Hülfe man bringen könnte, nicht nur zu Retina, sondern an allen andern Ortschaften der schönen Küste, die deren so viele trägt. Er beeilt sich dorthin zu gelangen, von wo Jedermann entflieht und wo die Gefahr am größten zu sein scheint; aber mit solcher Freiheit des Geistes, daß, so wie er eine Bewegung oder eine außerordentliche Form an dem Wunder gewahrte, er seine Beobachtungen machte und sie dictirte. Schon flog die Asche auf seine Schiffe, immer dichter und heißer, je näher sie kamen; schon fielen verkalkte Steine um sie her und ganz schwarze, ganz verbrannte, ganz von dem heftigen Feuer pulverisirte Kiesel; schon schien das Meer zurückzutreten und das Land durch ganze Bergstücke, mit denen es bedeckt war, unnahbar zu werden, als er etliche Augenblicke stille hielt, ungewiß, ob er umkehren sollte, und dann zu seinem Steuermann, der ihm rieth, das hohe Meer wiederzugewinnen, sagte: „Das Glück

ist mit dem Muthigen, dreh' das Steuer auf Pomponianus!"

Pomponianus war zu Stabiä an einer kleinen Binnenbucht, wie sie das Meer allmälig an dieser ausgeschweiften Küste bildet. Dort, angesichts der noch entfernten Gefahr, die aber immer näher zu rücken schien, hatte er alle seine bewegliche Habe auf die Schiffe geladen, und wartete nur auf etwas weniger widrigen Wind, um abzusegeln. Mein Onkel, dem grade dieser Wind sehr günstig gewesen war, landet, findet ihn zitternd, umarmt ihn, beruhigt ihn, ermuthigt ihn, und um durch seine eigene Ruhe die Unruhe des Freundes zu zerstreuen, läßt er sich in's Bad bringen; nach dem Bade setzt er sich zu Tische und speist mit voller Heiterkeit, oder — was nicht weniger groß ist — mit allem Anschein seiner gewöhnlichen Heiterkeit.

„Unterdessen sah man von mehreren Stellen des Berges Vesuv große Flammen aufleuchten und Brände, deren Glanz von der Finsterniß noch erhöht wurde. Mein Onkel, um seine Begleiter zu beruhigen, sagte ihnen, was sie da brennen sähen, wären Dörfer, welche die bestürzten Bauern verlassen hätten, und welche ohne Hülfe geblieben. Dann legte er sich nieder und schlief einen tiefen Schlaf; denn da er starken Körpers war, so hörte man ihn im Vorzimmer schnarchen. Endlich aber füllte sich der Hof, durch den man zu seinem Zimmer gelangte, so stark mit Asche, daß er, wäre er noch länger dort geblieben, nicht mehr hätte hinauskommen können. Man weckt ihn, er geht hinaus, zum Pomponianus und den Uebrigen, die gewacht hatten; sie halten Rath, ob sie sich in das Haus einschließen, ob sie das freie Feld behaupten sollen; denn

die Häuser waren dermaßen erschüttert durch die häufigen Erdstöße, daß man glaubte, sie würden von ihren Fundamenten losgerissen, bald auf die eine, bald auf die andere Seite geworfen und dann wieder auf ihre Stelle zurück gesetzt. Außerhalb der Stadt war das Fallen der Steine zu fürchten, obgleich diese leicht und vom Feuer ausgetrocknet waren. Unter diesen Gefahren wählte man das freie Feld. Bei seinem Gefolge besiegte eine Furcht die andere, bei ihm überwog der stärkere Grund den schwächeren.

„Sie gehen also hinaus, das Haupt mit Kopfkissen bedeckt, die mit Halstüchern festgebunden sind; weiter ergriffen sie keine Vorsichtsmaßregel wider das, was von Oben kam. Anderswo begann der Tag; aber an dem Orte, wo sie sich befanden, dauerte die düsterste und schrecklichste Nacht fort, die durch den Schein einer großen Zahl Fackeln und anderer Lichter nur ein wenig durchbrochen wurde. Man fand für gut, sich dem Ufer zu nähern, und in der Nähe zu untersuchen, was das Meer zu thun gestattete; aber man fand es immer sehr hochgehend und von widrigem Winde stark aufgewühlt. Da forderte mein Onkel Wasser, trank zweimal, und legte sich dann auf ein ausgebreitetes Tuch nieder. Bald jagten größere Flammen und ein Schwefelgeruch, der ihnen voraufging, Alle in die Flucht. Er steht auf, sich auf zwei Diener stützend, und in demselben Augenblicke fällt er todt hin. Ich glaube, ein allzu dichter Dampf erstickte ihn um so leichter, als er eine schwache Brust hatte und oft an Athemsnoth litt. Als man das Licht wieder erblickte — es war erst drei Tage nachher — fand man dort seinen Leichnam ganz wohlerhalten, mit demselben Gewande bedeckt, das er sterbend trug, und in der Stellung eher eines Ruhenden denn eines Todten.“

Welcher Styl, welche Klarheit! gerade so klar wie die Luft von Neapel, wie die Atmosphäre dieses einzigen Panoramas, welche die fernsten Gegenstände in correcten Linien unserm Auge zuträgt, über jede Entfernung täuscht und in der That die Zeichnung schon vollendet hinhält, so daß sie der Künstler blos abzunehmen braucht! Im Jahre 79 n. Chr. hatte sich das Schauerliche zugetragen, die gänzliche Verschüttung von Pompeji, Stabiä, Oplontum, Retina, Herculanum &c., wie es unsere Romanleser wenigstens aus Bulwers „Letzten Tagen" kennen gelernt haben.

Man wird nicht müde, jene klassische Erzählung immer wieder zu lesen, und ich muß mir Gewalt anthun, nicht auch noch den andern Brief auszuziehen, worin der jüngere Plinius mit unnachahmlicher Wahrheit und Plastik erzählt, wie es ihm selbst mit seiner Mutter derweilen zu Miseno ergangen. Wie das Erdbeben dort den Boden erschütterte, wie das Tageslicht ausging, wie Mutter und Sohn in dichtester Finsterniß auf dem Felde umherirren, wie sie in ewiger Nacht, als sollte die Welt untergehen, von Zeit zu Zeit ihre Kleider schütteln, aus Furcht von der Asche begraben zu werden! Und Stabiä lag zwei deutsche Meilen vom Vesuv, Cap Miseno aber fast vier! Der ganze Busen von Neapel liegt dazwischen! Selbst die Axe des Kraters ist noch zwei Miglien oder eine deutsche Wegstunde vom Meere entfernt!

Der versuchende Verderber dort oben im langen Lavatalar sieht so gutmüthig friedlich aus, daß man sich solche Schrecken vergegenwärtigen muß, um wieder Respect vor ihm zu bekommen. Er liegt da im Morgen- und Abenddämmer wie ein phlegmatischer Alter, dem das Pfeifchen beständig auszugehen droht. Ich habe dieser Tage schon

gesehen, daß ihm die Pfeife gänzlich ausgegangen zu sein schien. Aber der alte Knabe hat Feuer unter seinem Stuhl, und er braucht blos hinabzulangen mit der Hand, so brennt die Pfeife und der unendliche Häuserkranz rings um die majestätische Bucht.

Andiamo al Vesuvio! sagte ich eines Morgens in aller Frühe zu meinem Begleiter. Al Vesuve! antwortete er, den widerwärtigen Unkenruf der neapolitanischen Droschkenkutscher nachahmend. „Aber billig muß es hergehen", fahre ich fort, „ohne Gefolge von heißhungerigen Lazzaroni, ohne den berühmten Führer Humboldt's und anderer Forscher, deren Namen allein Alles vertheuert, vor allen Stücken ohne Esel!" ‚Ohne Esel und Ochs', erwiedert der Schüler Rauch's, ‚auf unseren zwei Beinen!' Wir blicken vom Balcon noch einmal auf den verhängnißvollen Kegel jenseit der Bucht, wie er hinter den Nebelgardinen ruhig schläft — vielleicht auch etwas schnarcht, und hängen die Wandertasche um. Papier, Bleistift, Plan, Strümpfe, Seife, Rum und Lemonen, das waren unsere sämmtlichen Requisiten.

Draußen auf der Straße besteigen wir ein zweisitziges Gefähr, das uns für 4 Carlini (14 Sgr.) bis nach Resina bringt. Wir nehmen uns unterwegs in Portici etwas Brod in den Ranzen und fahren zwischen den beiden Flügeln des königlichen Schlosses hindurch, dessen Langseite am Meere so zauberhafte Aussichten gewährt. Der Kutscher winkt einer Rotte von Kerlen zu, welche in Resina beständig mit dem Messer in der Hand auf der Lauer stehen, um die fremden Inglesi zu schneiden; ich sehe, wie er links auf den Vesuv hinaufzeigt. Wir steigen aus, ein Mann von ansehnlicher Statur im Sammtcollet empfängt

uns ehrerbietig, öffnet eine Stallthür und versichert uns, wir könnten die Esel zuvor in Augenschein nehmen. Wir drehen ihm den Rücken und biegen in die aufsteigende Seitengasse ein. Es war 8 Uhr.

Vier, fünf Bursche folgen uns, schreiend, sich anbietend, Forderungen stellend. Wir schreiten aber so rüstig, als kännten wir den ganzen Vesuv auswendig, und gar bald sehen wir nur zwei Geleitsmänner hinter uns. Die Anderen hatten längst gedacht: „Das sind nicht die Rechten!" Ein kleiner Mann in den Fünfzigen, mit stechend freundlichen Augen, erbietet sich jetzt kategorisch, uns für 6 Carlini bis oben auf den Aschenkegel zu bringen. Wer 20 Groschen fordert, läßt sich in Neapel sicherlich mit weniger abspeisen. Wir bieten ihm 3 Carlini (10 Sgr.); er geht bis auf 4 Carlini (14 Sgr.) herab. Ich sage ihm höchst bestimmt, es sei zu nehmen oder zu lassen, 3 Carlini und einen halben Trinkgeld, wenn er uns zufriedenstelle. Der Mann nimmt an, schlägt unsere beiden Taschen auf die Schulter und marschirt vorauf. Der zweite Bursche, der uns folgte, hatte einen Vesuvstock zu verkaufen, den ich für 3 Gran (1 Sgr.) erstand. Es ist hübsches, starkes Orangenholz.

Jetzt vorwärts. Die Gasse von Resina hört auf und wir wandern eine kleine Weile auf einer antik gepflasterten breiten Straße, der letzten Illusion dieses langen Wagnisses. An der breiten Straße liegen noch stattliche Häuser mit Weingärten auf vulkanischer Asche. Hier muß das Traubenblut gedeihen, oder es gibt keinen Wein mehr auf Gottes weiter Welt. Schon überliefert uns die stattliche Fahrstraße einem aschigen und felsigen Wege, dessen Unebenheiten den Schweiß auf unsere Stirn hervorlocken.

Die Luft ist nebelhaft schwül und die Hitze des Maitages kündigt sich ahnungsvoll genug an. Wir schreiten wie Plinius „mit gewohnter Heiterkeit oder wenigstens mit den Anzeichen gewohnter Heiterkeit" in unser Schicksal hinein. Noch immer aber winken Häuser oder Häuslein, rechts wie links; noch immer trägt die feine Asche des untern Berges munteres Grün, von Menschenhand zu menschlichem Nutzen erzielt, wie eine letzte Tröstung im Vorhofe der Hölle. Das dauert so drei Viertelstunden für einen steten, frischen Schritt. Ein Viertel der Entfernung ist zurückgelegt.

Jetzt lebe wohl, Vegetation, lebe wohl, holdes Grün! die abstürzenden Lavathäler thun sich vor uns auf. Gleich versteinerten Riesenfluthen treten sie uns rechts wie links entgegen. Es ist die Verwüstungsarbeit von 1859, deren Gränze durch cyklopische Mauern von Lavablöcken quer vor uns her angedeutet wird. Zwischen den beiden gefrorenen schwarzbraunen Golfströmen gewahre ich ein grünes Inselchen, einen Wiesenanger mit Bäumen besetzt, der gnädigst verschont blieb und wo ein Kapellchen sich erheben sollte. Bald müssen wir, um abzukürzen, über Lavaschollen wegklettern und eine gute Weile lang jeden Schritt berechnen, ob unser Fuß feststehe, ob der nächste Schritt thunlich sein werde.

Man denke sich ein Meer von Chocolade, hoch vom Berge herabgestürzt, dann gefroren, hierauf in den wunderlichsten Brüchen geborsten. Die aufgebrochenen Chocoladeschollen stehen schroff widereinander, halb aufeinander; etliche barsten, als das Meer daneben noch im Fluß war und von verschiedenen Winden gekräuselt Ringe bildete, die mit der convexen Außenseite widereinander prallten, und

dann in plötzlicher Abkühlung plastisch aufbewahrt wurden. Und dieser bizarre Eisbruch ist viele, viele Fuß tief, oft gähnen uns förmliche Schluchten entgegen; oft scheinen die Schollen noch glühend zu sein, wär's auch nur der Reflex der Sonnenwärme; hurtig setzt man den Fuß weiter und weiter, als fürchte man zu verbrennen, von unten auf geröstet zu werden.

Während wir schreiten, foppen uns die abenteuerlichen Bildungen der Lavadecke: Wellenkreise, Hunderte von gedrehten Stricken, rohe Drapirung antiker Gewänder, schroff aufstarrende Klippen, Abgründe daneben, Alles das in Chocoladefarbe. So manche Beschreibung des Vesuvs ich auch gelesen, keine noch hatte mir Form und Farbe der Lava näher gebracht.

Wir stehen vor einem Aschenhügel mit spärlicher Vegetation bekleidet, mit stets rieselnder und wechselnder Oberfläche; der Schritt gleitet zurück. Oben steht das „Haus des Eremiten", San Salvatore mit Namen, am westlichen Ende der Schlucht zwischen Somma und Vesuv, auf eingesunkenem Terrain. Der fromme Eremit hat stark getauften Capriwein, wie es ihm sein Glaube vorschreibt; wir lassen ihm sein christliches Getränk, pflanzen uns auf den runden Steintisch am Abhange des Berges, thun einen guten Zug aus der Rumflasche, kauen Brod dazu und betrachten die Landschaft. Der Nebel stört uns nicht, wir entdecken im gedämpften Sonnenlicht die ganze Ansicht von Neapel, von der Insel Nisida bis zur Eisenbahn nach Capua. Ich theile mein Brod mit unserem Führer, der aus Dankbarkeit einen Händler mit vulkanischen Mustersteinchen fortjagt. Die Steine wollen wir uns selbst zusammensuchen! Der taufende Eremit läßt sich nicht blicken, er betet sicher für uns.

Die Hälfte des Weges war gemacht: „noch zwei Stunden“, sagt der Lazzarone mit wichtigem Tone. Diese „zwei Stunden“ fielen mir wie ein schwerer Lavablock auf die Seele.

Das dritte Viertel des Weges ist das bequemste, wenn man auf dem Vesuv das Wort „Bequemlichkeit“ in den Mund nehmen darf. Ich will sagen: man steigt nicht allzusehr, das Bergjoch senkt sich wohl gar einen Augenblick auf den eigentlichen Kegel zu; sonst aber ist der ganze Pfad mit spitzem Gestein wie mit verbrecherischen Vorsätzen gepflastert. Am „meteorologischen Observatorium“ vorbei erreicht man abermals einen Berggrat von Asche und Sand, dürre Aeste und verbrannte Stengel tragend, der 1859 verschont blieb, und wo ein flüchtiger Mensch Raum und Zeit genug fand, zehnmal vor Angst zu sterben. Rechts und links starrt uns der Eisgang der Chocolade wieder entgegen. Zwischen Zacken von plutonischem Altgestein hebe ich Schwefelkies, gelbe Schwefelstücke, erkaltete Erzschlacken, verbrannten Marmor, Lava spumante, Bimsstein, Asphalt auf, jene Ingredienzien des Herenbreis, der mit kochendem Wasser angemacht, den furchtbar festen Tuff von Herculanum bildete, aus welchem das Stück Theater so mühsam herausgehauen werden mußte.

Als wir zum Sterben ermattet sind, hebt sich ein graues riesiges Ungethüm so steil vor uns in die Höhe, daß wir den Kopf weit in den Nacken schlagen müssen, und der kleine Mann mit dem fettigen Bronzegesicht erklärt mechanisch: „Jetzt geht das Steigen an!“ Erstarrt wie Loth's Weib bleibe ich stehen, fragende Blicke auf den Kleinen, auf den Berg, an den Nebelschwall um die Kuppe

richtend. Es kam mir vor als ob man einem Todten gesagt hätte: „Jetzt mußt du sterben!“

Berg, Kuppe, Ungethüm — das bedeutet nämlich Alles gar nichts. Den Pelion hatten wir glücklich erschwitzt, aber jetzt thürmte sich der Ossa oben drauf. Dieser Ossa wurde von wilden Nebelmassen umjagt, bald aufwärts, bald abwärts; man konnte dreist in die Wolken greifen. Der Kegel besteht aus einem unabsehbaren Gebirge von Lavablöcken, toll aufeinander gestapelt, wie sie der Krater ohne Wahl herabgeschleudert hatte. Ich trat auf einen Block, suchte einen andern, stieß meinen Orangenstock in die Spalten zwischen den Blöcken, daß er zerschunden wieder heraus kam; der eine Block begann zu rollen, der zweite lag nicht fest; einmal glaubte ich, der halbe Fuß mit den Hühneraugen sei abgeschnitten. Und das sollte so fortgehen, da hinauf sollte ich?

Ich blieb stehen, unseren Cicerone andonnernd: „Was soll das geben?“ Das Bronzegesicht mit den stechenden Augen erwiderte mir kalt: das sei der bequemste Weg zum Kegel hinauf, er habe diese Seite gewählt, um die Asche zu vermeiden, worin man „mit jedem Schritt zwei Schritte zurückgleite“. Das ist ja noch toller als die Echternacher Procession! rief ich. Wie lange Zeit braucht man da, bis man wieder in Herculanum ankommt? — Es half nichts, ich mußte weiter klettern, meist auf Händen und Füßen zugleich, triefend von Schweiß, mit hochschlagendem Herzen, während die Beine de profundis seufzten. Nach ein paar hundert Schritten setze ich mich, blicke hinab und gewahre, daß von dieser Seite keine Umkehr möglich ist; man hätte zehnmal den Hals gebrochen. Ich raffe mich auf, keuche weiter; das fleckt gar nicht nach oben hin, nur

die Verzweiflung nach unten hin nimmt zu. Ich ruhe wieder und falle endlich zum zweiten Male auf eine Scholle, laut rufend: „Ich kann nicht mehr weiter, ich gehe nicht mehr!" Die Gränze meiner physischen Kraft war erreicht; ich weiß jetzt genau wo sie liegt: etwas über der Hälfte des Vesuvkegels.

Der Kleine bot mir von oben herunter an, mich an seinem Strick zu ziehen. So etwas widersteht mir, auch sah ich eine sarkastische Falte um die Lippen meines Begleiters. Ich hätte gar zu gern „Nein" gesagt, als mir plötzlich Goethe einfiel, der sich auch hat schleppen lassen, und der das ganz harmlos erzählt. Wenn's dem nicht geschadet hat, so darfst du's auch wagen, dachte ich und sagte Ja.

Der Lazzarone wirft den Strick über seine Schulter, hinten befindet sich eine Schlinge darin zur Handhabe. Ich lege die Hand hinein, der Kleine schreitet und zieht. Einmal läßt er mich noch rasten, dann sind wir oben. Und das alles für 12 Sgr.! Aber ich that das Gelübde, der Mann solle mehr bekommen. Ein Jahr lang täglich auf den Vesuv steigen — büßt jede Todsünde ab.

Wir sind oben, auf der dampfenden, qualmenden, mephitischen Hochfläche; aus Höhlen und Spalten kocht der Schwefelbrodem, in das tiefliegende Nebeldach des Himmels hineinfahrend. Der große Krater mit dem Höllenschlunde in der Tiefe, eine starke Viertelstunde im Umfange, ist mit Qualm gefüllt. Rechts oben am Kraterrande bäumt sich eine Art Vorgebirge spitzig über, mit bunten Schwefelblumen emaillirt, wie eine Breughel'sche Hölle decorirt. Ein Windstoß zertheilt den Qualm im Krater, der Schlund in der Tiefe wird sichtbar; wir werfen

Steine nach der Mitte zu, und der Schlund wirbelt sie ein, wie ein Athemzug Federchen aus der Luft absorbirt. Dann grollt und kracht's wie von unterirdischem Donner in der Tiefe, und schweigt wie wollender nnd nicht könnender Zorn. Durch den Qualm in der Höhe segelte auf das schwefelige Berghorn ein einsamer Vogel zu, wahrscheinlich ein Stymphalide. Wie lange wird das Thier solche Verwegenheit treiben?

Jetzt fährt ein furchtbarer Schwefeldampf über uns weg, uns eine halbe Minute schier verhüllend, das Entsetzlichste unseren Lungen zumuthend. Wir schreiten stark zu, ich frage den Führer, ob das nicht aufhöre? Speriamo! war die ganze Antwort. Wir wollen hoffen! Der Wind dreht sich, wir athmen wieder freier und gelangen an den kleinen Krater von 1855. Dieser ist viel handlicher, auch wegen seines geringen Umfanges übersichtlich; der Schlund zeigt uns deutlich sein schräg in den Berg gehendes Loch, aus dem nur wenig Dampf aufsteigt. Wir umschreiten dicht am Rande diesen Feuertrichter, mißtrauische Blicke und Steine hineinwerfend: „Gruß an's Centralfeuer, um Antwort wird nicht gebeten!"

Auf der Abdachung dieses kleineren Rachens zeigt der Führer die Stelle, wo man Eier kocht; unter einer Steinrippe ist nämlich die oberste Aschenschicht so warm, daß man Küche und Koch spart. Daneben qualmt es aus allerhand Ritzen und Klüften, in denen nicht selten feurige Glut sichtbar wird. Am Rande des Gesammtkegels setzen wir uns an kalter Stelle nieder, führen die Korbflasche zum Munde, kauen etwas Brod, und da einmal hier oben Alles raucht, so rauchen auch wir. In's tiefe Thal, auf Pompeji, Castellamare, Sorrent und die Bucht, „das Meer

und die Inseln" hinab, schicken wir vergeblich den Blick, den suchenden; wir gewahren nichts als den Titanenkampf der Wolken mit Apollo, der trotz aller goldenen Pfeile heute mit den Luftgeistern nicht fertig werden kann. Ein schmaler grüner Bandstreifen nach Pompeji zu ist Alles, was wir von der festen Erde erhaschen können.

Jetzt kehren wir zum großen Krater zurück, oben am Rande auf dem Aschenpfad wandelnd. Plötzlich thut der Führer einen großen Seitensprung, wir setzen nach, bis an die Knie in der Asche, und im Geschwindschritt eilen wir seitwärts. Ein dumpfes Rumoren wüthet im Schlunde, ein wahres Poltern des ungeduldigen Feuermeeres, dessen Brandung noch einmal ermattet zurückschlägt. Wenn es ihr gelänge, an's Licht zu kommen — sie würde uns grausam für unsere Neugierde strafen! Man braucht übrigens gar nicht mit Feuer gesteinigt zu werden; es genügt, am sandigen Ufer des Kraters einzubrechen und in die Tiefe zu gleiten. Von dort kehrt Keiner zurück, auch wenn der Verderber ganz ruhig ist. So sah unlängst ein Deutscher in Neapel vor seinen Augen einen Reisegefährten einbrechen. Der Führer stürzte nach San Salvatore, um Leitern zu holen; aber San Salvatore ist weit und der Schwefeldampf in der Tiefe mächtig. Der Deutsche unterhielt sich noch eine Weile lang von der Höhe des Randes herab mit dem armen Opfer, dann schwieg dieses — und war erstickt.

Die Rutschpartie der Aschenseite des Kegels war uns noch aufbewahrt. Hinab ist das komisch: man setzt die Fersen in die rollende Masse und gleitet, einen Fuß tief, mehrere Schritte weit vorwärts, setzt dann das andere Bein auf und macht so eine wahre Schlittschuhpartie oder

noch besser, wie Einige orthographiren, eine „Schrittschuhpartie". Das rieselt und rollt und schiebt und fließt, die Steine setzen sich mit in Bewegung, der ganze Kegel geräth in Fluß, und man läuft weiter keine Gefahr, als auf den Rücken zu fallen. Etliche Steinpyramiden ragen trotzig aus der Asche hervor; dort macht man Halt und entdeckt basaltartige Massen mit eingesprengten Flecken von sehr großer Härte. Dann geht's weiter im Rollen, Gleiten und Fließen, im Rieseln, Zischen und Knarren, bis im Nu jener Kegel erledigt ist, der mich beim Aufsteigen bis zur Verzweiflung brachte.

Am untern Rande des Aschenkegels befindet sich eine Vertiefung im Boden, wo man auf Steinblöcken sitzen kann; sie heißt poetisch das Atrio del Cavallo, der „Vorhof des Gaules". Hier hört nämlich das Reiten selbst für die Bequemeren auf, und eine umgestülpte Tragbahre wartet des zarten Geschlechtes, welches sich hier — einen Schritt vorwärts, zwei zurück — bis zum Krater hinauftragen läßt. Ein Faß elenden Wassers steht in diesem Atrium; der Cicerone schöpfte, aber mit Abscheu schüttete ich die Jauche aus, statt ihrer eine halbe Lemone aufbeißend.

Wir kehren nicht auf demselben Wege zurück, sondern erreichen das Observatorium auf schmalem Sand- und Aschenbande, erblicken San Salvatore nur von Weitem und versuchen in bescheidener Bauernwirthschaft Wein zu erhalten. Der Vignajo bewilligt uns zuerst eine Flasche zu zwei Carlin, sobald wir uns aber gesetzt haben, schlägt er auf und fordert drei. Noch mehr entrüstet als durstig, schwingen wir den Stab, gleichsam als sollte uns ein

Mensch nicht an dem Tage verirren, wo wir dem Vesuv getrotzt hatten. Bis unten wollen wir's schon aushalten, jubeln wir, und in Resina soll die Rache so süß werden wie lacrymae Christi.

Wir klettern wieder über den Eisgang von Chocolade, und ich beobachte jetzt zuerst die kryptogamische Vegetation auf den Schlacken von 1859, graues, kleingekräuseltes Moos auf der Oberfläche, aber von mineralischer Natur, so spröde wie Feilspäne. Hier kam es mir denn doch vor, als ob die beiden Reiche der Natur ohne Sprung ineinander übergingen, als ob die ganze daseiende Welt aus nichts als aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff bestehe. Ich dachte mir dieses mineralische Moos verwitternd und verwesend, um höherer Pflanzenwelt die Stätte zu bereiten, welche mehr Humus, tieferen Wurzelgrund erfordert, damit Stengel, Blätter und Blüthen treiben können. Und was am Vesuv jetzt noch zur Lehre als Ausnahme geschieht, warum sollte das bei allgemeiner plutonischer Einwirkung nicht überall vorgegangen sein?

Wir lassen die grüne Oasis und die Cyklopenmauer hinter uns, wir erreichen die Weinberge und ländlichen Wohnungen; wir biegen auf das breite Pflaster ein, wo uns eine französische Restauration vergeblich lockt; wir langen in Resina an, wo der brave Führer uns in ein Wirthshaus mit Garten spedirt. In diesem Garten unter grünem Baumschlag, in schattiger Laube lassen wir uns nieder; es war 4 Uhr. Acht Stunden gehören also für den rüstigen Wanderer dazu, vom antiken Herculanum aus die Höhe des Vesuv zu ersteigen, acht dornenvolle, erinnerungsreiche Stunden.

Wir wuschen uns Gesicht und Hände; wir ließen die feurige „Christusthräne" herbeischaffen, dazu — es war Freitag — Dickebohnen, Eierkuchen, Salat, Finocchien; wir tränkten und speisten den braven Lazzarone, der keinen Augenblick seine Bescheidenheit verlor; wir zahlten ihm mehr als ihm zukam, der Mann sagte Grazie, und dann schwelgten wir wie zwei Lucullus: „dieses Glas der ganzen Welt!"

Fünf Stunden in der Unterwelt.

Verlassen wir noch einmal diese lärmende, tobende, oberflächliche Diebswelt, und steigen wir zu den süßen Schatten der Vergangenheit hinab! Suchen wir die Fußtapfen der alten Götter auf!

Die Eisenbahn von Neapel nach Castellamare will uns nicht passen, sie ist nicht antik. Besteigen wir lieber den leichten Einspänner, der noch etliche Aehnlichkeit mit dem alten Cisium hat. Und dann fort über Portici nach Resina. Die Unterwelt von Resina heißt Herculanum. Hier ist ein Stück Theater blosgelegt worden, das wir bei Fackelschein auf tiefer Treppe erreichen. Der Tuff hatte sich so entsetzlich gefestet, daß er nur mit dem Meißel ausgehauen werden konnte. 60 Fuß geht es unter die Oberfläche der bewohnten Erde hinab, ehe man zu den Piedestalen der beiden köstlichen Balbus gelangt, die im Museum zu Neapel, hoch zu Roß, fast alle modernen Reiterstatuen zu nichte machen. Im Theater selbst war Platz für 10,000 Menschen; man sieht aber nur Bruchstücke der geschwungenen Sitzreihen, den Platz des Orchesters und die Kammern der Schauspieler, jetzt Garderobe genannt.

Der Custode ist regelrecht aufgezogen und schnarrt

seine Litanei wie eine Spieluhr ab. Zum Ersatz ist er der erste Mensch, der in der Campagna felice zufrieden mit dem Trinkgeld gewesen, das wir ihm verabreichten. Eine schmutzige Gasse hinab gelangen wir noch zu einer bloßgelegten Straße des alten Herculanum, die uns jedoch wenig Interessantes bietet, nur den Vorschmack von Pompeji gibt und rasch durchmustert ist.

Automedon ist bereit und wir rollen weiter nach Torre del Greco und Torre dell' Annunziata, beide hart am Meere gelegen. Hinter Torre dell' Annunziata, dem Oplontum der Alten, wird zu Mittag gespeist auf herrlicher Terrasse, angesichts von Castellamare oder Stabiä, angesichts von Capri und Miseno. Dann geht's landein nach Pompeji. Adieu Oberwelt, leb wohl, Civilisation und Brigandage, wir verlieren uns in die Weltgeschichte!

Der uniformirte Cicerone führt uns durch das Seethor in die begrabene Stadt; bis hieher wäre früher das Meer gegangen, welches jetzt eine halbe Stunde weit entfernt ist. A Jove principium, wir beginnen mit dem Forum und dem Jupiterstempel. Pompeji war eine mäßige Provinzialstadt, mit Festungsmauern umgeben, welche die Vorstädte abtrennten; dennoch umging man die ganze Ellipse bequem in 1½ Stunden. Erst unter Augustus wurde die Stadt Municipium. Dennoch schilderte sie Rom im Kleinen ab, und was uns am Meisten wohlthut, dieses Kleine ist in richtiger Verhältnißmäßigkeit durchgeführt. Das Kleine wird hier nicht durch großstädtische Ueberspannung kleinlich, der Frosch in der Fabel ward nicht hier ersonnen. Pompeji ist, wenn man will, Rom als Dorf. Auf breiten Treppenstufen steigt man zum Sitze des

herrschenden Gottes hinauf, von wo man selbst die Stadt beherrschte. Die Säulen sind von Stuck, wie es einer Provinzialstadt zukam.

Das Forum ist auf seinen drei offenen Seiten mit öffentlichen Gebäuden eingefaßt; links: das Pantheon oder der Tempel Augusts, das Senaculum oder der Berathungssaal der Decurionen (Bürgermeister), der Tempel des Merkur oder des Quirinus, das Haus der Eumachia oder das Chalcidicum, zur Reinigung der Priesterwäsche bestimmt, die Schule des Verna, öffentliche Erziehungsanstalt; gradeaus die drei Curien: Gerichtslokale; rechts: die Basilica, Ort für Volksversammlungen und Wahlen, wo Beschlüsse über Getreidebedarf, Krieg und Frieden erzielt wurden; der Tempel der Venus, der größte und schönste aller bis jetzt in Pompeji gefundenen, endlich das Staatsgefängniß, denn eingesperrt muß werden.

Im Peristyl des Pantheons beginnen die Fresken: vierfüßige Thiere, Geflügel, Amphoren; im Heiligthum standen die Bildsäulen der kaiserlichen Familie, der junge Drusus und Livia als Priesterin, jetzt zu Neapel. Im Triclinium wieder Fresken: „Romulus und Remus mit der Wölfin". Die reizendsten Bilder aber sind: „Aethra, die dem Theseus das Schwert seines Vaters entdeckt", und „Odysseus unerkannt vor Penelope". — Aus dem Venustempel stammt der Faun als Hermaphrodit in Marmor, und die bogenführende Diana in Bronze. Auf den Wänden des Tempels prangen Landschaften, Gebäude, Frauen und Männer von Kindesgröße mit ausgewachsenen Köpfen; dann Scenen aus der Iliade. In einem kleinen Gemache eine zauberhafte Freske: „Silen und Bacchus".

Jetzt schlagen wir die Ueberfluß- oder Handelsstraße bei der Schule des Verna ein; sie führt vom Forum zur Stabiästraße. Wir gelangen zum Hause des „Wildschweins" mit der herrlichen Mosaik: ein Eber von zwei Jagdhunden angegriffen. Wir biegen um die Ecke und stehen vor dem Hause der „Grazien"; gegenüber liegt das Haus „Hero's und Leander's". Weiterhin stoßen wir auf das Haus des „Kaisers von Oesterreich"; links gegenüber in der Chalcidicumgasse liegt das Haus des „Königs von Preußen".

Schlagen wir uns hinauf zum „dreieckigen Forum"! Hier stand in der Mitte der älteste und reinste griechische Tempel, ein großer Portikus auf 100 dorischen Säulen bildete die Einfassung; dorthin flüchtete sich das Volk beim Regen, wie heute in die Glasstraßen oder Passagen. Das Dreieck war gleichschenklig mit langer Basis: oben im einen der beiden gleichen Winkel liegt der Tempel des Herkules, etwas unter dem andern gleichen Winkel die Isische Curie, und an diese stoßend der Isistempel selbst. In der Curie weihten vermuthlich die Priester den Neuling in die Mysterien der ägyptischen Gottheit ein; im Tempel selbst haben sich Skelette von Priestern, Asche und Kohlen auf dem Opferaltar, Leuchter in Form der Lotuspflanze und Lotusblume, alle Attribute der ägyptischen Götter in Stuck, endlich Fresken gefunden, welche darstellten: die Apotheose der Io, die heiligen Thiere, zwei kolossale Hermen mit Bart und Hörnern; Schlangen, um Blumenstäbe gewunden; Isis, den Hut auf dem Kopf, das Scepter in der Hand, den Fuß auf einem Schädel; Priester im weißen Linnengewande, den Kopf geschoren, die Füße mit durchsichtigem Stoff bekleidet.

Hinter der Basis des Dreiecks liegen das Forum

Nundinarium und die Theater. Das Forum Nundinarium war seinem Namen nach ein Markt, ruhte auf 74 dorischen Säulen, und zählte 42 Läden; die oberen Räume dienten wahrscheinlich zu gymnastischen Uebungen der Soldaten, von denen sich 63 Skelette vorgefunden haben. Das große „tragische Theater“ ist in Halbkreisform und war oben offen; man spannte die Vela oder Tücher auf Stöcken darüber, um sich gegen Sonne und Regen zu schützen. Es faßte 15,000 Personen. Das kleine Odeumtheater dahinter ist viereckig; es war bedeckt und faßte nur 1500 Personen, also etwa die Schaulustigen der Stadt selbst.

Am Tempel „des Jupiter und der Juno“ betreten wir die Amphitheaterstraße, die uns in die oberste Ecke der Ellipse führt. Im Amphitheater fanden 20,000 Personen Platz; die ganze Umgegend strömte also zu großen Vorstellungen im Theater wie im Amphitheater zusammen. Die Frauen saßen im Amphitheater über den verschiedenen Rangklassen der Gesellschaft, in einer Art von Logen, eine Einrichtung, die sich nur in Pompeji findet.

Wir kehren zurück und erreichen die Stabiästraße. Zunächst laden uns die „Neuen Thermen“ zu sich ein. Im Tepidarium sind trefflichste Stuckarabesken: Frauen mit Fruchtschüsseln, Amorinen auf Delphinen; auch an der schier zertrümmerten Wölbung waren Cassetten und Rosen, Amorinen und Trophäen. Im Calidarium gleichfalls Stuckarbeiten: Caryatiden, Dreirudrer, Meeresgötter. Die Paläistra mit ihren Säulengängen, mit Tuff von Nocera gepflastert, stößt an die Bäder. Hier deuten die Bilder auf ägyptischen Ursprung: der Nil, Sphinxe, heilige Thiere 2c. Und in der That war Pompeji eine Allerweltsstadt, das

griechische Wort Pompeion heißt Emporium, Stapelplatz; zu der ursprünglichen oskischen und samnitischen Bevölkerung waren nicht nur Römer, sondern auch zahlreiche Orientalen, namentlich Phönizier und Aegypter gestoßen.

Das Haus der Suonatrici oder Musikantinnen ist eins der merkwürdigsten der Stadt. Gleich im Eingange sieht man eine Frau im Epheukranze, auf der Doppelflöte spielend; ein trunkener Mann stützt sich auf ihre Schulter. Gegenüber hält Ceres zwei Fackeln. In den Schlafgemächern lieblichste Bilder: Chiron und Achill, Thalia und Melpomene, Venus, Psyche im langen Gewande, die Hand nach einem Löwen ausstreckend, Bacchus mit Strahlenhaupt, den Fuß auf einen Elephantenkopf stemmend. Aus dem Triclinium dieses Hauses stammen die schönsten Fresken im Museum zu Neapel, namentlich das Prachtbild mit lebensgroßen Figuren: Zwei Stiere mit buntgeschmückten Hörnern ziehen einen Wagen, worin der alte Silen, weinlaubbekränzt, den kleinen Bacchus auf dem Schooß hält, der zu schwach ist, den schweren Thyrsus allein zu handhaben. Ein bartloser Satyr schreitet nebenher; ein zweiter, mit Pinienzweigen bekränzt, bläst die Doppelflöte. Drei bacchische Figuren geleiten fröhlich den Wagen, drei Weiber mit Vasen und Körben folgen. Links vom Zuge erscheint Pan, kahlen Kopfes und bebartet. — Eben daher stammt auch der trunkene Herkules, dem ein kleiner Amor mit der Doppelflöte in's Ohr spielt, und der sich auf ein hermaphroditenartiges Wesen stützt, auf den Atys, den Sohn der Omphale. Dieser Atys brachte den Cybeledienst nach Lydien. Auf dem Eckpfeiler des Peristyls ist ein Labyrinth plump skizzirt, mit der Unter-

schrift: „Hier wohnt Minotaurus." Richtig birgt auch dasselbe Haus eine Freske: ein Mann mit Stierkopf verfolgt einen geflügelten Jüngling, Minotaurus den Ikarus. Uebrigens beweisen die Bilder des Hauses der Suonatrici, daß die Alten nicht nur al fresco (udo tectorio) malten, sondern auch portative Gemälde hatten, tabulae pictae, sei es auf Kalkplatten, sei es auf Holz.

Wir biegen jetzt in die Glücksstraße und gelangen zum Hause der „Jagd", an der Ecke des Vico storto, der Krummgasse, des „schlechten Viertels". In der Area des Peristyls steht ein Rundbecken von Stuck; auf der hintern Wand ist die große Jagd gemalt, welche dem Hause seinen Namen verlieh. Das Haus der „Ariadne", auch das Haus „der bunten Kapitäle" genannt, enthält das Hauptbild: die verlassene Ariadne, ferner noch einen Ganymed, wie er Jupitern in Adlersgestalt füttert; Perseus, wie er der Andromeda das Haupt der Meduse zeigt; Jupiter und Leda; Apollo als Leierspieler. Im Hause des „Großherzogs von Toskana" ist ein Bild der Dirce, wie Antiope ihren beiden Söhnen gebietet, die Unglückliche von den Hörnern des Stieres loszubinden; es ist dies der Vorwurf des berühmten „Farnesischen Stieres". Im Hause „der geschmückten Kapitäle" sieht man Faun- und Bacchantenköpfe an den Kapitälen der Pilaster.

Springen wir über die Glücksstraße hinüber zum Hause des Fauns, einem der größten in Pompeji. Hier sind Bleiplatten zwischen der Mauer und dem deckenden Stuck angebracht, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Im Tablinum war die weltberühmte Mosaik der Alexanderschlacht zu Neapel. Im Triclinium befand sich eine zweite Mosaik: Bacchus bändigt den Panther; der arg

beschädigte Löwe ist noch vorhanden. Seinen Namen trägt das Haus von dem berühmten tanzenden Faun in Bronze, der einst im Atrium stand. Das Haus „des Labyrinths", wegen seiner fabelhaften Einrichtung so genannt, liegt nebendran.

Wir betreten jetzt die Merkurstraße, und betrachten zuerst links das Haus „des Inachus und der Io"; dann das Haus „des Meleager", eine wahre Bildergalerie. Im Atrium: Paris und Helena, gegenüber Thetis, welche von Vulkan die Waffen Achills empfängt. In einem Schlafzimmer ein priapisches Opfer; in einem andern Amor, der den Jupiter zu Ganymed bringt; in einem dritten die scandalöse Erfindung des Dädalus zu Gunsten der Pasiphae; dann die drei Welttheile: Europa thronend und gebietend, Asien und Afrika dienend; ein Schiff streicht durch die Wellen, die Schätze des Orients zu holen. Im Tablinum, Inachus als Krieger, die Io um Liebe flehend; Mars und Venus, wie so oft in Pompeji, in zärtlicher Attitüde.

Gegenüber steht das Haus „der Bacchantinnen", so genannt wegen der zauberhaften Darstellung jener Kellnerinnen der alten Welt. Im Innern: Zephyr, der vom Himmel herabsteigt, Flora oder Chloris aus dem Winterschlaf zu wecken; ein sitzender Bacchus, vortrefflich; reizende Arabesken. — Auf derselben rechten Seite: das Haus „des verwundeten Adonis" mit dem riesigen Bilde, wie der Geliebte in den Armen der Venus stirbt. Daneben Marsyas und Olympus, Achill und Chiron. Links vom Peristyl: Venus sich vor Adonis enthüllend. — Weiter die Straße hinauf steht das Haus „des Quästors", auch nach „Castor und Pollux" benannt, worin sich die klas-

sischen Fresken vorfanden: Meleager zur Jagd gehend; Perseus, der die Andromeda vom Ungeheuer befreit; Medea, die auf den Tod ihrer beiden Kinder sinnt; die Niobiden, ein Glanzstück; endlich ein Pygmäe, der einen Affen tanzen läßt, ein Muster von komischer Naivität. Die Frauengemächer enthalten andere entzückende Bilder: der Hermaphrodit und der Satyr, Achill von seiner Mutter in den Styx getaucht, Endymion und Diana, Echo und Narziß. Die ganze Exedra war voll klassischer Wandgemälde: reizende Bacchantinnen; Achill, der das Schwert wider Agamemnon zieht; Odysseus, der den Achill am Hofe des Lykomedes erkennt; Odysseus als Bettler von Eumäus erkannt. Und die Alten hätten die Malerei nur halb verstanden!

Daneben steht das Haus „des Ankers“ mit dem schönen Portikus, der zu einem Tempel führt. Gegenüber sind die Häuser „der kleinen und der großen Fontäne“; in ersterm floß das Wasser aus einer Theatermaske in ein Becken, in welchem auf kleiner Säule ein geflügelter Genius in Bronze stand; das Wasser sprudelte aus dem Schnabel des Schwanes unter seinem Arme. Daneben fischt ein Knabe in Bronze, in dem Körbchen an seinem Arm zappelt ein Fischlein. Im Portikus des Hauses der „großen Fontäne“ steht ein großer marmorner Springbrunnen, mit Muscheln und Mosaik bekleidet, mit Masken verziert; man konnte ein Bad in dem Becken nehmen, in welches das Wasser drei Stufen tief abstürzte.

Hart daran erhebt sich das merkwürdige Haus „der Färber“ und Tuchwalker, und daran stößt, den „Bacchantinnen“ gegenüber, das Haus „des tragischen Dichters“. Das Mosaikpflaster an der Thürschwelle des Poeten war

das berühmte Cave Canem, Hüte dich vor dem Hunde! jetzt im Museum zu Neapel; aus dem hiesigen Atrium stammen auch die Copieen großer homerischer Bilder zu Neapel: Chryseis ihrem Vater zurückgegeben, Abschied Achill's von der Briseis; Thetis Jupiter'n um Rache für ihren Sohn anflehend. Hier fand sich auch das Bild: Dädalus nach Großgriechenland fliegend, Ikarus im ägeischen Meere ertrinkend. In den kleineren Zimmern: Krieger zu Fuß und Amazonen zu Wagen. Auch das Pflaster des Tablinum war Mosaik: der Chorage theilt den Schauspielern Masken und Costüme aus; im Hintergrunde Theatersäulen; ein Flötenspieler richtet sein Instrument. Neben dem Sacrarium in besonderem Zimmer sah man das unübertreffliche „Opfer der Iphigenie". Wie die zarte Jungfrau die Arme nach dem Vater ausstreckt! Aber Agamemnon wendet sich ab und verhüllt das Gesicht mit dem Mantel. Der Maler Timanthus, ein Nebenbuhler des Parrhasius, konnte keinen höheren Ausdruck für den Schmerz des Agamemnon finden. Wie groß waren diese Alten durch ihr Zartgefühl! — Auch die Exedra ist voller Bilder: Leda zeigt dem Gemahl die drei Kinder, Castor, Pollux und Helena, die aus demselben Ei hervorgingen; Theseus verläßt die schlafende Ariadne auf Naxos; Amor beklagt sich bei der Mutter Venus über die Verachtung der Diana. Herrliche Mosaiken zierten den Fußboden. Dieses Haus hatte ausnahmsweise zwei Stockwerke, sonst ist die Regel ein einziges. In den anstoßenden Läden fand man Juwelen, Gold- und Silbermünzen, Thon- und Bronzegeschirre.

Gegenüber blickt man durch den Triumphbogen und die Forumstraße auf die Rückseite des Jupitertempels.

Die Ecke links bildet der Tempel der Fortuna mit stolzem Aufgang; er war dem Augustus Cäsar geweiht; hier will man eine Statue des Cicero gefunden haben. Wir halten uns jetzt in der Bogen- oder Thermenstraße, und stoßen sofort auf die Alten Bäder: sie theilen sich in zwei Flügel, für Männer und für Frauen. Das Tepidarium oder der Lauwarmsaal hat prächtige Stuckreliefs an der Wölbung; kleine Telamonen tragen ein Karnieß auf ihren Köpfen. Jedes der beiden Bäder konnte zwanzig Personen auf einmal fassen; das Sonnenlicht drang nicht in's Beckenzimmer, welches vielmehr durch Armleuchter erhellt wurde.

Diesen Thermen gegenüber wurde kurz vor unserer Ankunft ein neues bedeutendes Haus ausgegraben, welches nicht verfehlt haben wird, die Runde durch alle Zeitungen zu machen. Der Peristyl wird von 14 gelben und weißen Säulen getragen — die Peristyle sind immer das Reizende in Pompeji —; durch die Säulen gingen Wasserröhren — jene Glücklichen kühlten ihre Häuser, wie wir sie wärmen. In den Frauenzimmern, soll heißen Frauengemächern, fanden sich die süßesten Wandbilder: Apollo und Daphne; Odysseus, den Achill in Frauenkleidern bei den Töchtern des Königs Lykomedes entdeckend; Paris, in phrygischer Mütze und rothem Mantel auf der Erde gelagert, die drei Göttinnen um ihn her, Venus im Siegesstolz sich dem Preisrichter enthüllend.

Wir beschreiben jetzt einen Bogen und gelangen in die Domitianastraße; rechts liegt die „Taverne der Fortunata", links der „Gasthof des Polybius". Zur Linken ferner das Haus „der Marine" mit drei Stockwerken; zur Rechten die „Akademie der Musik"; dahinter das

vielgepriesene Haus des Pansa, das als Muster eines antiken Hotels ein besonderes Studium verdient. Dann folgt zur Rechten das Haus des Historikers Cajus Sallustius, das in seiner innern Eintheilung vielfach an die Wohnung des Pansa erinnert. Die Wand, dem Peristyl gegenüber, hat wieder bedeutende Fresken: Actäon, der Dianen im Bade ertappt, und Actäon von Hunden zerrissen. Auf den Seitenwänden die Entführung der Europa und die Flucht des Phrixus und der Helle, lauter oft wiederholte Gegenstände. – Helle liegt bereits im Wasser, dem sie den Namen „Hellespont" gegeben; Phrixus streckt vom Ziegenbock vergeblich die Hand nach ihr aus. Ganz besonders schwunghaft ist die Darstellung der „Europa", vom Stier-Jupiter davongeschleppt, der sie fast menschlich verliebt anschaut. Amor, der lose Junge, führt in den Lüften die Zügel, welche an den Hörnern des Stiers befestigt sind, und schwingt lustig seine Peitsche. Auf der entgegenstehenden Wand sinkt Venus, von Amor gezerrt, zu Boden — die Göttin der Schönheit selber überwunden! Ein Krieger, dessen Waffen am Boden liegen, ob Mars, ob Anchises, bemächtigt sich der reizenden Beute.

Bei der vorspringenden Fontäne in der Domitianastraße zweigt sich rechts das Wallgäßchen ab, in welchem das Haus „der Tänzerinnen" und das „des Narziß" stehen; ersteres ist bekannt durch die Bilder der vier Attitüdenspielerinnen, welche bei Festen und Banketten „lebende Bilder" aufführten; letzteres durch das Bild des Narziß, der sich im Quell bespiegelt. Nach dem Thore zu passiren wir rechts die „Dogana" und kommen zum Hause „des Chirurgen", in welchem sich Specula, Schröpfköpfe, Spateln, ein Katheter, eine Forceps, Lanzetten, Scheeren,

Zangen, Hebezangen und Cauterisirstengel fanden. Am Ausgange der Stadt sind Herbergen und Kneipen, auf deren Theke noch das runde Abzeichen der Gläser zu sehen ist. Wer dort zuletzt den „Spezial" niedergesetzt haben mag!?

Wir stehen am Herculanischen Thore, draußen beginnt die Vorstadt Augustus Felix; die Straße heißt die Gräberstraße. Links sehen wir das Grab der Mammia, ein oskisches Denkmal; die Villa des Cicero, nach Andern des Marcus Crassus Frugius. Jedenfalls war es ein reicher Herr, der da wohnte: aus seinem Hause stammen die beiden Mosaiken, welche den Namen des Dioscurides von Samos führen, und zwei charmante komische Scenen darstellen; ebenso die Fresken der acht Tänzerinnen, der vier Centaurengruppen und der zehn Faune als Seiltänzer. Dann folgt ein großer Portikus und gegenüber liegt langgestreckt ein Gasthof mit Pferdeställen — die Fremden blieben also in der Regel außerhalb der Stadt. Links wieder Gräber: des Scaurus, des Calventius, der Tyche; endlich die Villa des Diomedes. Sein eigentliches Hotel liegt oben an der Straße nach Salerno; der Bulwer'sche Roman spielt in der Villa des Faubourg.

Die Villa ist zweistöckig und vielleicht das Musterhaus von Pompeji; Construction wie Abtheilung entsprechen völlig den Vorschriften Vitruvs. Der erste Stock ist der Straße entsprechend, der zweite dem Garten; vielleicht gab es noch einen dritten. Die Sclaven wohnten tiefer als der Herr, nicht wie sonst eine enge Treppe höher. Von einem Zimmer, dem Peristyl gegenüber, beherrschte man den ganzen Meerbusen von Neapel, bis nach Sorrent und zur Insel Capri. Das Badezimmer ist in fast un=

versehrtem Zustande. Unter den Säulengängen läuft eine unterirdische Galerie her, die als Keller dienen mochte, wenn man nach den vielen Amphoren schließen darf, die hier gefunden wurden. Am Fuße der Treppe kamen die berühmten 18 Personen um, alle nebeneinander; die Asche hatte sich um sie gedichtet, und noch sieht man Brust, Schultern und Arme einer dünnbekleideten Person abgedrückt. Alle sind verhüllten Antlitzes gestorben, wie Plinius, wie zartfühlende Alte, ästhetisch bis zum letzten Röcheln. Am Thore des Gartens, wo man zum Meere hinging, fand man die Skelette des Arrius Diomedes, des Hausherrn, und seines Sclaven. Er wollte entfliehen und fand den Tod, einen Schlüssel in der Hand, einen Goldring am Finger. Der Sclave trug in einem leinenen Beutel 10 Goldstücke, 88 silberne Imperialen und 9 kupferne. Es scheint, daß noch neun andere Familienglieder sich durch dieses Gartenthor retten wollten; man fand ihre Skelette nach dem Meere zu, tief vergraben in der Asche.

Wir sind an der untersten Ausspitzung der Ellipse angelangt.

Etwa ein Viertel dieser verschütteten Stadt ist bis jetzt aus der Asche herausgefördert worden, ein Weg von 2¼ Stunden ist an's Licht gebracht, natürlich ohne das Innere der Häuser mitzuzählen, auch unbeschadet der Vorstädte, die nach dem Meere zu sehr bedeutend sein mußten, da sie ein Viertel der städtischen Bevölkerung umfaßten. 680 menschliche Skelette hat man im Schutte gefunden, von Thieren nur 48. Seit 109 Jahren dauern die Nachgrabungen; würde also mit der bisherigen Langsamkeit fortgefahren, so gingen noch vier Jahrhunderte darauf, ehe ganz Pompeji auferstanden wäre! Seitdem jedoch die

„Piemontesen“ hier sind, geht es rascher; eine Pferdebahn schafft den Schutt fort, und man hofft, in 10 Jahren das Osterfest von Pompeji zu feiern.

Hat man den ausgegrabenen Theil der Stadt aufmerksam durchwandert, so ist man unwillkürlich zu der angenehmen Ueberzeugung gekommen, daß hier kein Elend, keine Massennoth stattfinden konnte; daß Jeder zu leben hatte, wenn auch der Eine besser und luxuriöser, der Andere bescheidener und dürftiger. Zur Erklärung dieses größten und liebsten aller Wunder genügt sicherlich die glückliche Natur des Bodens und selbst die Handelsbetriebsamkeit der Einwohner nicht. Es ist wahr, der Wein gedieh herrlich in der Asche des Vesuv; es ist ferner wahr, daß dieser Wein damals mehr ausgeführt wurde als jetzt. Pompeji hatte an der Mündung des Sarno seinen Hafen in Gemeinschaft mit Nola und Nocera, es war ein Stapelplatz. Aber es ist auch Thatsache, daß neben den Reichthümern Einzelner, wie sie uns die Behausungen des Diomedes, des Cicero, des Pansa, des Sallust, des M. Lucretius verrathen, sich nach unsern Begriffen und Erfahrungen ein massenhaftes Elend geltend machen müßte.

Pompeji handelte nicht nur mit Wein, sondern auch mit Getreide, Oel, Mehl, Seefischen, Obst und getrocknetem Gemüse, wie Cato das rühmend anerkennt, der besonders die hiesigen Müller lobt.

Nicht nur die Göttin Isis war von Alexandria nach Pompeji gekommen, sondern auch viele reiche Aegypter; griechische Künstler ließen sich hier nieder, das ganze materielle Dasein bis zu den untersten Bedürfnissen hinab vergeistigend. Die hiesigen Kunstschätze waren nicht zusammengeraubt, sondern wohlerworbenes Privateigenthum.

Wie geistreich Alles in Kleinrom zuging, davon zeugen die Inschriften auf Häusern und Tempeln. In der Straße der zwölf großen Götter stand unter deren Bildern:

Duodecim deos, et Dianam et Jovem
Optimum, maximum, habeat iratos
Quisquis hic minxerit aut cacaverit.

Der Zorn der zwölf großen Götter, der Diana, des besten und größten Jupiter auf den herab, der nicht bedenkt: „dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!" Auf einem Fechtsaale nahe beim Forum waren zwei Gladiatoren im Kampfe abgebildet; der Preisrichter oder lanista gibt dem Sieger die Preisruthe; darunter stand auf Plattlateinisch:

Abiat Venere Pompeiana iratam qui hoc laeserit!

„Wer dies Bild beschädigt, verfalle dem Zorn der Pompejanischen Venus!" —

Die Gräberstraße führt uns in's Freie, in die Oberwelt, in die annexirte Wirklichkeit. Wo stand mir der Kopf? Wie mich zurecht finden im Unbequemen dieser Atmosphäre? Es war mir nicht wie eine Befreiung und Erlösung, sondern wie eine Verbannung und Ungnade. Da stand der Automedon mit dem Cisium; mechanisch stiegen wir ein und im schärfsten Trabe ging's nach Torre dell' Annunziata zurück. Wir begaben uns wieder auf unsere Terrasse, wir bestellten Capriwein, wir tranken in großen Zügen; es blieb Alles todt, die schönste Natur war wie mit grauem Aschenflor umwoben. Sorrent lockte mich nicht, noch Ischia, noch das vulkanische Gebirge zu unserer Linken. Wir kamen stets auf unsere Wanderung durch

die unterirdische Geschichte zurück, notirten, ordneten, berichtigten, verglichen, priesen, perorirten und tranken.

— „Sehen Sie die kleine Insel dort vor uns?“ sagte ich endlich.

— Ja wohl, erwiederte mein Begleiter, das ist die Insel Revegliano.

— „Ach was Revegliano! fuhr ich aus, es ist die Petra Herculis des Plinius. Revegliano ist Kauderwelsch, elender Jargon, Bastardsprache, dummer moderner Flicken!“

Durch Umbrien.

Von Rom nach Siena: Cività Castellana, Narni, Terni, Spoleto, Foligno, Assisi, Perugia, Siena.

Von Rom nach Siena.

Das war ein herz- und beinahe ein halsbrechender Abschied von Rom. Diesmal hatte ich mir den Wagen nicht vorher besehen und die Pferde im Sacke gemiethet. Stefano Nardone hatte mich im Namen aller Vetturine bestochen. Als wir am 13. Juni, Morgens um 7 Uhr einsteigen, befällt uns ein großer Schrecken: der Wagen ist alt, baufällig, hart; das eine Pferd hat den Koller, das andere eine lahme Hüfte; der Vetturin ist ein kleiner grauer unansehnlicher Kerl, wie ein alter Bedienter.

Addio Fontana Trevi! Ich hatte nie geglaubt daß ich noch weinen könnte, und jetzt strömten meine Augen mit der Fontana in die Wette. Ich sehe dich wieder, wenn du italienisch geworden bist — oder nie! — Addio Pantheon, Symbol auch unserer Zeit! denn nur in der allgemeinen Concurrenz der Religionen ist des Menschen Seele noch vor dem Schmutz des Zwangscultus zu bewahren.

In der Ripetta, angesichts der Tiber, stürzt der Kollerige zu Boden, und unser Vetturin heißt Scipio! Im Schritt, wie ein Krankenwagen, geht's nach Porta del Popolo. Halt! Die Pässe! Ich frage meinen Afrikaner, ob wir es wohl je bis an die päpstliche Gränze

bringen? Mit Thränen im Auge schwört er mir zu, die ganze Reise würde in der vorgeschriebenen Zeit zurückgelegt; aber er sei ein geschlagener Mann, seine Pferde bildeten sein ganzes Vermögen.

Addio Villa Borghese! freundlicher Musentempel! Addio Casino di Rafaello! geheiligte Stätte des Genius!

Da kommt seitwärts eine Heerde der prachtvollsten Ochsen, fahlgrau, etwas in's Violette schillernd, mit den unendlich langen Hörnern. Die Treiber sitzen zu Pferde wie die Centauren. In malerischer Unordnung jagen sie quer über den Flaminischen Weg hin.

Im Hundetrab fahren wir auf Ponte Molle zu. Dicht vor der Brücke eine neue prachtvolle Ochsenheerde, durch die wir uns mühsam hindurcharbeiten. — Jüngst that bei öffentlicher Schulprüfung in Rom ein Examinator die unvorsichtige Frage nach den „Gränzen des Kirchenstaates". Ein kleiner Junge antwortete harmlos beherzt: „Die Gränze des Kirchenstaates ist am Ponte Molle!" Er meinte wahrscheinlich, weiter hinaus herrschten die Briganti und die Francesi. Das war ein enfant terrible.

Wir verlassen sofort die Straße nach Viterbo und halten uns rechts am Tiberflusse. Es gilt aus der Campagna hinaus zu klettern, und schon bei Prima Porta wird Vorspann genommen. Ein grauer Kerl, ganz in Leinwand gekleidet, einen Spitzhut auf dem Kopfe, schwingt sich ohne Steigbügel auf das Vorspannpferd — ein leibhaftiger Till Eulenspiegel, ein bäuerlicher Débardeur vom Pariser Carnaval. Wie er so vor uns her hüpft — das Schwanzlederchen hinter ihm beginnt auch zu hüpfen — wird er mir zum Pan; leider verwandelt er sich kurz nachher in einen Arlecchino, der am Faden auf- und

niedergeht. Till Eulenspiegel, mißstimmt durch die große Anstrengung, die seinem Pferde zugemuthet wird, applicirt den Rossen des Scipio hin und wieder etliche Schläge mit dem Stock seiner Peitsche; Scipio, der vom Bock herabgesprungen ist, haut dafür auf den Vorspann ein. Dann zanken sie sich heftig, wer von ihnen die größte Last zu ziehen hätte.

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Höhen: Albaner, Sabiner, Volsker im Hintergrunde! Denn eine andere Heerde muß ich weiden. So schaukeln wir nach Castel Nuovo hinauf.

Scipio läßt uns ein erträgliches Pranzo bereiten. Aus den Fenstern des Speisezimmers haben wir eine treffliche Aussicht auf das Borgo, das in grüner Schlucht malerisch abfällt. Den Rahmen bilden die Sabinerberge. Einen letzten Gruß über die Campagna hinüber nach St. Peter's Dom, der hier zuerst und — auch zuletzt den Pilgrim grüßt!

Der artige Wirth beruhigt mich: mit Scipio's Pferden könne man die Reise um die Welt machen — und wir sitzen ein.

Gegen Ein Uhr sind wir in Riano, einem unbedeutenden päpstlichen Orte, wo gar mancherlei Alterthümer gefunden wurden. Scipio läßt uns etliche Zeit. Wir sehen auf dem Markte eine Fontäne, die ihr Wasser in einen antiken Sarkophag ergießt; den Torso einer männlichen Figur; vor Allem eine aus alten Capitälen aufgezimmerte Kapellenfaçade. Ein mehrmals genannter Mönchskopf ist dagegen verschwunden. Der würdige Ortsgeistliche beschäftigt sich mit solch heidnischem Kram.

Wir suchen einen jüngeren Vicar auf, il Signor Ca-

simiro, dem seine Sorella haushält, und bitten ihn, ein paar Schritte mit uns durch den Ort zu thun. Die Sorella will sofort Kaffee machen, um die Reisenden zu erquicken; wir haben große Mühe der Gastfreundschaft zu entgehen, um den Afrikaner nicht zu erzürnen.

Sig. Casimiro führt uns rasch zur Kirche, die dem alten zerfallenen Baronialschlosse schönstens gegenüber liegt. Wir treten ein, Sig. Casimiro will mir von dem genommenen Weihwasser einen Tropfen communiciren; auch das schlage ich aus, um mich nicht zu erkälten. Der Himmel schien solche Wasserscheu übel zu nehmen, denn plötzlich krachte der Donner über uns hin. Sig. Casimir aber war tolerant, fand gar nichts Verfängliches in meiner Weigerung, führte uns freundlichst weiter, zeigte uns unterwegs eine der Kanonen des Connetable von Bourbon, eine der größten aus alter Zeit, und brachte uns schließlich zur Höhe des Ortes zurück. Wir treten in ein Caffè, zur Sora Antonia, wo er uns mit gutem Cognac regalirt. Als ich zahlen wollte, bedeutete er mir, Sora Antonia würde gewiß keinen Quattrino von mir nehmen, ein Fremder müsse geehrt werden. Es war mir einen Augenblick zu Muthe, als wäre ich im nördlichen Deutschland, wo die Pfarrherren gleichfalls noch die Pflicht der Gastfreundschaft ausüben. Da erschien auch schon der kleine Scipio mit der großen Peitsche in der Thür, uns zu melden, daß wir dem Wetter aus dem Wege fahren müßten.

Und weiter ging's nach Civitа̀ Castellana, der päpstlichen Gränze, unserm ersten Nachtquartier. Die Auf- und Einfahrt geht durch mächtige Felswände, die einen cyclopischen Eindruck gewähren. Das Gebiet gehört

dem vulkanischen Tuff. Die Stadt zählt 10,000 Einwohner und ist von den Franzosen besetzt. Ihre Fahne weht auf der Citadelle, und diese Citadelle ist ein furchtbares päpstliches Gefängniß. Der Kirchenstaat kann seine eigenen Sträflinge nicht mehr hüten! Aber selbst den Franzosen vertraut er die „politischen Verbrecher" nicht an; denn ganz in der Nähe lauern die Piemontesen, und Antonelli hat schon den Fall vorgesehen, daß diese herein- und die Franzosen hinausmarschiren. Die „politischen Verbrecher" sind also fortgeschafft, nach Rom, in den Carcere nuovo, nach Cività vecchia; aber der Auswurf der Gesellschaft, die wahren Galeerensclaven werden hier der italienischen Einheit als Angebinde hingehalten! Der König von Italien könnte es sich ja in seiner Herzensfreude einfallen lassen, bei seinem Einzuge die päpstlichen Kerker zu öffnen: dann wäre die ganze Umgegend auf lange Zeit unsicher gemacht! Theokratieen sind doch wirklich „gottvoll".

Die Citadelle müssen wir natürlich besuchen, sei es auch nur wegen des „Gasparrone". Der Gasparrone ist der leibliche Onkel des Cardinal-Staatssecretärs, und Hauptmann einer Raubmörderbande, welche unzählige Verbrechen begangen hat. Es waren ihrer ursprünglich 30, aber nur noch 13 sind am Leben, unter ihnen der „Spiegelberg" der Bande, ein gewisser Massi. Sie leben hier nach einem thatenreichen Leben in einer Art von Phalanstère, beuten die Fremden aus, lassen sich bewundern, verkaufen ihre Biographie, vom „Secretär" Massi verfaßt, und stehen mit den päpstlichen Gefängnißwärtern, die keine besseren Gesichter haben, im offenbaren Complot. Als wir eintraten, machte eine dicke Römerin, mit Schmuck überladen, dem Gasparrone förmlich den Hof. Der

Gasparrone selbst hat ein schmächtiges verschlagenes Gesicht, heftet den Blick nach unten, wie ein lauernder Tiger; Massi dagegen hat die dicke franke freche Spitzbuben-Physiognomie, die fleischige Impertinenz des Schamlosen. Ich zahlte beschämt meinen Tribut und ging.

Auf der obern Galerie der Citadelle ist ein wunderherrliches Panorama aufgethan: die Berge nach Civitàvecchia, der Felsenstreifen nach Narni, das Tibergebirge nach Rom hinab; dazwischen die prachtvollste Ebene, bereits italienisch. Da thürmt sich auch der wild zerrissene Monte Oreste, der Soracte der Alten auf, der dem Horaz mit candida nive so großen Schrecken einflößte.

Aber was ist das für ein Gerassel, Geheul, Gesinge, Gegröhle mitten im herrlichsten Rundgesicht? Die Stimmen und Töne dringen von unten herauf, aus dem tiefen Hofe. Es sind die Galeerensclaven Sr. Heiligkeit, mit schweren Ketten beladen, die da singen, toben, zanken, neugierig frech zu unserer Galerie aufstieren. Beim Styx, ich höre Deutsch, deutsch in der Kette zu Cività Castellana! Mit schönem durchdringenden Tenore schallt's zu unserer Warte empor: „O du mein Lieb!" — Entsetzt frage ich den begleitenden Wärter: „Sind hier Deutsche?" — Ja wohl, achtzig an der Zahl, unter 340! — „Was haben sie gethan?" — Geraubt, gemordet, desertirt, sich an ihren Offizieren vergriffen!" — Also auch „Religionsretter", die man so fromm über die Alpen geschickt! Adieu Panorama, bis zum „glücklich geborstenen Schafschädel" hab' ich's noch nicht gebracht, wenn es sich um mein Volk handelt. —

Ich umwanderte dieses malerisch auf abrupter Höhe gelegene Cività, das rings von Felsenriffen abgesperrt wird,

und begegnete etlichen spazierenden französischen Soldaten. Unter dem Vorwande, nach Weg und Steg zu fragen, brachte ich das Gespräch auf die Citadelle. Zu meiner großen Genugthuung fühlten und dachten die Krieger der großen Armee grade wie ich, und mit verachtungsvollster Miene äußerten sie: „sie hätten sich für zu gut gehalten, dem Papst seine Galeerensclaven zu hüten!" Ueber Gasparrone und Massi meinten sie: „solch ein Scandal sei nur hier zu Lande möglich, es sei zum Ausspeien!"

Aus den Felsenwänden um die Stadt her springen Wasser zu Thale, die in die Tiefe hinab schlängeln. Der Anblick erinnert ein wenig an Tivoli. Die Treja ist durch die Beschaffenheit des Terrains zu allerhand Mäandern gezwungen, und zaubert dadurch jeden Augenblick ein anderes Bild hervor.

Die Wirthshäuser in Cività Castellana sind berüchtigt. Wir wurden aber auf Vetturinskosten sehr gut bedient; das Abendessen wie der Wein ließen nichts zu wünschen übrig. Nur den Schlafstätten merkte man an, daß sie im Akkord begriffen waren. Wir erhielten nämlich kleine innere Zimmer, deren Fenster auf den Speisesaal gingen, anstatt der schönen luftigen Gemächer um die weite Plattform. Auf dieser Plattform, von linder frischer Bergluft umweht, genossen wir gegen Sonnenuntergang ein herrliches Bild: das hochwellige Umbrische Land, die trotzigen Felszüge und Kegel umher, und das dunkelgrüne Mauerthal unter uns in der Tiefe.

Am 14. Juni des Morgens um $^1/_2$5 Uhr waren wir aus den Federn, und da der Afrikaner noch nicht angespannt hatte, marschirten wir vorauf, nach der Tiber zu. Rechts wölbt sich der gezackte Soracte empor. Wir treten auf vulkanisches Geröll, in den Felsen am Wege blinken Krystalle. Wir sind noch auf römischem Gebiet, die festen Sedimente sind drüben, jenseit des Flusses. Plutonisches Feuer lauert unter dem Patrimonium Petri.

Die Landstraße beschreibt einen großen Bogen, wir klettern daher auf näherem Wege über Felstreppen hinab, nach dem elenden Dörflein Borghetto — Borgo, Borghetto, Borghettaccio, so heißen alle namenlosen Nester — im Thale. Die Ruine einer mittelalterlichen Burg dominirt die bewohnten braunen Häuserruinen. Es ist unsäglich, wie der Mensch unterkriechen kann!

Der Vetturin kommt, wir steigen ein und fahren über die Tiberbrücke nach — Italien. Italienische Beamte fragen oberflächlich nach dem Paß, öffnen ihn aber nicht einmal und reichen ihn lächelnd zurück. Die Tricolore weht auf dem Amtshause. Bald nachher kommen wir an die Dogana, die noch römische Raupen zu haben scheint: der Zöllner wünscht nämlich dafür bezahlt zu sein, daß er nicht öffnet. Ich thue als verstehe ich ihn nicht und halte ihm die Schlüssel hin. Er weist sie zurück und läßt uns ziehen. Mein Afrikaner macht mir das Compliment, ich wisse die Leute zu behandeln und billig zu reisen. Während der Verhandlung hatte er ein ängstlich verkniffenes Gesicht geschnitten; wahrscheinlich dachte er: per Bacco, wenn wir auspacken müßten! das könnte seine zwei Stunden dauern.

Die Luft im Tiberthale ist verpestet, ich gewahrte wieder jenen verrätherischen violetten Nebel an den Bergzügen, den ich in den Pontinischen Sümpfen kennen gelernt. Aber die Gegend ist pompös, großartig gezeichnet und tief colorirt. Zu unserer Rechten lagert das Dorf Magliano, schon von der Citadelle zu Città Castellana aus gesehen, meisterhaft auf dem Joche des vorderen Höhenzuges. Dieser Zug schweift nach links und nach rechts prächtig aus, ist zur Rechten gar mit stolzen Bäumen bewachsen; grade über Migliano hinweg thront majestätisch ein zweites höheres Gebirgsjoch. Es ist das griechische Theater in's großartig Landschaftliche übersetzt: auf der Mitte der Unterbühne die blinkenden Wohnungen der Menschen, gleich einem verständigen Chor; darüber, auf der Oberbühne, die leidenschaftlichen Berghelden, die trotzig an's Himmelsdach schlagen. Auch gegenüber auf dem rechten Ufer unterscheidet man zwei Züge: der niedere ist nur die Einfassung des Flußbettes, dahinter aber streicht es wolkennahe.

Otricoli, gebenedeiten Andenkens, ist ein miserables Nest, am Bergrande festgeklebt, auf Kiesgrund aufgestapelt. In der Nähe liegen die Ruinen des alten Otriculum, dessen Perlen im Vatikan zu sehen sind: der Mosaikfußboden mit Centauren, Nereiden, Blumen und Früchten; vor Allem aber der Jupiter von Otricoli, die einzig denkbare Versinnlichung der gebietenden Allkraft.

Nun steigen wir zwischen furchtbaren Felswänden hinauf, zu unserer Linken einen grauenhaft schönen Abgrund, durch dessen Tiefe die smaragdene Nera rauscht, wie mit des fernen Donners Getose. Der Afrikaner hält verschiedene Male, um uns den Einblick zu gestatten. „Und

reizend ist es sich hinabzustürzen", in die dunkelgrün bewachsene Felsschlucht mit der schäumenden Wasserschlange. Es ward mir plötzlich romantisch zu Muthe, und ich sah den Salvator Rosa im Banditenhute auf dem Abhang liegen.

Narni, in herrlicher Lage am Berge. Hier ist das Hauptquartier der Tiberjäger, Cacciatori del Tevere, vom Obersten Masi befehligt. Die Tiberjäger sind Lützow'sche Freiwillige, die vor Begierde brennen, über den Fluß nach Civitä Castellana herein zu brechen, und vor allen Andern durch Porta del Popolo in Rom einzuziehen. Die Lützower preisen wir, und den Theodor Körner singen wir gar nach Noten — weil sie todt sind. „Auf Henkersblut und Tyrannenblut" durften unsere Väter grollen — und dann bekamen sie das Eiserne Kreuz. Die Tiberjäger aber sind „Piraten, Flibustier, Anarchisten", weil sie uns im Schlafe stören. Ich ließ mich nicht hindern, mein besonderes Vergnügen an dieser kriegerischen, wohlaussehenden Jugend zu haben, die Haus und Hof, Aeltern und Studien verlassen hat, um einer Idee zu dienen und ein Vaterland zu schaffen.

Wir nahmen uns einen Burschen und gingen zur Nera hinab. Es entwickelte sich eine Gluthitze sonder Gleichen; aber es galt Antikes zu sehen, und da zählt man die Schweißtropfen nicht. Eine herrliche Brücke aus August's Zeiten wölbt sich unten, von Berg zu Berg, über die Nera; das Mittelstück fehlt, aber die Bögen auf beiden Seiten und die Pfeiler der Mitte beweisen, welches Mauerwerk damals ganze Thäler überbrückte. Wir schreiten unter dem äußersten Bogen der linken Seite her und staunen aus der Tiefe das riesige Gewölbe an. Luft und

Wasser haben im Laufe der Jahrhunderte das ganze Monument vergilbt, nur das Pfeilerfundament der Mitte ist seltsamer Weise bräunlich. Die heidnisch schlechte Nothbrücke etwas weiter flußauf zeigt die ganze Dürftigkeit der Epigonen.

Aber der Schweiß sollte noch anders fließen; es handelte sich darum, in der Mittagshitze zum Kloster der Zoccolanti hinaufzusteigen. Wir rieselten. Lungen und Stirne verboten uns eine geraume Weile, in die kühle Kirche einzutreten. Endlich wagen wir's. Stark tonsurirte Franziskaner beteten vor dem Mittagsessen im Chore; sie lagen brünstig auf den Knieen. Einer jedoch erhob sich sofort, uns die Merkwürdigkeiten der Kirche zu zeigen. Es hängt dort ein guter Spagna, die „Krönung Mariä": liebenswürdiges Colorit, rein gemüthliche Auffassung, mildfromm. Die Schüler Perugino's erkennt man alle sofort, bis tief in den Rafael hinein. Aber nirgends versteht und würdigt man sie wie hier in Umbrien selbst; denn die sanftselig pietistischen Bilder passen zu diesem Lande wie zu keinem andern. Die Composition ist hart wie die Umrisse des Gebirges, eckig wie der Abfall der Höhen in's Thal; das Colorit ist gesättigt, aber durchsichtig, wie die Färbung der Landschaft; der Ausdruck ist stets mystisch und doch faßlich. Im Inhalt des Dargestellten herrscht keine größere Mannigfaltigkeit als in der natürlichen Scenerie des Bodens. Die Gedanken sind karg und spärlich, ohne deßhalb zu ermüden. Von der Innigkeit des Glaubens, die an diesen Bergen geherrscht, hat man in Rom niemals eine Ahnung gehabt. Die Umbrier sind wie die Schweizer der Urcantone, nicht bedeutend, aber poetisch, lieb.

Im eigentlichen Kloster bietet man uns Aussicht aus vier verschiedenen Fenstern; der Charakter der Landschaft wird uns hier abermals klar. Das ist wilder als Toskana, nicht so architektonisch wie Rom; romantisch wie der Norden, aber düsterer und lichter zugleich; in meinem Leben sah ich dunkelgrün nicht so magisch beleuchtet. Da thürmt sich das steile Narni vor uns auf, da bricht die Nera aus wilder Schlucht hervor; dort dehnt sich das wildgeschwungene Land mit starkem Wald und zahlreichen Bergkegeln weit, weit hin. In meiner Jugend nannte man so etwas „Natur kneipen“; es ist noch viel mehr, es ist: in vollen, in durstigen Zügen die grüne Welt schlürfen und nimmer satt werden.

Das Pranzo war höchstens erträglich. Nach Tische begaben wir uns zur „Piazza“, in's „Kaffeehaus“; es gibt kaum ein Dorf in Italien, wo man nicht auf diesem vornehmen Fuße lebte. Muntere Uniformen treiben sich an den Tischen umher; sie langweilen sich offenbar, daß der Ruf noch nicht erschallt. Diese Bursche sind zum Garnisonleben gar nicht gemacht; das bringen die Piemontesen weit eher fertig, die es von Frankreich gelernt haben, wie die Lombarden von Oesterreich.

Der Afrikaner erklärt bereit zu sein, und wir fahren gen Terni. Nun ist es mit Orvieto vorbei, dieses Juwel liegt links an der Tiber hinauf; ich werde den zauberhaften Dom nicht sehen, auch nicht die Bilder des Luca Signorelli, des Vorläufers von Michel Angelo. Ich muß wiederkommen.

Die Ortschaften werden immer freundlicher, immer sauberer, Terni übertrifft Narni. Das regelmäßige Militär häuft sich; Terni zählt augenblicklich auf 7000 Ein-

wohner 2000 Mann Garnison. Sollte etwas im Werke sein? Wäre eine Marschordre gegeben? In Terni liegt namentlich Cavalerie. Wenn sie vorwärts rücken, ich kehre wahrhaftig um. Solch ein Jubiläum möchte ich erleben....

Gleich nach unserer Ankunft begeben wir uns zum Wasserfall, der großen Berühmtheit des Ortes. Doch braucht's noch zweier Stunden zu Fuß, um hin zu gelangen. Wir beabsichtigen nämlich, den Sturz von unten zu umwandeln.

Allenthalben hört man die Wasser brummen und rauschen, ohne sie lange Zeit zu erblicken. Wie auf dem Vesuv die Asche und selbst die Glut aus allen Ritzen hervorbricht, weil eben der Boden dem Pluto gehört, so ist hier Neptun Herr, und sein freundlicheres Element spritzt und schäumt uns bald aus hundert Quellen entgegen. Aus Gartenmauern stürzen die Cascädchen hervor, Wasserbäche jagen hier und da und dort an uns vorüber.

Unser Weg führt durch die reizende Villa Graziana, wo einst die schwer beschuldigte Königin Karoline von England weilte, an deren Vertheidigung sich Henry Brougham zur höchsten Staffel des Ruhmes emporschwang. Dann nehmen uns Felswände auf, und auf schieferig glattem Grunde geht's zur Lauberhütte empor. Jetzt endlich, welch ein Anblick, noch viel gewaltiger als zu Tivoli; denn der rasende Velino stürzt sich 1300 Fuß tief in die Nera herab.

Im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung wies Marcus Curius Dentatus, dessen Rechtschaffenheit den griechischen Pyrrhus in so großes Erstaunen setzte, dem stets übertretenden Velino diese felsigen Wege. Tivoli ist also ein ganz moderner Nachdruck uralter eisenfester

Römerkraft. 366 Fuß tief fällt der obere dicke Schaumsturz der Mitte, drängt sich dann um plumpes Gefels herum, entläßt zu seiner Linken einen hellaufdampfenden Seitenarm, windet sich abermals und braust in gewaltig breiter Cascade, rheinfallähnlich, ab in die Tiefe.

Hart am Felsenvorsprung, der wie eine schwindlige Warte über dem tosenden Elemente ragt, erzählt uns der Cicerone von einem tragischen Auftritt, den er dort mit einem jüngst verstorbenen Monarchen erlebte. Der Schwergetroffene, gänzlich dem Irrsinn verfallen, war hier, dem wildempörten Elemente gegenüber, selbst in wildeste Empörung gerathen, und hatte in das dampfende Chaos hineinspringen wollen. Der Führer war genöthigt gewesen, auf Zureden einer hohen Frau den Fürsten rücklings um den Leib zu fassen und den laut Schreienden mit aller Gewalt festzuhalten. Ich verglich diese Erzählung mit dem, was mir in Rom von gut reactionärer Seite mitgetheilt worden war: der Irrsinn des besagten Monarchen sei eitel „liberale Erfindung" gewesen, eine Machination der „Neuen Aera". Wer doch das Lügen lernen will, muß absolut nach Rom gehen.

In den letzten Strahlen der Sonne treten wir den Rückweg an, betrachten unten im Gebüsch den stolzen Brückenbogen des Curius Dentatus, der sich über den Kanal schwingt, und schreiten dann auf der entgegengesetzten Seite unseres Felsenthales hin. Herrlichste Massen über uns, gegenüber furchtbare Wände in schärfsten Umrissen. Wasser saust allenthalben an uns vorüber, immer wie mit Schwefeltheilen gefärbt, chrysoprasartig; und doch darf man's ruhig trinken, der Geschmack verräth keinerlei

Ingredienzien. Welch' reizender abendlicher Duft in diesem so fest eingerahmten Wassertempe!

Der Villa Graziana gegenüber ersteigen wir den Bergvorsprung, der die zwei Straßen nach Rieti trägt; hieher geht die direkte Verbindung mit dem Neapolitanischen, wobei das Erbgut Petri gar nicht berührt wird. Auf dem Vorsprunge liegt ein Dorf. Von da wallen wir auf zauberhaftem Wege angesichts violetter Gebirgsmassen nach Terni zurück. Der Cicerone wird immer gesprächiger, und da ich ihm Muth mache, redet er frei von der Leber über Politik. „Wir müssen nach Rom, sagt der Mann, und wenn wir nach Rom gehen, so bleibt keine Menschenseele in Terni; alle gehen sie mit, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke. Sehen Sie, Signore, unsere Kinder spielen immerfort Soldaten; sie spielen aber nicht nur, sie machen bittern Ernst. Mein elfjähriger Bursche war neulich vierzehn Tage lang abhanden gekommen; wir suchten ihn weinend überall, doch vergebens. Endlich wurde er nebst einer Schaar von Kameraden auf der Straße nach Rom betroffen. Sie wollten „auf's Campidoglio!" Die Carabinieri brachten die kleinen Patrioten greinend zurück."

Jahrtausende lang hat dieses Rom Italien erobert; jetzt steht ganz Italien auf, Rom zu erobern; freilich nur, um es wieder zur Herrin über Italien zu machen. Beneidenswerthes, geheimnißvolles Geschick!

Die Alterthümer von Terni verschmähen wir blasirten Römer und Pompejaner; dafür wird uns nach Tische ein eigenthümliches numismatisches Studium aufgedrängt. Beim Dessert erscheint nämlich der Cicerone und legt mir einen zerbrochenen Papetto, ein Zweipaulstück, auf den

Tisch. Er hatte sich nach unserm Marsche in der Schenke gütlich thun wollen, der Wirth aber als heftiger Antipapist das päpstliche Silberstück verächtlich zwischen vier Finger genommen und — in zwei Stücke gebrochen!

Allerdings war des Pudels Kern Papiermaché, mit einem Kupferüberzug; auf galvanischem Wege hatte man dann eine silberne Decke darauf practizirt. Nur zu, Herr Kardinal! Sie können's noch weit bringen! . . Auch noch Falschmünzer! . . . Zu Rom in einem Laden des Corso hatte ich auf einen Napoleonsd'or acht solcher Stücke herausbekommen, die sich alle glichen wie ein Tropfen Wassers dem andern. Sieben hatte ich harmloser Weise wieder ausgegeben, das achte zerbrach mir Jemand in Terni, der weder die Kraft des Königs August von Polen, noch die des Leonardo da Vinci zu besitzen brauchte. Die italienische Regierung aber ersuche ich, mir zu gelegener Zeit 1 Fr. 12 Cent. zu vergüten. Ich werde die Anweisung verwahren.

Am 15. Juli, Morgens um 6 Uhr, ging's wieder zu Fuß vorauf im Staubwirbel der heißen Chaussee. Dort sah ich die letzte Campagnuolenbande, einen wilden berittenen Zug; wie eine orientalische Caravane zog der Haufen rechts in's Gebirge. Addio Rom, zum letzten Male! Addio, wandelnde Plastik, lebendiges Museum! Der Vetturin mit dem Kollerigen und dem Lahmen kommt herangehumpelt und wir traben bis zum Fuße der Somma; 3800 Fuß sind zu überklettern.

Wir bekommen Ochsenvorspann: zwei violettgraue Stiere mit unendlichen Hörnern treten vor des Afrikaners

Rozinanten, und schwerfällig gemächlich keucht das Viergespann das Gebirge empor. Vor der höchsten Steile springe ich heraus und sauge die frische Bergluft tief in die Lungen. Von der Höhe geht's dann im scharfen Trabe hinab nach Spoleto, dem Eigensinnigen, eigensinnig wie ein Krater inmitten dieses wilden Terrains erhoben. Hier waltete Erzbischof Mastai, der Milde, als die Bewegung von 1831 ausbrach; hier offenbarte er zuerst sein Jesuitenthum.

Die Delegation Spoleto bildet das eigentliche Umbrien im engern Sinne des Wortes; im weitern Sinne gehören aber noch die bereits durchreiste Delegation Rieti und die höher liegende Delegation Perugia dazu. Alle drei umfassen etwa eine halbe Million — Italiener.

Der Maulbeerbaum und die Seidenraupe sind in Umbrien überall zu Hause; mit der Olive bilden sie die eigentliche Nahrungsquelle der Bewohner. Für Weizen und Getreide überhaupt ist in den Gebirgen nicht immer Platz, und so ernährt sich denn auch Umbrien nicht selbst; die benachbarten Marken nach dem Meere hin müssen aushelfen. Wein gibt es weder sonderlich viel, noch ist der gewonnene besonders ausgezeichnet; den Rest thut seit Jahren die Traubenkrankheit. Gedeiht die Olive nicht und bleiben die Fremden aus, so betreibt das Haus Misère et Compagnie das Geschäft des Lebens.

Spoleto ist sehr sauber, sogar hübsch; die Menschen sind hier schon Nützlichkeitsthiere, gleichen uns andern so ziemlich, muthen nicht mehr so poetisch an. Auf entsetzlicher Salita klettert man zum Dom hinauf. Richtig, da meldet sich noch anderes Verwandte, das gothische Ele-

ment tritt auf. Der Dom hat einmal wieder Façade, was ich lange nicht erlebte.

Im Chore sind die bekannten Fresken von Filippo Lippi, dem Florentiner: Annunziata, Nascita ꝛc. Sie sind arg verdorben und verwischt, auch nachgekleckst. Die Composition verräth aber des Masaccio Natürlichkeit, die realistische Auffassung, z. B. in der Stallung auf der „Geburt Christi". Das Bild zur Linken des Eintretenden ist jedoch sicher nicht von Filippo.

Vom Dom steigen wir zur Citadelle hinauf; der Eingang in den innern Hof ist zwar untersagt, aber wir bitten die Cacciatori del Tevere so schön, wir versichern ihnen so glaubhaft, es handle sich lediglich um die Veduta, daß der herbeigerufene Lieutenant Theodor Körner uns durchläßt.

Von der Mauer des hochgelegenen Ringes durchschmecken wir noch einmal die weite, wilde, farbengesättigte umbrische Landschaft. So und nicht anders kann ich mir Arkadien denken. Als wir wieder bei der Thorwache vorbeidefiliren, kann ich nicht umhin, den kräftigen Lützowern zuzurufen: Mill grazie, Signori, e la prossima volta buona caccia! Die ganze Hauptwache lacht. Wenn ich aber der Kardinal wäre, so möchte ich diesen da nicht in die Finger fallen.

Nun wandern wir zur Wasserleitung, die zugleich Hochbrücke von Berg zu Berg ist. Das ist sicher nicht römisch antik, so solid erhaben es immer sein mag. Das erinnert mich an das Mauerwerk der Diebrichsburg zu Terracina, und ist höchstens longobardisch. Die hier sehr hohen Bögen sind grade so eng geründet wie die Hallen des Schlosses auf dem Berge von Anxur; offenbar wagten

die Erbauer nicht mehr weit auszuschweifen. Immerhin lernten Ostgothen und Longobarden noch von der Antike; die eigentlichen Barbaren sind die Franken.

Spoleto besaß früher drei antike Tempel, des Mars, des Jupiter und der Concordia. Der Jupitertempel ist seit den Zeiten des ersten Napoleon durch das Teatro nuovo verdrängt. S. Giuliano oder der Marstempel steht auf hohem Berge vor der Stadt; Zeit und Hitze gestatten den Aufgang füglich nicht. Dafür steigen wir zur Concordia vor der untern Stadt hinab; der Tempel heißt anjetzo Capella del Crocifisso. Schon Göthe schildert den baroken Eindruck dieses zusammengestoppelten Alterthums, dessen Säulen ungleich an Geschmack wie an Größe sind. Etliche sind sogar von Stuck fabrizirt. Capitäl wurde auf Capitäl gethürmt, um weit hinauf zu reichen. Doch unterscheidet man in dem Plunder bald drei sehr schöne Korinthier vom edelsten Gleichmaße.

Nach dem Pranzo wird die Porta della fuga d'Annibale aufgesucht; das ist ein gar düsterer Thorbogen auf steilem Treppenabfall. Hier wollen die trotzigen Spoletiner den Angriff des Karthagers abgeschlagen haben. Etwas tiefer steht der mittelalterliche Hannibalsbogen mit einer pompösen Inschrift aus dem Livius.

Der Weg führt jetzt nach Le Vene, zu den weißen Rindern des Clitumnus. Rechts am Berge dehnt sich Trevi sonnbeglänzt hin; die Stadt gleicht einem leuchtenden Wasserfall. Bald sind wir in Foligno. Es ist ein gar stilles Nest ohne viel Sehenswerthes; denn das Sehenswertheste, die Rafael'sche Madonna di Foligno, residirt jetzt im Vatikan. Die Bewohner gehen schon blos deßhalb mit nach Rom, um sich ihren geraubten Schatz wiederzuholen.

Die Kathedrale hat in der Form Aehnlichkeit mit S. Peter, besitzt aber eins jener reizenden mittelalterlichen Portale, die aus vielen schlanken Rundsäulchen bestehen. S. Nicolo enthält zwei Bilder des Nicolo Alunno, der dem Perugino bahnbrechend voraufging, und hier in Foligno geboren ward. Die „Nascita" dieses Meisters ist bedeutend: rechts Joseph, links Maria, die Hirten im Hintergrunde perspectivisch klein; der Bambino liegt verlassen auf dem Boden, ganz isolirt, wie ein zur Anbetung Ausgesetzter. Das Bild ist von einzelnen Figuren umgeben, unter denen sich ein Erzengel Michael rechts auszeichnet. Die Staffel fehlt, sie soll sich in Paris befinden.

Ein sehr schönes Marmorportal hat auch die Kirche der Dominikaner; letztere hat man fortgejagt. Alle Orden, die nicht lehren, werden aufgehoben, ihre Güter confiscirt, den Entlassenen ein Taggeld ausgesetzt. Nun gehet hin in alle Welt und predigt Euer Martyrium!

Ein großer freier Platz am Rande der Stadt ist amphitheatralisch zum Ballspiel ausgehöhlt; rings umher lustwandelt man, wir thaten's aber gegen Sonnenuntergang schier allein. Von der Gränzmauer aus vollsaftiges Panorama; das Gebirge der Apenninen hat hier einen einzigen Charakter: massenhaft, wild, gewaltig, von tiefviolettem Farbendunst überzogen.

Auf einem Thore der Stadt steht zu lesen, daß hier einst die Via Flaminia herging, und zwar nach Ariminum, Rimini, am adriatischen Meere. Wir hatten das geliebte alte Pflaster schon vielfach neben unserer Straße erscheinen und verschwinden sehen.

Das Essen war gänzlich ungenießbar, wir ließen

Alles wieder abtragen; ein Commis Voyageur, der sich mir später in Florenz als römischer Principe, Demokrat und Dantefreund enthüllte, raisonnirte für uns Alle.

Sonntag, den 16. Scipio fährt mit Koller und Lahmheit nach Ancona; er läßt uns auf seine Kosten über Assisi nach Perugia schaffen. Dazu genügt ein Einspänner. Es ist herrliches Wetter, aber wir bedürfen auch aller italienischen Sonne, um in das anachoretisch-finstere Assisi einzufahren. Apollo steh' uns bei wider den heiligen Franciscus!

Rechts am Wege liegt Spello, ein großes, gebirgiges Nest. Im Dom ist nichts zu sehen. St. Andrea hat einen Pinturicchio. Porta Veneris ist ein altes Römerthor mit zwei Rundthürmen; ursprünglich standen drei Bögen offen, von denen jetzt einer rechts, der andere links vermauert ist. Eine entsetzliche Steinmasse in ruinenhafter Treppenstraße. Santa Margarita di Rapallo fällt uns ein, und wir schaudern.

Mit Ochsenvorspann schleppt uns ein kleiner Bauernjunge die tugendhafte Steile von Assisi hinauf. Das ist in Wahrheit die weltentfremdete Thebais, die trockene Büßerstadt; hier hat jeder Stein christliche Farbe, die Luft in den Straßen weht uns Entsagung entgegen. So etwas haben wir im Norden nie fertig gebracht. Münster ist blos zum Sterben langweilig, und doch möchte kein Mensch dort begraben liegen; München haben sie fröhlich verheidnischt; Neuwied ist gefrorner Pietismus; Echternach mit seinem St. Veitstanz ekelt uns an. Aber Assisi, das ist düsterer gewaltiger Ernst, das ist Innocenz III.,

das ganze 13. Jahrhundert in Stein, der heroische Versuch, Italien zu katholisiren. Noch zur Stunde ist Assisi das Grabmal von 7000 lebendig Todten, die einander sachte, auf den Zehen, an den Thüren vorbei schleichen, als wollten sie sich ja nicht vor dem jüngsten Gerichte wecken. Straßenlang sieht man lauter eingemauerte Ogivalwölbungen, gleich Pyramidengräbern, die man vor der Luft bewahren will. Die Kirchen sind alle gothisch trübe und passen zu den trübselig finstern Pyramidengräbern.

Ein ächter Papst, der an der Welt Untergang glaubte, müßte nicht Rom und die leoninische Stadt, nicht Sardinien oder das farbensprühende Venedig begehren, sondern Assisi, um hier im Sack und in der Asche die Rache des Herrn herabzubeschwören auf die frechen Kinder der Welt. Der König von Italien aber würde sich bereit finden lassen, Assisi conscriptionsfrei zu erklären, ihm jegliche Steuer zu schenken und eine Stunde im Umkreise kein Gericht zu halten. Dann könnte man die ächten Söhne und Töchter der Kirche erkennen, die im härenen Gewande zur Höhe hinaufrutschten, am Grabe des heil. Franz wochenlang knieten und sich zum Fußkuß um den entsagenden heiligen Vater drängten. Dann wäre wirklich ihr Reich nicht mehr von dieser Welt — und sie wären wohl verwahrt in der „freien Kirchenstadt".

Wir betreten Santa Chiara, gothisch wie Alles. Der Leichnam der Heiligen ist kürzlich wiedergefunden worden, und das unterirdische Grabmal wird so eben zur reichen Marmorkapelle zugerichtet. Hieher, ihr vornehmen katholischen Damen, ihr Pfennigsammlerinnen für den Glauben; kniet nieder, laßt euch das wallende Hauptthaar von dem liebreichen Klausner abschneiden, der Flöhe und

Läuse in seine Kutte pflanzte, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren! Thut Buße, und wir wollen an eure Aufrichtigkeit glauben!

Das Grab der sündhaften Welt selbst, das düstere Ende aller Weltlichkeit, die Crypte des mönchischen Glaubens, das ist der Dom von Assisi, drei Stockwerk, drei Kirchen hoch übereinander, licht kaum im obersten Aufsatz. Wir beginnen mit der Mittelkirche.

Hier ist alles tiefgothisch, schwergewölbt, in's Kreuz abgesenkt, zum ewigen Memento, die Wände voll düstrer alter Bilder. Wir sehen eine Madonna von Cimabue — nur in Siena gibt es noch etwas Aelteres —; Fresken von Giotto, besonders auf dem Tiefgewölbe der mittleren Altarkapelle: die drei Gelübde des heil. Franziscus. Die Schönheit dieser Bilder bleibt leider in beständiges Grabdunkel verhüllt. An der Vorderseite des Altartisches verdeckt ein Schieber wundersames Schnitzwerk. — Die Crypte unter der Erde ist vollkommen finster; der Küster steckt Wachskerzen an, um uns das plumpe Grabmal des Heiligen, einen thurmartigen Bau, zu zeigen. Marmor ist hier gar nicht zu sehen, Alles ist aus rothem und weißem Stein gebaut, der in der Nähe der Stadt gebrochen wird. — Endlich die oberste Kirche wird etwas freundlicher; sie ist lang und leer, ein einziges Schiff voller Fresken an den Seitenwänden und an der Decke. Das Leben des heil. Franziscus ist natürlich Hauptgegenstand; an der Längenwand zur Linken arbeiten sich Geschichten des Alten und Neuen Testaments zu größerer Lebendigkeit durch. Die Deckenbilder sollen von Cimabue sein.

Mein Blick haftet auf den Geniengestalten dieses Erzvaters der Malerei, in denen ich fröhlichen Hochverrath

wittere. Wie kam der furchtbar schroffe Madonnenzeichner zu diesen hübsch geschwungenen, sogar zierlichen Figuren? Das stammte wahrlich weder aus dem Byzantinismus, noch aus der Innigkeit des christlichen Gemüthes; das hat Form, Gestalt, Leben. Das stammt aus der Antike, aus der Sculptur, aus der Werkstatt des großen Nicolo Pisano, und aus der Malerei jenes andern mythischen Pisaners, gewöhnlich Gianta genannt. Italien hat eine erste, viel frühere Renaissance gehabt, als die des großen Secolo, eine Neubelebung antiker Form im 13. Jahrhundert, gleichzeitig mit jenem finstern gewaltthätigen Innocenz; und siehe, der Nagewurm freier Schönheit hat sich bis in den asketischen Dom des heil. Franziscus zu Assisi durchgebohrt! Einen großen Preis für die geschichtlich-kritische Darstellung der Pisaner und Sieneser Künstler von anno 1200 an: ohne diese wird man niemals den Giotto begreifen!

Wie man auf unsern heimischen Dörfern sagt: „Unser Herrgott baut sich nirgends eine Kirche, oder der Teufel setzt eine Kapelle daneben", also geht es auch in Assisi zu. Bei hohem Sonnenstande verlassen wir die gothische Klause des heil. Franz, und ein Weilchen nachher stehen wir vor dem lieblichsten Minerventempel, dessen sechs jonische Säulen so herrlich einfach in die lichte Luft ragen. Hinter der Säulenreihe haben sie freilich eine „Santa Maria della Minerva" angelegt; aber hindern können sie nimmer, daß die edelmilde Façade die schaurige Trübseligkeit eines ganzen Morgens aus unserer Seele verscheucht. Die Falten unseres bekümmerten Herzens glätten sich wieder — und wir begreifen den heil. Franz

nicht, daß er die Keilhacke nicht geschwungen wider solche verführerische Teufelei.

Unsere Wirthin erkundigt sich sehr bewegt nach dem Befinden des Papstes; es ist ihr eben Alles Greuel, was seit zwei Jahren in der Welt vorgeht. Sie hält uns für nazarenische Künstler und fragt nach den sonstigen Nazarenern zu Rom. Glücklicherweise kann ich ihre Neugierde befriedigen. Sie soll Laienschwester in der „freien Kirchenstadt“ werden.

Nach dem Pranzo fahren wir den Berg hinab; unten steht die ungeheure Klosterkirche Santa Maria degli Angeli, in sehr ansehnlichen Proportionen dem Dome von St. Peter nachgebaut. In der Mitte des Raumes erhebt sich ein vollständiges Kirchlein, wie man Derartiges wohl auf Theatern sieht. Hier hat Overbeck in seiner posthumen Fiesole-Manier die Ertheilung des Ablasses an die Heiligen dargestellt. In einer hinteren Kapelle wird uns durch ein Gitter die Höhle gezeigt, in welcher San Francisco betete, und von wo er dem andringenden Versucher entkam, indem er in die Dornen sprang. Da ereignete sich alsdann das sog. „Rosenwunder“: jene Rosenhecken trugen seit der Zeit blos weiße Rosen ohne Dornen! Der Küster, der sich custode della religione nennt, erzählt uns das Factum sehr glaubwürdig.

In La Bastia, einem etwas weiter gelegenen Dorf, hängt ein zweiter Alunno in kleiner Kirche; es ist die „Nascita“ von Foligno als Replica, doch nicht ganz identisch. Immer lieblich, gemüthlich, umbrisch.

Jetzt kommen wir nach Perugia, der Stätte des Perugino, wo die Schweizer des Papstes 1859 so höllisch gehaust haben, und 1860 so rasch von den Italienern ver-

trieben wurden. Es ist eine höchst interessante Stadt. Der Corso hat lauter gothische Häuserfaçaden; besonders imposant ist das Rathhaus mit den kleinen Spitzbögen in den Fenstern. Der Prachtbrunnen ist von Giovanni Pisano um 1300 gebaut worden, und selbst eine Brunnenschale des Rubens findet sich hier. Die Citadelle, das Raubschloß der Schweizer, wird soeben abgetragen; die ganze Höhe starrt von Schutt und Steinen. Auf einer solchen Pyramide erobern wir herrlichste Aussicht in's umbrische Land; wir sehen bis nach Assisi und über Foligno hinaus.

San Pietro ist ein schönes Kloster, die Mönche sind aber ausgeflogen. Die Kirche ist in Basilikenform, was uns zur Seltenheit geworden ist; sie birgt ein Museum von Bildern. Da sind Perugino's, da ist eine Jugendarbeit Rafael's: „Christus und Johannes als Kinder", zwei reizende Köpfe; da ist eine Copie der Rafael'schen „Deposizione" von Sassoferrato. Hinter der Sakristei thut sich abermals ein wonniges Panorama auf; die Höhen und Tiefen, Felsen und Wälder liegen wieder sattgrün im wärmsten Lichte vor uns. Die Stühle des Chores sind wahre Bildhauerarbeiten in Holz: Rafael machte die Zeichnungen dazu.

Montag den 17. beginnen wir mit dem Dome San Lorenzo. Er verspricht von Außen wenig, ist aber großartig im Innern. Kreuzgewölbe ruhen auf mächtigen Pfeilern; man begrüßt einen jüngeren Bruder des Mailänder Doms. Dann steigen wir nach San Francesco del Monte empor. Auf unserm Wege treffen wir einen heidnischen Rundtempel, der in eine Kirche verwandelt worden. Es

soll ein Tempel der Gerechtigkeit gewesen sein. Zu San Francesco selbst führt eine lange Treppe von der Landstraße hinauf. In der Kirche sind Perugino's und ein Pinturicchio, der früher auf der Außenwand gestanden hat, daher sehr verblaßt ist; die Landschaft dieses Bildes zeichnet sich durch großartige Anlage aus. Im obern Gange des Klosters prächtige Fensteraussichten; die Bibliothek ist ziemlich bedeutend. Es war dies das erste Kloster in Italien, wo der führende Bruder schlechterdings kein Geld annahm.

Auf dem Rückwege treten wir in Sant Agostino ein, wo schöne aber retouchirte Perugino's zu sehen sind, z. B. eine Taufe im Jordan, aus der man denn doch den Rafael wie aus dem Ei hervorkommen sieht. Kleinere Perugino's in der Sakristei.

Ein ziemlich plumper Triumphbogen des Augustus steht an der Piazza Grimana; doch hat seine Massivität immer bis auf unsere Tage vorgehalten.

Sehr sehenswerth ist das Collegio di Cambio, die mittelalterliche Börse der Stadt, wo sich Perugino in zwei Sälen des Erdgeschosses al fresco verewigte. Man gewahrt hier so recht deutlich, wie die Peruginische Innigkeit und mystische Herzlichkeit stets vergeblich aus der Einzelfigur hinausstreben; wie jede Person bei ihm stets Hauptperson bleibt, so daß es zum Ueber- und Unterordnen, zur Verbindung der Figuren, zur Composition fast gar nicht kommt. Auch besteht der Peruginische Styl eigentlich in der Styllosigkeit. So pflanzt der Maler hier die sieben Weisen Griechenlands, dann die Helden der profanen Geschichte ganz ruhig neben einander, ohne daß diese Leute das Geringste mit einander zu schaffen hätten, und

ohne daß sie trotz ihres bekannten geschichtlichen Charakters jemals etwas Anderes wären als Kopfhänger, Schildwachen am Throne des Gekreuzigten. Leonidas und Scipio sind in der That sehr wehmüthig anzusehen, sie wackeln mit dem Köpfchen.

Und doch sieht man auch hier unverkennbar den Rafael vorgebildet, der auch mit der absoluten Einzelheit anfing und in seiner ersten Periode das „geistige Band" nicht finden konnte. So sind auf seinem Abendmahle zu Florenz die zwölf Jünger absolut vereinzelt; schon der dicke Goldteller auf ihrem Kopfe hält sie auseinander; Johannes schläft sogar mit diesem Teller auf dem Tische. Glücklicherweise verließ der Jüngling Perugia und begab sich nach Florenz und Rom, und da wurde denn freilich aus des Lehrers „sieben Weisen" die — „Schule von Athen!" —

An der Decke des ersten Saales hat Perugino den Apoll und die sieben Planeten gemalt. Im zweiten Saale, eigentlich der Kapelle, hat neben Perugino auch noch Ingegno d'Assisi gearbeitet.

Beim Heraustreten aus dem Cambio sind wir Zeugen eines seltsamen Auftrittes. Carabinieri und Bersaglieri bringen einen Wagen voll Arrestanten. Ein Priester sitzt dabei. Ich wurde um so neugieriger, als die Zuschauer auf der Straße lauter fröhliche Gesichter dazu machten. Mein nächster Nachbar erklärte mir die Sache: es sind Refractäre, die sich der Conscription durch die Flucht entzogen, unter der Anführung rebellischer Geistlichen in die „böhmischen Wälder" zogen, dort eine Räuberbande bildeten und das Land umher unsicher machten. Die Freude der Zuschauer rührte daher, daß man den

geistlichen Herrn gleich mitgefangen. Eine Vendée kommt in Umbrien nicht zu Stande, das glaube ich sagen zu können; es sind der aufgeklärten Städtchen zu viele vorhanden.

Am Nachmittage begeben wir uns zum Manicomio oder Irrenhause, welches eines großen Rufes genießt. Ordnung und Sauberkeit, wie sie hier herrschen, werden wohl in unserm Norden nicht überboten. Ein harmloser Narr versichert mir, er sei 340 Jahre alt; aber in seiner Vaterstadt Foligno gebe es Leute von 12,000 Jahren. Der Mann ist wehmüthig schwatzhaft. Man sollte fast auf den Gedanken kommen, Foligno stamme von fol, folie ab, wüßte man nicht, daß es lateinisch Fulginium, Leuchtort, Glanzstadt geheißen, und daß daher die Schreibart Fuligno die richtigere ist.

Es weilen hier auch irrsinnige Geistliche, ja ein toller Bischof, der offenbar an den Zeitläuften „irre“ geworden ist. Die Männer jedoch sind alle erträglich; nur auf dem Flügel der Weiber wird es uns angst und bange.

Vor Abend besuchen wir noch die Universität, zugleich Akademie der schönen Künste. Man zeigt uns etruskische Grabmonumente in Masse, auch einen Sarg, worin der Leichnam gefunden worden. Dann folgen Gypsabgüsse vieler römischen Sculpturwerke; zuletzt die Säle der umbrischen Malerschule. Hier schien mir jedoch das antiquarische Raritäten-Element empfindlich vorzuwiegen, auch muß wohl im Laufe der Zeiten arg geplündert worden sein. Eigentlich schön fand ich nur einen Alunno, einen Spagna und einen Sassoferrato.

Abends 10 Uhr ging es fort, nachdem uns die Wirthin das Herz durch die Erzählung der päpstlichen Gräuel-

thaten völlig weich gemacht hatte. Die Söldner hatten ihren Mann vor ihren Augen ermordet und das Haus rein ausgeplündert. Es fehlte uns das grade auf den Weg, in unserm elenden Wagen, mit dem uns der Vetturin schändlich betrogen hatte. Das war zum ersten Male in Italien angeführt, frech und schnöde angeführt und geprellt. Von 10 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens habe ich die Erde verwünscht und Alles was darauf ist. Kein Schlummer kam in meine Augen, und als ich aussteigen sollte, war ich meiner Glieder nicht mächtig.

Am 18. des Morgens um 6 Uhr waren wir zu Castiglione del Lago, und der Lago ist der Trasimenische See. Schwerlich waren die Römer hier mehr geschlagen als ich. Doch erlaubte mir mein Zorn nicht, der Einladung, drei Stunden zu schlafen, Folge zu leisten. Ich trank vielmehr Kaffee mit Rum und betrat die Siegesstätte des karthagischen Wellington, der das geborne Soldatenvolk hier gehörig durchwalkte. Herrlich liegt der stumme See mit seinen drei Inseln in der Morgensonne da; er schwingt sich im Bogen und erfordert zwei Tagmärsche zur Umwanderung.

Weiter räderte uns unser Vetturin nach Torrita, der ersten Eisenbahnstation. Wir sind erlöst. Die Sonne kocht uns aus, aber wir achten deß nicht; können wir doch endlich sitzen. Rasch kommen wir über Asina lunga nach Siena. Es ist vier Uhr Nachmittags.

Sofort durchstreifen wir die Stadt. Die hohen gothischen Paläste auf den stolzen Straßen sagen uns bald, daß hier einst selbständige Geschichte gespielt ward, daß

Siena eine Welt für sich bedeutete. Die Saumlaute schnarchen schier noch lauter als in Florenz, wir sind im ächten Tuskergebiete.

Nach den Palästen kommt der Dom, der Alles überstrahlt. Wie schade, daß ich Orvieto nicht gesehen! Die Façade von Siena ist die brillanteste, die ich noch erlebte. Der Marmor herrscht wieder, und er ist schwarz-weiß getäfelt, am Dom, am Campanile, an Pfeilern und Bögen. Im Chore besteht der ganze Fußboden aus lauter Mosaik, die jedoch zur Vorsicht mit hölzerner Decke überzogen ist. Man lüftet uns ein Stück; auch die Mosaik ist schwarzweiß. Die Kanzel ist ein Meisterwerk des Nicolo Pisano, hat sieben vorspringende Flächen, die reich mit schöner Sculpturarbeit geschmückt sind. In der Bibliothek strotzt es von Fresken des Perugino und des Pinturicchio — der Rafael ist selbstredend auch dabei gewesen —; sie stellen die Geschichte des Aeneas Piccolomini, der sich als Papst Pius II. nannte, namentlich seinen Conflict mit dem Kaiser Friedrich III. dar, wobei der Papst natürlich stets obsiegt, der Kaiser stets demüthig unterliegt. Papst Pius II. war von Haus aus ein Sienese, und so wurde denn auch die Geschichte local-patriotisch zugerichtet. Man erkennt auf einem Bilde den Rafael und den Pinturicchio unter den Pagen des Kaisers. Die Fresken sind nicht sehr bedeutend, aber wohlerhalten, folglich von trefflicher Farbe. Es liegen dort auch 29 Bände in Großfolio, mit gemalten Initialen, alte Kirchenmusik, interessant wegen der ursprünglichen Rautenform der Noten.

Piazza del Campo trägt das stolze gothische Rathhaus und den schmalen Thurm della Mangia mit einem Hochsöller, wie am Palazzo Vecchio zu Florenz. Der Er=

bauer des stolzen Doms, Jacopo della Quercia, hat hier auch einen mächtigen Brunnen angelegt, an dem leider Vieles verwittert ist. Auf der Piazza di Postierla steht die Säule mit dem Wahrzeichen der Stadt, der lupa; denn

Chi a fatto Roma,
A fatto Siena.

„Wer Rom gemacht, hat Siena erdacht.“

Ich eilte nach San Domenico, um einmal einen ächten Guido da Siena zu sehen. Wie war ich erstaunt, als ich in diesen kolossalen und kolossal öden Pferdestall trat! Es sind auch Fresken des Sodoma darin. Die berühmte Madonna ist wie verloren in diesem Gebäude. Sie beweist klärlich, daß sich die Sienesen am Frühesten emanzipirt, daß sie dem steifledernen Byzantinismus zuerst den Abschied gegeben haben. Die Mutter und das Kind haben in der That ächt menschliche Züge und sprechen mich mehr an als die Madonnen des Cimabue.

Die Academia delle belli arti besitzt die lehrreichsten Incunabeln der mittelalterlichen Malerei, die, in Verbindung mit der Plastik der Pisaner gebracht, dem eingehendsten Studium zu unterwerfen wären. Guido da Siena ist bei Weitem der früheste dieser Maler, sintemal sein Bild um 1221 gemalt ist. Cimabue's Geburt wird erst 1240 angesetzt, die des Giotto auf 1265, die des sog. Simone Memmi, richtiger di Martino, auf 1276, und der ebenfalls hochgeniale Duccio Buoninsegna auf 1282. Dieser erste titanische Prozeß der Selbstbefreiung, den man gar nicht hoch genug anschlagen kann, war zu Anfang des 14. Jahrhunderts siegreich durchgemacht: wer wird uns seine Geschichte liefern?

Die Gränzen Umbriens in seiner weitesten Ausdehnung sind längst überschritten, zudem ist die Eisenbahn erreicht. Noch einige Stunden, und ich bin in meinem geliebten Florenz.

Dies ereignete sich am 19. Juni, Dienstags. Um 5 Uhr waren wir aus dem Bette, um 6 Uhr saßen wir im Zuge. Die Bahn führt anfänglich durch wildes Hügelland. Ein stattliches Schloß winkt rechts vom Berge, Miniato al Tedescho. Die toskanische Ebene thut sich auf, so bekannt, so schön. Die Fruchtfelder stehen hoch im reifen Halm. Der Weizen ist wieder reif, wie im Mai in der Terra di Lavoro. Wenn man so weiter reiste bis zur Ostsee, könnte man ein Dutzendmal die Aernte feiern helfen.

Der Wein schlingt sich um den Maulbeerbaum, wie im Mailändischen. Da kommt Empoli, wo die Bahn von Pisa in die unsrige mündet. — Ist es mir doch, als hätte ich zwanzig Jahre hier gelebt und mich nur auf etliche Monate entfernt! Drückend brütet die Sonne auf Florenz, als wir Halt machen. Ecco ci qua! Da sind wir wieder, sagt man zu den Freunden, als ob man nach Hause zurückkehrte. O Florenz, du blühende Blume Italiens!

Von Florenz nach Venedig.

Bologna, Modena, Mantua, Verona, Padua, Venedig. Exodus.

Von Florenz nach Venedig.

Plätze zur Fahrt nach Bologna genommen. Zunächst per Eisenbahn über Prato nach Pistoja geschafft. Am 13. Juli Abends 8 Uhr den großen Kasten der Diligence bestiegen. Hündische Nachtfahrt durch den Paß des Apennin. Um Mitternacht zur Erquickung ein Glas Essig, den sie Wein nannten. Dann in die ehemaligen Legationen, durch die Windungen des Reno. Eisenbahnfragmente, Anweisungen auf die Zukunft. Rechts auf der Höhe bleibt Cento liegen, der Geburtsort des Bauers von Cento, Guercino. San Luca, das Kloster, der hohe Vorposten von Bologna. Zuletzt die Hauptstadt der Legationen, unendlich weitläufig, die langen Straßen lauter doppelte Säulengänge.

---

14. Juli, Bastillensturm 1789, Eroberung Bologna's 1861. Die Bögen der Straßenhallen sind sehr gedrückt; die Portici nehmen nicht viel Platz ein, geben aber Schatten. Säulen wechseln mit Pfeilern, in Seitenstraßen finden sich hölzerne Nothsäulen.

Piazza Maggiore, prächtiger Duft schwerfälligsten Mittelalters. Massives braunes Commune oder Rathhaus. Entsprechende Gebäude rings umher. Marktplatz mit

einem Neptun des Giovanni da Bologna. Breite Arkaden mit Läden und Ständen.

S. Pedronio oder der Dom, sehr großartig angelegt, 14. Jahrhundert, gothisch. S. Domenico, der Altar einer Seitenkapelle trägt einen Sarg mit tüchtigen Reliefarbeiten des Nicolo Pisano; links am Altar ein knieender Engel des Michel Angelo. In der Kapelle del Rosario Fresken von Ludovico Caracci und Guido Reni. Das frühe Mittelalter allenthalben freundlich decorirt mit den Bildern der spätesten Malerschule.

S. Francesco, eng gothisch, hoch spitzbogig gebaut, aber fabelhaft verdorben durch jüngste Schmieralien und kindische Decoration. Ruinirt zu Ehren des Papstes Pius IX., im Jahre 1857, bei Gelegenheit der kostspieligen unnützen Rundreise. Auch ein Monument!

S. Cecilia, in Reparatur, dunkle oder unnahbare Bilder, dafür in der anstoßenden Kapelle die ersten Fresken von Francia gesehen. Ein sinnig schroffer und tüchtig harter Meister. Aus dem Leben der heil. Cecilia ist der Stoff entnommen, die Bilder haben leider arg gelitten.

S. Giacomo Maggiore, Bilder von Ludovico Caracci. Die Kirchen Bologna's haben durchgängig etwas Wohlthuendes. Die Altarbilder sind sämmtlich von den Caracci's, deren Schülern und Nachfolgern, meist correct stylisirt, frisch gemalt. Die Bologneser Schule begeistert wenig, aber sie beleidigt selten; sie verdient das ehrenvolle Zeugniß, das Ideal in der Zeiten Flucht aufgehalten, sich der Verderbniß entschlossen in den Weg geworfen zu haben. Sie blickt nach Venedig und nach Rom, dort die Verweltlichung des Ideals, hier die Reinheit der Formen ablauschend. Man arbeitete freilich der Modell=

malerei entgegen, die Pose kämpft sichtbar mit der Inspiration; rechts droht der brustlose Klassizismus der Franzosen, links der unsaubre Realismus, die rein äußerliche Natürlichkeit, die sich etliche Neueste wieder als Kunst vorlügen. Aber auf dem Halt- und Ruhepunkte der Bolognesen ist noch gut sein, man kann hier Hütten bauen. Diese Männer machen durchweg den Eindruck tüchtiger, fleißiger Naturen, die ihrer Vaterstadt einen unverwischlichen Stempel aufgedrückt haben. Ganz schlechte Bilder sieht man nicht, freilich auch keine „Stanzen" und „Logen" und keine „Transfiguration". Domenichino ist und bleibt der größte Bolognese; sie haben ihn zu Neapel ermorden wollen, als er die Kapelle des heil. Januarius ausmalte; auch er war ein „Piemondese".

Sehr sehenswerth und höchst belehrend ist die Academia delle belle arti, ein tüchtiges Museum auserwählter Bilder. In den untern Hallen wird uns der Geschmack freilich verdorben durch die stümperhaften Schülerarbeiten der heutigen Akademie, die so ziemlich auf der Höhe der Leistungen der französischen Akademie zu Rom stehen. Von neueren italienischen Malern hat mir überhaupt nur Einer imponirt, der junge Florentiner Ussi mit seinem Bilde: „die Abdankung des Herzogs von Athen". Aber im obern Raume werden wir belohnt.

Hannibal Caracci: „Bekehrung Pauli", sehr kräftig. Ludovico Caracci: „Auferstehung Christi"; das hätte ich dem Ludwig nicht zugetraut. Die unteren Apostelgestalten sind Kerle wie von Michel Angelo hingerissen. Domenichino, zwei Prachtschöpfungen: „Martyrium der heil. Agnes", mit drei herrlichen Weibergestalten; dann das „Misterio del Rosario". Oben

Madonna in Gloria von Engeln, welche Rosen streuen; unten ein Martyrium. Gewaltig colorirt, wie unverwelkliche Rosen. Man kann dieses Bild ganz wohl neben der „Heil. Cecilia" des Rafael sehen, die sich hieher verirrt hat; und doch ist die Cecilia ganz Rafael: die Heilige horcht verzückt der Sphärenmusik in den Lüften; in der Mitte Kirchenmusik; am Boden liegen die Instrumente der weltlichen Tonkunst, die letzteren nicht von Rafael's Hand. Das ist er noch einmal ganz, der süße Zauberjüngling, dem die „ew'gen Melodieen" noch ganz anders „durch die Glieder sich bewegen" als dem Lord Byron.

Guido Reni: „Mord der unschuldigen Kindlein", eins der besten kräftigsten Oelbilder dieses Meisters, besser als seine „Kreuzigung Petri" im Vatikan und seine „heil. Dreieinigkeit" in Trinità de' Pellegrini; von derselben kühnen Größe wie der „Erzengel Michael", der Innocenz X. als Lucifer unter die Füße tritt, in der Kirche der Cappucini zu Rom. Auch die große „Madonna della Pietà" des Guido Reni ist ein mächtiges Bild, unendlich erhaben über seinen zahllosen flachen Decorationsstücken, die uns in Italien durch ihre Häufigkeit schier langweilen. Die Pietà ist ein hohes Altarbild: in der obern Ausrundung Maria mit dem Leichnam Christi, eine Figur am Kopfe, eine andere zu Füßen des Todten. Im unteren Felde fünf große Heilige: Domenico links, Borromeo rechts, Petronio, Francesco, Procolo in der tiefsten Reihe. Ein hoher Adel des Schmerzes, ein tiefer inniger Friede des Todes sind hier wahrhaft schön ausgedrückt.

Noch ein Guido Reni: „Simson", mit herrlichstem Hintergrund. Ludovico Caracci: „Nascita", ganz römisch gehalten, besonders in der schönen Frauengestalt

rechts im Vordergrunde. Domenichino: „Pietro Martire", viel copirt, auch Gegenstand eines berühmten Tizian. —

Von Palästen ist am berühmtesten der Bacciochi, früher ein Museum von Statuen und Bildern der Napoleoniden; jetzt ist Alles nach Paris gewandert. Der schöne Palast bietet nur sich selbst dar.

S. Michele in bosco, Sanct Michael im Busch, steht auf anmuthiger Anhöhe vor der Stadt, mit prächtiger Aussicht auf den Apennin, die Straße nach Florenz und die gesammte Stadt Bologna. Eine wahre Saat von Kirchen: ich zähle rasch dreißig, es sind ihrer aber noch hundert mehr.

In der Mitte der Stadt die beiden abenteuerlichen schiefen Thürme Asinelli und Carisenda; man weiß nicht welcher von beiden schiefer ist, bis uns der Pfeiler einer nahen Arkade das Richtmaß gibt.

Es geht gen Norden, man trinkt wieder Bier, obgleich noch theuer und schlecht. Eine Bleikammerluft herrscht seit 4 Uhr Nachmittags; die ganze Stadt ist ein einziger Backofen.

Am 15. Juli, in aller Frühe nach S. Luca gefahren, eine Stunde von Bologna. In der Nähe des Berges bittet uns eine Schildwache, Schritt zu fahren — es liegt viel Pulver in der Nähe. Cigarren aus! Man steigt durch einen entsetzlichen Bogengang, theils Steilweg, theils Treppe, 654 Stufen hoch zu dem weltberühmten Wallfahrtsorte hinauf. Großartige Aussicht auf die Ebene und in's Gebirge. Militärisch besetzt, Alles voll Artillerie,

60 Kanonen in's Thal gerichtet. Vor der Kirche der Madonna di San Luca darf man nicht spazieren.

Hinab zur Certosa, wo ein ungeheures Campo santo. Es wird wieder Schritt gefahren, eine unendliche Reihe von Kanonen entlang; es liegen ihrer wohl 100 auf den Laffetten. Ueberall Schildwachen und militärisches Schweigen. Es weht Mordluft, hier erwartet man die Oesterreicher zuerst.

Das Campo santo ist eine ungeheure Todtenstadt aus Marmor. Die ältesten Monumente befinden sich gleich im Eingange, etliche gehen bis zum 13. und 12. Jahrhunderte zurück. Auf einem Wandrelief erkannte ich den Petrarca, wie er neben Andern zu den Füßen eines berühmten Bologneser Professors sitzt. In den langen eleganten Gräberstraßen stehen die Denkmäler in den Seitenwänden; die sterblichen Reste sind theils darunter, theils unter den schönen Steindielen. Von Zeit zu Zeit ruht der Blick auf frischen grünen Rasenplätzen aus. In dieser Nekropole werden noch immer neue Stadtviertel angebaut. — Ugo Bassi, der Feldprediger Garibaldi's, liegt in einer Halle; der Denkstein mit der Inschrift datirt natürlich erst von 1859; zehn Jahre früher hatten ihn die Oesterreicher füsilirt, wie den Trompeter in der Fabel. Der Custode in der Gräberstadt meinte im Leichenbittertone, der Stein könne wohl noch einmal verschwinden. Mir schauderte. — Die Armen ruhen in einem besonderen, entlegenen, grünen Felde, die Ketzer in einer Seitenhalle.

So schön und friedlich sollten wir alle ruhen, wie die Todten in Pisa und Bologna; der Schrecken der Vernichtung macht hier der schönen feierlichen Ruhe Platz. Für 120 Franken kann man sich hier — begraben lassen; das

Monument besorgt der Verleger. Als ich eben meine Kasse nachzähle, fällt mir ein, daß ich hier nicht in Reih' und Glied ruhen darf — ich fahre daher zur Eisenbahn, um mich nach Modena dampfen zu lassen.

Gegen Mittag langen wir in dem früheren Hauptquartier der Reaction an, und unser Weg führt direct durch den innern Schloßhof der beiden Franz von Este hindurch. Die Luft ist jetzt gesäubert, es herrscht Freiheit, aber Freiheit im Leeren; Modena ist todt. Die Welt wird immer nördlicher, dumpfer, barbarischer. Hauptsorge ist sofort das Weiterkommen; es gibt keine geregelte Verbindung mit Mantua. Alles ist Willkür, Schneiderei. Für schweres Geld endlich einen Vetturin erstanden.

Die Kathedrale ist alt, aber nicht imposant. Die Gefälligkeit des Custode erschließt uns das Museum des Palazzo reale, wie jetzt alle offiziellen Gebäude Italiens heißen; wir bedauern weder das Geld noch die guten Worte. Francesco Francia thut sich uns noch einmal in seiner ganzen Bedeutung auf. An den klassischen „heil. Stefano" in Borghese zu Rom schließt sich hier eine herrlichste „Assunta". Der Rafael wird nicht kleiner, aber begreiflicher, wenn man seine vier Vorgänger aufmerksam studirt; wie seine Victoria erhebt er sich palmenschwingend auf edlem Viergespann: die tiefe Inbrunst des Fiesole, die plastische Realität des Masaccio, das correcte Colorit des Francia, die anmuthige Sauberkeit des Perugino.

Ein Prachtstück des Guido Reni ist „Christus am Kreuz": mit großer Gewalt ist die schwarzgraue Nacht hingeworfen; der Abstich der helleren Fleischfarbe auf

dem chaotischen Hintergrunde wirkt magisch. In anderer Art magisch wirkt der Zauberer Murillo mit seinem Hirtenknaben, der den Kopf auf den Rücken eines Schaafes legt.

Dosso Dossi, der Ferrarese, halb tizianisch, halb rafaelisch, fällt mir eigentlich erst hier auf, wo sich eine schöne „Nascita" von ihm befindet. Daneben zeigt er sich aber auch als tüchtiger Porträtmaler: „Alfons I. von Ferrara", dessen Rüstung ächt venetianisch lustrirt ist; dann „Alfons II." Auch Garofalo, einen andern Ferraresen, entdecke ich hier als bedeutenden Porträtmaler. Von Guercino hängt auch ein respectables Brustbild da: „Alfons Gonzaga".

Großes Entzücken im großen Hauptsaale: Salvator Rosa mit vier Landschaften ersten Wuchses. Im Palast Pitto zu Florenz war mir die hohe Bedeutung dieses Malers zuerst aufgegangen; sein „Philosophenwald" und seine „Waffen verbrennende Friedensgöttin" erschienen mir als die höchste Stufe der modernen Landschaft. Ein liebenswürdiger und höchst sinniger Maler aus Ancona zeigte mir in einem florentinischen Privatpalaste am Platze S. Spirito zwei andere Landschaften desselben Künstlers, die mich völlig bewältigten. Es sind dies zwei große Stücke mit bedeutender Staffage, welche des Raumes wie des Lichtes bedürfen: Johannes der Täufer weist auf den Jordan hin, und Christus wird von Johannes getauft. Die stolzen Bäume sind, wie immer, wild gebeugt und zerrissen; an den Felsen hinauf webt ein wahrer Zauberduft, von Zauberlicht durchdrungen; die Fernsicht ist majestätisch weit, schön, reich. Das ist Alles so gesättigt von Vollkommenheit, so meisterhaft kühn, daß man begeistert

ausruft: Das Stimmungsbild haben die Alten nicht gekannt! Hier hat der Mensch die Natur zum andern Male geschaffen, indem er ihr seine lebende Seele einblies!

Durch meine umbrische Fahrt mehr oder minder modernisirt, nördlich romantisch angeweht, sah ich jetzt in Modena mit jubelndem Behagen und zum erfreulichsten Verständniß den mächtigen Irisbogen zwischen dem Süden und dem Norden vor mir schwingen, die Brücke von der klassischen Form zur seelenhaften Bedeutsamkeit. Die vier Landschaften Salvator Rosa's heißen „Erde, Wasser, Feuer und Luft“, ein Vorwurf, wie er sich auch bei dem glatten Bologneser Albano findet. Aber hier, welch' andere Kraft und Eigenthümlichkeit! Da stürzt der Schäfer aus düsterm Bosket in's volle Sonnenlicht, und es dehnt sich weit, weithin die schöne Natur mit Bergen und Thälern und Wald! Da ist das ruhige Spiegelmeer mit Galathea und Tritonen, weißen, herrlichen Nymphengestalten: der ganze liebliche Zug umfährt einen markigen Felsvorsprung! Dort sind Schiffe im Engpaß, eins wird wider die Felsen geschleudert, auf denen eine Burg mit Majestät thront; unten zerreißen die wilden Flammen ein anderes! Und wie die großen Kinder der Natur dort um das Wasser gelagert sind, welcher Waldschlag zur Rechten, welch' titanische Gebirge im wonnigen Ferndunft!

Abends sitzen wir unter den Arkaden der Hauptstraße, Bier in Eis trinkend, und ich erzähle meiner Begleiterin: Modena sei die Stadt der Feuersbrünste, die beiden Franze hätten immer höhere Prämien auf die Entdeckung von Brandstiftern gesetzt. Eine Stunde nachher brannte ein Heuschuppen neben unserm Gasthause, 40 Wagen Heu glühten und sprühten zumal und qualmten dann entsetzlich,

als man sie mit ungezählten Spritzenladungen bombardirte. Wohl oder übel, wir mußten uns ausquartiren und in einem zweiten Hotel die paar Stunden nächtlicher Ruhe suchen, die uns noch vergönnt waren.

Um 4½ Uhr war der brandschatzende Vetturin vor der Brandstätte; er hatte die Gelegenheit benutzt und zwei weitere Personen aufgeladen, einen Modeneser Weinhändler und eine würdige Venetianerin, offenbar von Paul Veronese gemalt. Es ging auf Mantua; das Land ist herrlich bebaut bis zu den Sümpfen des Po. Die italienische Polizei entläßt uns freundlichst, sie visirt den Paß in unserm Interesse — wie es sein soll. Sümpfe nahen und Weißröcke. Oesterreichische Douane, zwei Stunden Visitation, kleinlich, lächerlich, ärgerlich, grade so dumm wie das deutsche Interesse an der Minciolinie. Einige zugeschnittene Hemden, die noch nicht genäht sind, kosten der Venetianerin des Paul Veronese sechs österreichische Gulden Zoll; der Modenese zahlt für einige Probeflaschen Weines eben so viel. Entrüstet, mit ausgedörrter Gurgel, stürzen wir in ein Weinhaus, den Aerger hinabzuspülen. Der Modenese ruft: Ecco il Tribunale di Nerone! Ein Orts-Angehöriger schreit mit flammendrothem Antlitz: Questo grida vendetta. Ich schließe beiden den Mund; sie begreifen, daß ich der Radikalste unter ihnen bin. Nur das Haus Habsburg will nicht begreifen.

Eine fliegende Brücke trägt uns über den Po, der Vetturin läßt sich das Fährgeld zahlen. Ich weigere mich. Dafür läßt er mich später Brückengeld zahlen, wo gar keine Brücke ist.

Jetzt will ich ein großes Geheimniß verrathen, welches noch nicht im „Schwarzen Buche“ steht. Ich bin nach Mantua gegangen wegen des Giulio Pipi, bekannter unter dem Namen des Giulio Romano. Die Oesterreicher und ihre 25,000 Mann Croaten und Panduren und Heiducken, welche das „deutsche Interesse an der Minciolinie“ wahren, die Corporale und Polizisten und Douaniers, sammt der Croce Verde, wo fremde Vögel gerupft werden, mußte ich in den Kauf nehmen. In Italien sieht man den Giulio wenig und durchaus nicht compact. Florenz hat den lieblichen „Musentanz“; die Kirche all' Anima zu Rom eine schöne Madonna; das Museum zu Neapel die berühmte „Madonna del Gatto“; er malte Rafael'sche Cartons aus und copirte Vieles nach Rafael. Alles das rechtfertigt keinen Ruf wie ihn Giulio Romano hat. Brennend vor Neugierde entschloß ich mich daher, in die Dante'sche Hölle einzudringen, um den ganzen Künstler zu sehen. Wohlan, ich habe meinen Willen gehabt, ich habe mich von den flegelhaftesten Sbirren der Welt treten und stoßen lassen, und ich empfinde keine Reue: ich habe Giulio Romano gesehen.

Auf dem Wege erblicken wir sein Haus, einfach, einstöckig, selbstgebaut, künstlerisch. Er fühlte sich nicht als Herr von, als Ritter 2c.; er wollte behäbig und comfortable leben, und er hatte Recht. Unweit davon ist ein großer Palazzo mit Freskenresten im Treppenaufgang und oben in der Vorhalle. Die süße reiche üppige Zeit der Gonzaga verräth sich noch in diesen Trümmern. Der Palast heißt Colloredo, wallensteinischen Andenkens.

Wir gelangen an den Palazzo del Tè, er ist wie

ein T gebaut. Stopfen wir Baumwolle in die Ohren, Wallenstein's Lager trommelt und trompetet auf den weiten Plätzen umher; nur daß dieser Wallenstein nicht die geringste Freiheits-Schufterei im Kopfe hat, sondern simpler FML. Ferdinand's II. ist. Wir brauchen auch nichts zu hören, sehen wir!

Der Saal der Psyche ist ganz von Giulio Romano gezeichnet und gemalt, Alles in Oel auf Kalk. Welches Leben, welche Fülle, welche Ausgelassenheit und ästhetische Frechheit! „Mars verfolgt den Adonis", Venus hält ihn zurück — sehr schön, aber weßhalb hat die Venus solch kolossalen Hintern? „Bacchus und Ariadne", man füllt ihnen den Becher — sehr schön, aber man sieht was sie vorhaben! „Mars und Venus" mit Amoretten — die jedenfalls überflüssig sind! Das „Mahl der Psyche": Merkur erscheint an der gedeckten Tafel — schreckhaft fidel, übermüthig genial; es ist gut daß Psyche abwesend ist, so kühne Gedanken arbeiten sich da hervor! Das „Buffet der Psyche": Polyphem riesig mit Hirtenflöte und Keule. In der Mitte des Plafond das „Sposalizio Amor's und Psyche's", mit einem perspektivischen Durchblick sonder Gleichen. Alles derb und doch süß, phantastisch und sonnenklar, alles gehauen und gestochen; aber, aber!

Jetzt weiß ich was der Giulio bedeutet: er ist ein Rafael, der dem Rubens begegnete und in's Extravagante ausschlug; ein Rubens, der angesichts des Rafael sich plötzlich zusammennahm. Es ist die Hochzeit der Niederländerin mit dem stattlichen Italiener, und deßhalb ward dieses Monument auch richtig an die Gränze verlegt.

Anderer Saal: „Sturz des Phaëton". Anderer Saal: colorirter Stuck, den Triumph David's darstellend.

Die Fresken sind das Werk der Schüler. Der Saal ist dem Kaiser Sigismund mit dem rothen Bart gewidmet. Die Plastik der Reliefs schwelgt natürlich in's Malerische hinüber. Giulio Romano strotzte.

Endlich der Saal der „Giganten“, übertrieben, bringt zur Besinnung. Die Dimensionen der Zeichnung sind so groß, daß der Raum sie nicht erträgt, daß wir erschrecken. Das ist der leibhaftige Gnome aus der Constantinsschlacht zu Rom; der Künstler schneidet Grimassen, das Großartige wird Fratze; Peter Paul von Antwerpen blickt aus dem Tumult hervor. — Die Schüler haben die Giganten ausgemalt; der Plafond ist wieder ganz des Meisters Werk. Der Olymp blickt laut lachend auf das Pelion-Fels-Donnergepolter hinab. Aber auch im Olymp spukt der Kobold: eine unsterbliche Göttin, den Ichor in den Gliedern, die unvergängliche Jugend im Auge, hebt den — pot de chambre in die Höhe! . . .

Solche Verhältnisse wie die des Giulio zu dem Hofe der Gonzaga meinte Göthe, als er im Tasso sagte:

„Und für den Edlen gibt's kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen!“

Heil Dir Gonzaga! Begeben wir uns zu seiner Haupt-Residenz. Das eigentliche Schloß, il palazzo ducale, auf Oesterreichisch la corte imperiale, datirt von Anno 1300, und ward von Giulio Romano erneuert. Der wahre Architekt scheint jedoch Dädalus gewesen zu sein, denn ein tolleres Labyrinth ward nie erlebt. Müde wie ein Hund kommt man wieder heraus. Welcher Platz für den Olymp und olympische Hochzeiten, Psychebankette, Bacchus und Ariadne!

Zwei Dinge lohnen reichlich den ermüdenden Besuch: eine Freske Giulio Romano's und die Arazzi. Giulio Romano hatte die „Galathea" gesehen und an „Amor und Psyche" selbst mitgearbeitet. Anch'io sono pittore! das verfolgte ihn bis nach Mantua hinauf, wie es später den sämmtlichen Bolognesern keine Ruhe ließ. Giulio Romano malte daher den „Wagen der Nacht" an einen Plafond. Im schwarzen Schleier schwebt sie daher auf raschem Viergespann; Sterne und Nachtvögel ziehen am Himmel auf, ihre Herrschaft zu bewähren. Voller Schwung und prachtvoll gemalt. — Die neun Gobelins nach Rafael's Zeichnungen sind bekanntlich eine der Zierden des Vatikan. Sie wurden in der Gegend von Mantua noch einmal gewebt, und sind nach meiner Einsicht noch schöner ausgefallen als die römischen. Der Eindruck ist vielleicht schon deßhalb ein vollständigerer, als die herrlichen Originalstaffeln hier vorhanden sind, die in Rom fehlen. Andere treffliche Arazzi's sind nach des Niederländers D. Tenier Cartons angefertigt worden, der hier Landschaft mit Genre großartig sinnig verband.

Zum Schluß erhalten wir den ganzen Trojanischen Krieg al fresco, vom Raube der Helena an. Nur die Zeichnung ist von Giulio Romano, und sie ist genial genug gedacht; die Ausführung geht dagegen in's Porzellanhafte über.

Auch Baumeister war dieser sprudelnde üppige Genius. Das Innere der Kathedrale ist nach dem Plane des heidnischen Künstlers ausgeführt; zählt man die Seitenkapellen mit, so haben wir sieben Schiffe vor uns, was jedenfalls des Guten viel zu viel ist. Sant Andrea ist das Werk

des Florentiners Alberti, der eine Kirche zu bauen wußte. Sie enthält gute Bilder: Mantegna und dessen Schüler, die Paduaner, haben hier ernstfleißige Fresken hinterlassen; eine „Kreuzigung“ von Costa ist sehr dramatisch belebt; Rinaldo Mantovano, ein Schüler Giulio's, versucht sich an der Dante'schen Hölle auf Kalk.

Mantegna, der in seiner harten Kupferstichmanier mehr als einmal an die Mailänder erinnert, hat die Familie Gonzaga porträtirt; die Bilder befinden sich aber im Castello di Corte, und dieses ist leider Gefängniß geworden. Mit den österreichischen Gefängnissen ist es wie mit dem belgischen Zellengebäude zu Dinant an der Maas: „der Eintritt wird nur auf spezielle Erlaubniß hin gestattet.“ Auch die hohe Torre della Gabbia mit der schönen Aussicht bleibt uns verschlossen: auf der Spitze des Thurmes arbeitet der Semaphor für's ganze Viereck.

Virgil's Kopf in Sandstein, mittelalterlichen Ursprungs und gänzlich verhunzt, schneidet uns von einer Mauer herab Gesichter. Er will uns wohl blos daran erinnern, daß die „Glorie der Lateiner“ hier geboren ward.

Am 17. Juli Morgens durch die Vorstadt, über Brücken und Dämme zur Station. Eisenbahnfahrt nach Verona. Piazza Bra, Amphitheater. Eingang durch abscheuliche Buden. Das Denkmal selbst wohlerhalten, doch ohne Einfassungsmauern; man klettert die Sitzreihen empor und überschaut mit Einem das mächtig geschwungene Ei, in welchem 75,000 Personen Platz fanden; nach Außen taucht der Blick in die prachtvolle belagerte Hügelwelt der Etsch.

Aelteste Kirche S. Zenone, in der Frankenzeit angefangen, seit dem 12. Jahrhundert Basilika. Auf den alten Thüren höchst naive, kreuzkomische Reliefs. Schöne Crypte. Die Wandfresken sind Palimpseste; unter der oberen Schicht, welche abbröckelt, thun sich ältere Gemälde hervor. Herrlicher Mantegna: „Maria in Trono". Auf dem Platze, Pipin's Grab; in dem Hause gegenüber hätte der kleine Schweizer des Papstthums gewohnt.

In der Kathedrale eine hübsche „Assunta" Tizian's, ist aber noch nicht die rechte. Santa Anastasia ist schön gothisch. Maria l'Antica winzig klein. Daneben die ungeheuerlichen gothischen Denkmäler der Scaliger, deren Wappen die Scala oder Leiter.

Ganz Verona culminirt in zwei Prachtplätzen, der Piazza dei Signori mit dem Rathhause und den Palästen der Scaliger, und der Piazza d' erbe, dem Gemüsemarkte, wo auf ehrwürdigen Häusern des Mittelalters noch bunte Reste von äußeren Fresken prangen. Es war gerade Markt und ein entsetzliches Gedränge; ich dachte an das leidenschaftliche Treiben der Montecchi und Capuletti. Leider ist Julie vor die Säue geworfen, die aus ihrem Sarkophage fressen. Im Norden würde man „Julien-Schinken" verkaufen.

Der Garten Giusti mit mächtigen Cypressen bietet von der oberen Terrasse eine gute Aussicht — auf den Belagerungszustand der Natur.

Die Academia delle belle arti mit der Bildergalerie entsprach nicht meinen Wünschen: viel zu viel Untergeordnetes und nur local Interessantes aufgehäuft. Von Paolo Cagliari, weltbekannt als Veronese, fast nichts in Verona zu sehen; von seinem hiesigen Lehrer Badile kann er

nicht viel gelernt haben; er gehört nach Venedig. Von den Malern aus Giotto's Schule fast gar nichts hier; aus dem 16. Jahrhundert gleichfalls nur spärliche Reste. Tüchtige Porträts von Moreto, Morone und Romanino da Brescia, der aber tief in's 17. fällt. Guido Reni: „Judith mit dem Holofereneskopf", fabrikmäßiges Modellstück, eine schöne Jüdin, die uns sagt, sie sei pflichtmäßigst grausam gewesen. Von demselben: ein Capitano im Harnisch, stereotype Manier. „Christi Himmelfahrt", in Tizian's Weise. Salvator Rosa: kleinere Landschaft mit kühn gebogenen Bäumen, stets die Natur im Zorn. Ein interessanter Barbarossakopf mit mächtigem Bart, strenger kaiserlicher Wille im Gesicht.

Das Bruchstück eines antiken Theaters nicht des Besuches werth.

Abends spät nach Padua gefahren, an Vicenza vorbei. Pallodio's Museum von Bauten nicht gesehen. Ich bin müde und sehne mich nach Venedig.

Am 18. Padua gemustert. Die Arkadenstraßen wachsen seit Bologna in die Breite; man wandelt wie in Klostergängen, halb im Dunkeln. Pfeiler und Säulen arten vielfach in rohe Pfosten aus. Die Stadt ist unfreundlich und todt. Alles mehr monumental als ästhetisch.

Der Prato della Valle ist ein ungeheurer Platz, mit einem Rasen- und Baumrund in der Mitte, von einem Graben umzogen. 71 ziemlich rohe Bildsäulen berühmter paduanischer Studenten in der Runde. Größte Kirche Santa Giustina, jetzt österreichisches Militärmagazin voller Säcke und Fässer. Oesterreich hat einen noch größeren

Magen als die Kirche. Hauptbild: das Märtyrthum der Heiligen von Paul Veronese, eins seiner besten Bilder. Gar lieblich ist die „Krönung Mariä“ von Romanino da Brescia, dem Veroneser des 17. Jahrhunderts, prachtvoll colorirt. Die Kirche birgt außerdem so viele religiöse Antiquitäten, zum Theil unter der Erde, daß man dem eifrigen Führer Halt gebieten muß.

Il Santo, die Kirche des heil. Antonius, ist noch viel wunderbarer als das Wunder ihres Patrons. Sie stammt vom Jahre 1300, ist in der ersten Anlage gothisch-toskanisch, dann vielfach byzantinisirt, und erhielt 1500 gar sieben orientalische Kuppeln. Pisa und Florenz bieten keinen so tollen Kampf aller möglichen Geschmäcke dar; nirgends sah ich solche entsetzliche Ueberladung. Die Capella del Santo von Sansovino übersteigt an Marmor-, Gold- und Silberpracht alles bisher Gesehene. Der Altar von grünem Marmor, prachtvolle Kandelaber, die Façade in lauter Marmorreliefs aufgebaut; auf der Brüstung vier allegorische Gestalten. Man glaubt die Decorationen einer Meyerbeer'schen Oper zu sehen. — Die Capella di San Felice enthält die mächtigen Fresken der Schüler Giotto's, der beiden Veroneser Aldighiero da Zevio und Jacopo d'Avanzo: die Geschichte des älteren Jakobus und die Kreuzigung Christi. Diese Fresken sind noch lebendiger als die Giotto'schen selbst, namentlich zeigt sich ein großer Fortschritt in der Färbung.

In der nahe liegenden Capella di San Giorgio hat Jacopo d'Avanzo weiter gemalt: das Neue Testament, die heil. Katharina und die heil. Lucia. Nebendran steht das Oratorio oder die Scuola del Santo: ich begrüße laut die ersten Fresken Tizian's. Ich habe längst begriffen:

in der Freske zeigt sich erst der Meister! Zeige mir eine Gestalt, auf die Mauer hingeworfen, so will ich dir sagen, ob du in Oel auf Leinwand malen kannst! Einzelnes ächt Tizianisch, die Masse jedoch von Schülern ausgeführt.

Da ist noch ein anderer Meister, der mir seine Freskenprobe ablegt und sie glänzend besteht, Mantegna. In einer Kapelle der Augustinerkirche Ai Eremitani sind die drei Wände gefüllt mit der Wundergeschichte der hh. Jakobus und Christophorus. Der ungeschlachte christliche Herkules begibt sich in den Dienst des Apostels und verrichtet sozusagen die zwölf christlichen Arbeiten. Jakobus wird vom Gerber Simon mit dem Hammer zu Boden geschlagen; Christophorus von den Zwergen geworfen, gefoppt und gehöhnt! Die aufgehende Freiheit des Gedankens zeigt sich im Humor, in kühnen Contrasten und unerhörten Zusammenstellungen. Auch Nacktes tritt schon glücklich auf.

Hat uns Mantegna überrascht und höchlichst befriedigt, so läßt uns Giotto vor Erstaunen kaum zu uns selbst kommen. Ich habe viel von Giotto gesehen und verehre diesen gewaltigen Reformator gebührend; aber seine Ausmalung der Begräbnißkapelle Madonna dell' Arena zu Padua will mir unglaublich vorkommen. Wer hier den Meister nicht bewundert hat, darf überhaupt nicht mitsprechen. Madonna dell' Arena ist die Sixtinische Kapelle des Trecento. Der Gegenstand ist natürlich noch rein biblisch: Geschichte Christi und der Maria auf zahlreichen Doppelfeldern, die beiden Langseiten der Kapelle entlang. Die „Deposizione" ist ein Meisterwerk von genialster Composition, schon ganz harmonisch gruppirt. Welch' innige, sinnige Figuren auf der „Erscheinung Christi vor Magdalena" nach der Auferstehung! Die „Auferweckung des

Lazarus“ und der „Judaskuß“ sind so tief gefaßt, als stammten sie aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die „Himmelfahrt“ ist völlig erhaben.

Auf der Schmalseite über dem Eingang „das jüngste Gericht“: Christus oben, Engel und Selige zu seiner Rechten, Teufel und Hölle zur Linken. Unter den zahllosen Köpfen, die lauter Porträts zu sein scheinen, gewahrt man auch Giotto's eigenes anmuthiges Haupt; er war sicher der Seligen seligster Einer, daß ihm solche Schöpfung gelungen! Von mächtiger Charakteristik ist auch der Neid, der den Geldbeutel festhält, und aus dessen Munde die Schlange hervorringelt, ihm das Auge zerfressend.

Unterhalb der Freskenfelder gewahrt man allegorische Temperabilder: die sieben Cardinaltugenden und die sieben Todsünden. Da ist eine „Speranza“ von wahrhaft antiker Rundung; sie gleicht einer alten Fortuna oder Victoria in Stuck. Das erinnert an die Figuren des Cimabue zu Assisi im Dome, und wiederum sagt man sich: Nehmt die Antike fort, und die Welt stürzt vor Häßlichkeit zusammen!

Imposante Plätze hat die alte Stadt der Hohenstaufen: Piazza dei Signori, mit einem herrlichen Thor des Biagio Ferrarese, der Loggia del Consiglio (Rathhaus) und einer antiken Säule; Piazza delle Erbe (Gemüsemarkt) mit dem rasenden Palazzo della Ragione, dem Justizpalast des Mittelalters, dessen Hauptsaal nur von Westminster zu London überboten wird; Piazza delle Biade (Kornmarkt); delle Uve, mit Freskenresten an der Außenseite. Am Kornmarkt steht das kostbarste Kaffeehaus dieser Welt, Caffè Pedrocchi, dessen zahlreiche Säle und Cabinette in allen möglichen Stylen abwechseln. Und dieses bunte

Labyrinth ward auf Kosten eines Privatmannes in die Welt gesetzt!

Statten wir schließlich dem gelehrten Kaiser Friedrich II. einen Besuch ab; sein massives Denkmal heißt il Bò, und damit ist die Universität gemeint, so einst von 6000 Studenten aus ganz Europa besucht ward. Ihr botanischer Garten ist bis jetzt noch nicht übertroffen. Welche Hallen, welche Säle in diesem profanen Kloster! Wappenschilder zahllos an den Wänden, jede Nation wollte es der andern zuvorthun.

Am 18. Juli Nachmittags nach Venedig. Schließen wir wo die Andern anfangen! Langer Eisenbahndamm, Lagunen, Station am Ende des Canale grande. Gondel wiegt uns nach dem Ponte Rialto; dann durch einen kleinen Kanal vor die Hinterthüre des Gasthauses. Die Straßen sind abgeschafft. Die Welt schwimmt. Es ist wie ein Traum.

Der Wirth führt uns nach San Marco. Zwanzig Schritte weit, ein schmaler Durchgang durch die alten Procuratien — und wir stehen wie angedonnert vor einem Märchen aus Tausend und einer Nacht. Ein Riesenpalast auf drei Seiten des schön getäfelten Geviertes, links die sultanhafte Markuskirche mit ihren orientalischen Kuppeln; dann der Dogenpalast, gothisch-arabisch geheimnißvoll; dann die hohen Säulen des Löwen und des heil. Theodor; dann der Kai, die Fluth, die Inseln mit Kirchen, die Einfahrt in den Canale grande — ein Licht, eine Luft, ein Weben von Tönen wie zu Neapel — und die Räthselfrage, wie man hieher gekom-

men, wo man Morgen und Abend zu suchen habe: das ist der Zauber der Lagunenstadt.

Wir zerbrechen uns den Kopf an unserm Plane und begreifen endlich, daß die Rialtobrücke grade hinter uns liegt. Wir durchschreiten die Wölbung der Torre del Orologio, kommen in die Merceria, irren und fragen uns auf krummen Schleichwegen durch zum Rialto, und unser Blick fällt auf die Origenes Venetiae, den alten Dogenpalast und die alten Gefängnisse. Die ganze Welt schwimmt, und die Straßen dieser schwimmenden Welt sind wie labyrinthische Corridore, wie enge schwankende Schiffsgänge.

Nirgends ist ein Halt auf diesen gedrängt vollen Stegen; die Brückenbögen drohen mit uns in's Wasser zu stürzen; eine unwillkürliche Hast treibt uns immer wieder zum Markusplatz hin, wo wir einzig Boden unter unsern Füßen verspüren und aufzutreten wagen. Ganz Venedig ist im Grunde nur ein Takelwerk, das an einem Hauptmast befestigt ist, und Alles rutscht beständig auf diesen soliden Mast zurück. Träumend schlürfen wir Eis, und die österreichische Militärmusik spielt uns den Sommernachtstraum dazu, sie selbst nicht das geringste Wunder in dieser orientalischen Traumwelt.

Venedig ist ein Traum und ein Rausch; es sollte mich gar nicht wundern, wenn eines schönen Morgens Alles versunken wäre. Die Venetianische Malerschule ist ein blühender Traum und ein farbenglühender Rausch. In Florenz und Rom leuchteten sie auch, wie die Sterne in der Nacht, die Meister der adriatischen Palette. Aber sie hatten dort etwas Fremdartiges, Uebertriebenes, Ge-

schminktes an sich: hier in Venedig muß man sie sehen, auf ihrem Heimathsboden, in ihrer vaterländischen Luft, um sie zu begreifen. Die Wunderzimmer im schwimmenden Wunderpalaste Venedig sind die Bildersammlungen, in erster Reihe die Academia delle belle arti.

Zunächst erscheinen die Vorläufer, die Van Eyck und Memling und Rogier van der Weyden des Südens: Bartolomeo Vivarini, Michele Matei, besonders die Brüder Antonio und Giovanni da Murano mit der blendenden „Krönung der Jungfrau“.

Wir treten in die Sala dell' Assunta mit der „Himmelfahrt Mariä“ von Tizian. Das erst ist der ganze Tizian, der himmelhoch jauchzende Realist, der wahre Verklärer der Erde und ihrer schönen Frauen. Das ist die Religion der schönsinnigen Südländer, selbst wenn sie mit den Lippen eine andere bekennen. Ueber der Thür des anstoßenden kleineren Saales hängt ein „Sündenfall“ des Tintoretto: Adam und Eva mit dem Apfel. Den Tintoretto würde ich als Papst excommuniciren; denn jedes Christenkind beißt in diesen Apfel. — Tizian: „Christi Grablegung“, das Werk des 99jährigen! Ein wenig grau, ein wenig fahl, der Uralte legt sich selbst in's Grab. Daneben hängt das angeblich erste Jugendwerk des Glühenden. — Dann kommen die Bellini, die Paul Veronese, die Paris Bordone, und wieder Tintoretto: „der heil. Marcus rettet einen zum Tode verurtheilten Sclaven“, ein Porträt des Dogen Luigi Moncenigo, der „Tod Abels“. Hierauf eins der reizendsten Porträts des Tizian: eine alte Frau in weißer Haube und schwarzem Kleide, mit goldener Kette. Bilder von Giorgione. Ein Pordenone: „Madonna del Carmelo“.

Neue Saalfolge. Tizian, „Maria's erster Tempelgang", großes Bild mit langer Treppe, auf welcher die Anmuthige emporsteigt; unten die prachtvolle Eierfrau. Paris Bordone, großes Bild: ein Fischer überreicht dem Dogen den wiedergefundenen Ring des heil. Markus. Der ganze Saal ein immenses Farbenparadies, eine fröhliche Colorithalle, eine Jubelhymne, von Paletten ausgeführt.

Weiter. Die Bilder des Carpaccio mit ihrem naiven Humor; Gentile Bellini: das wiedergefischte Kreuz, mit den Dickwänsten von Mönchen die in der Lagune schwimmen, voll drastischen Uebermuthes; alles Leben, alles Freiheit, Spott und Geißel auf die heuchlerische Abstraction.

In den Palladinischen Sälen Tizian: „Johannes in der Wüste", und ein herrlicher Giovanni Bellini: „die Jungfrau mit Paulus und dem heil. Georg". Diesem Johannes Bellini gehe ich zu Venedig nach, wie dem Francia in Bologna, wie dem Perugino in Umbrien, wie dem Mantegna in Padua. Die Vollender sind mir kaum wichtiger als die Anfänger, denn diese machen erst jene begreiflich. Tizian würde mich erschrecken ohne Johannes Bellini. Sie sagen zwar, dieser Johannes sei ein Philister, ein steifleinener Magister gewesen; aber das gehört zum Bahnbrechen. Der Neuerer darf sich nicht in den Irrgärten des Ideals herumtummeln, er muß eigensinnig auf Einen Punkt hinarbeiten. Perugino war ein kopfhängender Philister, Francia und Mantegna haben starkpedantischen Beigeschmack. Wer hat des deutschen Geistes Erzschulmeister nicht in Gotthold Ephraim Lessing gewittert?

Schwimmen wir ein wenig zu den Kirchen! Von der Piazzetta beim Löwen des heil. Markus trägt uns die leichte Gondel rasch nach S. Giorgio Maggiore hinüber. Palladio hat den Bau nur begonnen, der zum lateinischen Kreuz geworden ist und die byzantinische Kuppel trägt. Der Hauptaltar ist in Marmor und Erz: die vier Evangelisten tragen Christus auf einer Weltkugel.

San Redentore jenseit der Giudecca ist ganz von Palladio gebaut, eine leichte, lichte Architektur, die aber keinen Augenblick imponirt; die hoch angebrachten gothischen Fensterzwickel sind wie Lichtsäcke, welche die Helle auf den unteren Raum ausschütten. Das ganze Schiff ist mit Flitterputz und Blendschein ausstaffirt. Die venetianische Frömmigkeit erscheint mir wie eitel Kinderei um den Weihnachtstisch. Die Bilder in der Kirche selbst sind Nichtigkeiten, mit pompösen Namen verbrämt; aber die Sakristei enthält zwei prächtige Bellini's, schöner als ich deren noch gesehen: zwei reizend einfache Madonnen; die eine, welche das Jesukind anbetet, ist übermalt. Paul Veronese hat hier eine „Taufe im Jordan" hinterlassen.

Ueber die Giudecca zurück nach S. Maria della Salute. Eine Feenkirche auf 1,200,000 Wasserpfeilern hingezaubert! 13 Tizian's prangen im Innern: der heil. Markus, der Tod Abels, das Opfer Abrahams 2c.; die „Besiegung des Goliath" als Medaillon am Plafond; dann die strahlend schöne „Ausgießung des heil. Geistes", die der Unsterbliche mit 64 Jahren gemalt. Daneben hat der Fapresto von Neapel in „Maria im Tempel" und in der „Nascita" dem Venetianer trefflich abgeguckt, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Am Hauptaltar eine

recht lebendige Marmorgruppe des Flamänders Le Corte: Venetia fleht zur Madonna mit dem Kinde; die Pest, ein Scheusal, entflieht vor dem Cherubim. In der Sakristei die „Hochzeit zu Cana", eins der ungeheuern Bilder des Tintoretto, sprudelnd von Leben und Farbe. Man sieht schräg die ganze lange Festtafel hinauf; das Licht strömt prächtig von oben herab.

Wir schwimmen nach Giovanni e Paolo, von einer Reiterstatue in Bronze bewacht. Ein Pantheon, wie alle Kirchen hier; reich, überreich an Grabmälern, alten und correct steifen, neuen und zopfigen — als wollte die Kirche viele Kirchlein gebären. In der Sakristei: Tizian's „Petrus der Märtyrer", zum Verzweifeln schön hingeschleudert, wie aus Einem Zauberguß. In der Sakristei noch verzweifeltere Marmorreliefs, die sich jedoch gänzlich in die Malerei verlieren: sämmtliche Gegenstände der Natur und des Haushalts mit der raffinirtesten Kunstgeduld modellirt. Ein Deutscher hat den bessern Theil gemacht. 18. Jahrhundert.

Wir entlassen den Gondolier, und suchen zu Fuß nach San Marco zurückzukommen. Lagunen, über die Fondamenta nuova, nach S. Maria gloriosa ai Frari, der Schöpfung des Nicolo Pisano. Abermals Pantheon: hier ruhen Canova und Tizian unter bedeutenden Denkmälern, eine große Anzahl von Dogen, namentlich Niccolo Trono, dem ein erschreckliches Luxusmausoleum errichtet worden. — Dann auf allerhand Kreuz- und Querwegen an's Theater Malibran, zum Ponte Rialto, endlich zum Markusplatz. In Eis und Mondschein geschwelgt. Es ist nicht zum Lachen. Den Mond versteht man erst, wenn man ihn auf der Piazzetta zu Venedig durch die steinernen

Blumen und Kreuze des Dogenpalastes scheinen sieht. Das ist so groß wie die Bucht von Neapel, aber mysteriöser, romantischer, lyrischer, orientalischer. Man weiß sich keine Rechenschaft mehr von dem Zauber zu geben, und die irrlichterirende Seele wandelt auf blassen Lichtstrahlen nach Granada und nach Cairo.

Am 20. Morgens nach San Salvatore. Wieder Tizian: „Mariä Verkündigung“ und „Verklärung“. Vortrefflicher Bellini: „Christus mit vier Tischgenossen“. Was soll das jenseit der Alpen geben, werde ich noch irgend ein Bild ansehen können? Kann ich mir doch gar nicht mehr vorstellen, wie der Nebel aussieht, den man bei uns Luft nennt.

San Rocco mit dem Leichnam des Heiligen, dessen schöne Kapelle am Rhein steht, ist zur Zeit der Reformation gebaut. Bilder von Tizian, Pordenone und Tintoretto, theilweise beschädigt. Gegenüber liegt die Scuola di San Rocco, ein ganzer Tempel von Farben. Im unteren Raume 57 Tintoretto'sche Fresken; unbegreiflich, aber wahr. Die Farben haben etwas stark nachgedunkelt, aber dennoch hat mich der „Vielmaler“ geblendet. Tintoretto ist so recht die allgemeine Blüthe der Venetianer; nicht Meister, sondern Meisterschaft; nicht Genie, sondern Genialität; nicht Colorist, sondern Colorit. Scenen aus beiden Testamenten, aber alles absolut verweltlicht, alles in den Duft des blühenden Daseins getaucht. Die „Annunziata“ kann man mit der Tizian'schen vergleichen, welche an der Treppe prangt. Das Erstaunen über all diesen Reichthum verwandelt sich in den oberen Räumen

in Begeisterung, vor dem Riesenbilde des *Tintoretto*: „Kreuzigung Christi". Hier hat der farbenlebendige Darsteller den christlichen Stoff den Händen der Mystik völlig entwunden und ein wahrhaft großes Historienbild daraus gemacht. Das *ganze Volk* spielt in lebendigstem Affekt mit; das lebt und drängt und wogt! Welche Züge zu Fuß und zu Pferde! In dieser Dramatik des Tintoretto tritt das außergeschichtliche Golgatha wieder in den Reigen menschlichen Geschehens zurück, und wir empfinden das Mitleiden des Schreckens mit dem großen Gerechten, den die annoch unbesiegte Bande der Finsterniß in einer Haupt- und Staatsaction hinmordete.

Venedig macht noch einmal vor Thorschluß den vollen Eindruck Italiens. Mailand thut dies keineswegs, so wenig als seine Leonardo da Vinci und Bernardo Luini. Padua thut es auch nicht; ja in Umbrien ist der Germane dem „Geiste, den er begreift", unendlich näher als hier an der Alpengränze. Italien nimmt sich in der geheimnißvollen Lagunenstadt noch einmal ganz zusammen; um den Zauber zu vollenden, dient hier der Orient dem italienischen Elemente zur Folie. Der Schatten von Konstantinopel schlägt bis über die Lagunen der Adria hin.

Die zwei duftigsten Blüthen des orientalisch-italischen Wesens sind die *Markuskirche* und der *Dogenpalast*. Ihre Beschreibung ist das Werk der Detaillisten. Im Palazzo Ducale notire ich die Sala del maggior Consiglio, einen der größten Säle der Welt mit dem größten Oelbilde, dem „Paradiese" des *Tintoretto*. Die Paul Veronese, Palma giovane, Carlo Cagliari, Bassano ꝛc. muß man mit Sieben-

meilenstiefeln ablaufen. In der Sala delle quattro porte einer der verführerischesten Tizians: „der Glaube am Kreuze". Da kann man wahrlich sagen: „Alles was sie will verschönen". Endlich, endlich macht sich Paul Veronese geltend: in der Sala del Anticollegio befindet sich seine herrliche „Entführung der Europa" durch den Stier, groß gemalt. Das geht denn doch über die „Hochzeiten von Cana", „S. Marco in gloria", über alle möglichen „Annunziaten" hinaus; hier schließt sich der decorative Maler an Guido Reni, Giulio Romano und Rafael an, an die unvergleichlichen Darsteller der „Aurora", der „Psyche" und der „Galathea".

Die Markuskirche ist die wenigst schöne und zugleich die imposanteste Kirche der Welt. Eindruck macht sie nur von Außen, aber freilich einen unvergeßlichen; der Markusplatz besteht gar nicht ohne sie. Man hat die Sophienkirche Stück für Stück hineingetragen und das größte Mosaiken-Museum hier angelegt. Führt ein begabtes Mädchen durch ganz Italien, zeigt ihm alle Bauten in allen Stylen, und fragt sie zuletzt: Welches ist die schönste Kirche im ganzen Lande? Die Antwort wird unfehlbar lauten: „S. Marco zu Venedig!" — Warum? — Antwort: weil dem so ist! — Diese orientalische Kuppelwelt im Aether der Adria schwimmend: das ist ein Wunder. Und jedes Mädchenherz will sein Wunder haben.

Durch den Canale Grande geschaukelt. Imposanter Verfall, glänzender Ruin. Wie mächtige Gespenster aus Stein ragen die Paläste aus dem Wasser hervor. Einsilbig furcht der Ruderschlag das stille tiefe Wasser.

Venedig ist ein Grab, in welchem man von vergangener Herrlichkeit träumt. Ob die Italiener Leben in diese Marmorskelette hauchen werden? Oesterreich sitzt wie ein Leichenwurm darin. Wir plätschern leise bis zur Scalzikirche hinauf, betrachten wehmüthig dieses gescheuerte Spielzeug, diesen Flittertand sonder Sinn und Bedeutung, rudern ein wenig in den Seitenkanal, wo Manfrini und Galvagna ihre Kunstschätze darbieten, und schwimmen zum Ponte Rialto zurück. Wehmüthige Oede, steinernes Traumleben!

Abends zum Lido gefahren. Das schwimmende Feenschloß Venedig weicht zurück, wie Sterngefunkel leuchtet's uns nach. Ausgestiegen, die schmale Landzunge überschritten — da braust das Meer, der ewig thätige Bildner. Wir ziehen den salzigen Duft tief in unsere Lungen. Wie dicht warm das einströmt! Muscheln gesucht, den bunten Kram als Liebespfand mitgenommen. — Auch Venedig wird frei, oder ich will es nicht wiedersehen.

Fest von San Redentore. Brücke überwandelt. Einen gesegneten Rosenkranz erstanden. Zum Museo Correr am Canal. Den Campanile auf dem Markusplatz vor Sonnenuntergang erstiegen: Prachtumblick auf die todte Königin der Adria. Abends Tombola auf dem Markusplatz. Die Oesterreicher sammt dem Erzherzog Albrecht todtgeschwiegen. Auf die Piazetta geflüchtet. Die Wasser so ernst blau, Mond und Sterne weinen glänzende Thränen darauf.

Unsägliche Trauer beschleicht mich. Ich glaube, die Venetianerinnen haben das Lieben verlernt. Venedig, der steinerne Tod, schwimmt auf der Lagune. Die Leichenhüter klappern mit den Säbeln um den Katafalk.

. . . .

Beim Abschluß dieser „Fragmente“ finde ich beständig ein englisches Buch auf meinem Schreibtische. Ich weiß nicht, wer mir es hinlegt, oder vielmehr ich weiß es doch. Das Buch heißt: Hard Times, by Charles Dickens. Ich öffnete es halb, ich öffnete es ganz, endlich begann ich zu lesen. Offenherzig gesprochen, ich hatte die größte Mühe, die ersten Seiten Englisch hinabzuwürgen. Diese Kieselsteinsuppe wollte mir nach den süßen hesperischen Gerichten durchaus nicht munden. Englisch erschien mir als der Ausbund nordischer Barbarei, obgleich England den Shakespeare und den Byron hervorgebracht hat.

Aber was ist alle Mundverrenkung gegen die verrenkten sozialen Zustände, welche der Dichter so lebhaft sarkastisch zu schildern weiß! Was will das wüste Wurzelgemengsel besagen, neben der Olla podrida von Hartherzigkeit und Elend, von Stumpfsinn und Jammer, der in diesem Romane durcheinander wirbelt! Was bedeutet alles unmusikalische Gerassel, Geknurre und Gegauze des Idioms gegen die Disharmonieen der Fact-Theorie, jenes nichtsnutzigen, faulen, stinkenden Materialismus, der das „freie“ England beherrscht und regiert!

Italien ist arm und dürftig; aber Italien ist nicht elend, nicht miserabel. Hundertmal lieber in Venedig begraben liegen, als in Coketown vegetiren, das heißt

Mr. Bounderby sein! Und vegetirten sie nur noch in der idealen Hauptstadt Englands, in jenem Backsteinnest mit Schornsteinen und ewigen Rauchsäulen! Vegetation ist ein viel zu edler Begriff für sie: sie sind zu Maschinen geworden!

Italien ruft: fuori i barbari! Unità e libertà della patria! — Kinderei! wer erlöst die Welt von Coketown? Das ist die Frage!

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.